

Das Villingener Werk
der Vereinigten
Aluminium-
Gießereien
im Jahre 1940



Das lange gehegte Bild der friedliebenden, heimatverbundenen Industrie des Schwarzwaldes muss durch den verborgen gebliebenen Aspekt der militärischen Produktion ergänzt werden.

Bei einigen Firmen im heutigen Landkreis führten ursprünglich zivile Entwicklungen später zu umfangreichen militärischen Aufträgen insbesondere zu Zeiten des Dritten Reiches und ab Kriegsbeginn 1939. Gerade auch die nach dem Kriege führenden Betriebe hatten oftmals den Grundstein zu ihrem Erfolg durch technologisch hoch entwickelte Produkte in der Kriegs- und Rüstungswirtschaft errungen.

Wer mit der Quellenarbeit vertraut ist, dem bieten sich heute noch zahlreiche Hinweise auf die Rüstungsproduktion in der Region des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises.

Ein Beitrag von Kreisarchivar Dr. Joachim Sturm widmet sich dem Thema in diesem Band.

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 57 · 2014



Neueste Forschungen

**Fürstenberg
und Wartenberg**

Suche nach dem Schmetterling

Tagaktive Falter



Verein für Geschichte und
Naturgeschichte der Baar

Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

57. Band 2014

**Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

57. Band 2014



**Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
gegründet 1805**

Impressum

- Schriftleitung Dr. rer. nat. Helmut Gehring und Dr. phil. Friedemann Kawohl
- Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im März. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres. Der Schriftenband kostet 20,- Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25,- Euro enthalten.
- Geschäftsstelle des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78159 Donaueschingen, Postfach 1954, Schulstraße 6
Telefon/Fax: (07 71) 92 94 205,
Öffnungszeiten Mo 18 – 20 Uhr (Änderungen vorbehalten)
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein
- Bankverbindung:
Sparkasse Schwarzwald-Baar, Kto.Nr. 242 20 60 10, BLZ 694 500 65
IBAN: DE43 694 500 65 0242 20 60 10, BIC: SOLADES1VSS
- Titelbild Blick vom Gutmadinger Kapf auf den Fürstenberg, Foto: Holger von Briel
- Gestaltung/Layout Holger von Briel
- Druck Moog Druck, Hüfingen
- ISSN 0340-4765

Diese Zeitschrift wird gefördert durch das Regierungspräsidium Freiburg,
die Stadt Donaueschingen, die Stadt Hüfingen und die Sparkasse Schwarzwald-Baar



Regierungs-
präsidium
Freiburg



Vorwort Seite 7

Historische Abhandlungen und Beiträge

CORINA FRITSCH
Fürstenberger oder Wartenberger?
Der Machtkampf um die Vorherrschaft auf der Baar im 13. Jahrhundert. 9

HEIKO WAGNER
Von der Steinzeit zur Stadt
Neue Forschungen zur Besiedlungsgeschichte des Fürstenbergs 33

WERNER FISCHER
„Messo-Kirch“ oder „Messe-Kirch“ – Georg Tumbült und der Streit
um den Namen der Stadt Meßkirch 63

WINFRIED HECHT
Ein „neues“ Gemälde von Johann Achert
in der St. Blasius-Kirche in Aasen 71

MICHAEL TOCHA
Robert Gerwig als Reichstagsabgeordneter
für Donaueschingen-Villingen 75

ULF WIELANDT
Eine Skizze des Donauquellentempels aus dem Jahre 1914. 85

JOACHIM STURM
Das Villingen Werk der
„Vereinigten Aluminium-Gießereien Singen-Teningen GmbH“ 1939–1946
Ein Schweizer Rüstungsunternehmen
im ehemaligen Landkreis Villingen 89

Stadtgeschichte bei den Musiktagen 2013 –
Über die Klanginstallation „Debatten“ im Donaueschinger Ratssaal 115

MATTHIAS WIDER
Von der „Perle des Wuthachtales“ bis zur modernen Wüstung
Kleine Geschichte des ehemaligen Bad Boll 117

ULF WIELANDT
Über den Mineralwasserversand und die Wasseranalysen
der Schwefelquelle im ehemaligen Bad Boll im Wutachtal 141

Naturkundliche Abhandlungen und Beiträge

THOMAS SCHALK

Auf der Suche nach dem Schmetterling –
tagaktive Falter im Schwarzwald-Baar-Kreis 145

WOLF HOCKENJOS

Das Plattenmoos – frühe anthropogene Eingriffe
rund um das letzte intakte Hochmoor der Baar 163

HARTMUT EBENHÖH, GABI EBENHÖH & HANS SCHONHARDT

Zum Auftreten einiger durchziehender Vogelarten
im Schwarzwald-Baar-Kreis 2000 – 2012 177

HELMUT GEHRING

Der Einfluss des extremen Spätwinters 2013 auf den
Frühjahresdurchzug des Kiebitzes auf der Baar 189

DIETER KNOCH

Helmut Kaiser –
ein großer Kenner der heimischen Vogelwelt ist gestorben 193

Vereinschronik 198

Nachruf Georg Goerlipp 211

Nachruf Emil Ketterer 213

Buchbesprechungen 215

Hinweise für unsere Autoren 232

Vorwort

Den Fürstenberg trennen vom Wartenberg nicht nur 6 km und 100 Höhenmeter, sondern auch ein beträchtlicher Altersunterschied: Dieser erhielt als nördlichster der Hegau-Vulkane erst vor 150.000 Jahren seine heutige Form, während jener als „Zeugenberg“ von einem vor 150 Millionen Jahre ausgetrockneten Jura-meer „zeugt“. Für Heiko Wagner „bezeugt“ der Fürstenberg aber auch eine vom Neolithikum bis exakt zum 18. Juli 1841 dauernde Siedlungsgeschichte. Wenige Monate bevor das Feuer die alte Stadt Fürstenberg zerstörte, begann im Jahr 1840 die von Matthias Wider erzählte Geschichte Bad Bolls. Von Spannungen zwischen Fürstenberg und Wartenberg, genauer, zwischen den Familien, die dort im 13. Jahrhundert in Sichtweite gegeneinander gerichtete Burgen bauten, handelt Corina Fritsch' Beitrag. Zwischen diesen beiden Bergen, an der jungen Donau hielt sich nicht nur der Vogelkundler Helmut Kaiser gerne auf, an den wir erinnern, sondern im März 2013 auch mehr als 800 Kiebitze, die wegen des Kälteeinbruchs viele länger als sonst gastierten.

Dass von Menschen gestaltete Geschichten auf viel älteren naturgeschichtlichen Ereignissen fußen, wird an Ulf Wielandts Analyse des Boller Mineralwassers deutlich, und an Wolf Hockenjos' These, der brennbare Torf des Plattenmooses könnte die keltische Siedlung bei Villingen begünstigt haben. Die Schmetterlinge, von denen Thomas Schalk 92 Arten im Schwarzwald-Baar-Kreis zählt, nützen den Menschen nicht, und werden deshalb, wie Immanuel Kant gesagt hätte, mit „interesselosem Wohlgefallen“ betrachtet, womit wir über das Naturschöne zum Kunstschönen kommen: Zu dem Gemälde in Aasen, das Winfried Hecht als eine Darstellung des heiligen Franz Xavers durch den Rottweiler Maler Johann Achert identifizieren konnte, zu einer vor genau einem Jahrhundert entstandenen Skizze des Donauquellentempels, und zu der Berliner Künstlerin Kirsten Reese, die sich für eine Klanginstallation bei den Donaueschinger Musiktagen 2013 mit einigen Aspekten der Stadtgeschichte beschäftigt hat.

Verflechtungen zwischen Wirtschaft und Politik zeigen Beiträge von Joachim Sturm über den Zwangsarbeitereinsatz in den Villingener Alluminiumwerken und von Michael Tocha über den Eisenbahnbauer und Reichstagsabgeordneten Robert Gerwig. Aber nicht nur Menschen und Moore haben Geschichten, sondern auch unsere Zeitschrift: Werner Fischer berichtet einen 80 Jahre alten, in Band 19 erschienenen Beitrag von Georg Tumbült, der einem Jahrzehnte dauernden Streit um die Herkunft des Namen der Stadt Meßkirch Nahrung gab.

Wir danken Johannes Hirner und Michael Tocha für ihre redaktionelle Mitarbeit und wünschen den Lesern erhellende und unterhaltsame Stunden

Helmut Gehring und Friedemann Kawohl

Fürstenberger oder Wartenberger? Der Machtkampf um die Vorherrschaft auf der Baar im 13. Jahrhundert

von CORINA FRITSCH

Die Feststellung, dass der Adel im Mittelalter Herrschaft ausübte, ist, so WERNER HECHBERGER, „einer der trivialsten Sätze der deutschen Rechts-, Verfassungs- und Sozialgeschichte [...]. Schon etwas weniger trivial ist die Frage, wie diese Herrschaft überhaupt entstanden ist.“¹ Wie sich adlige Herrschaft in der Region Baar im 13. Jahrhundert entwickelt hat, möchte ich im Folgenden analysieren. Die sich damals neu strukturierenden Herrschaftsverhältnisse sollten die Baar über lange Zeit entscheidend prägen. Nachdem sich zu Beginn des Jahrhunderts die Grafen von Urach und der Stauferkönig Friedrich II. um das Erbe der Zähringer gestritten hatten, waren Mitte und Ende des Jahrhunderts geprägt vom Kampf zwischen den Häusern Sulz/Wartenberg und Fürstenberg, um den es in diesem Aufsatz vor allem gehen soll. Im ersten Teil werde ich die Herrschaftshäuser der Fürstenberger, der Sulzer und der Wartenberger im Hinblick auf ihre Bedeutung und ihren Bezug zueinander und zur Region Baar vorstellen. Im zweiten Teil werde ich die Rivalität der Fürstenberger und Wartenberger um Burgen, Städtegründungen und geistliche Einrichtungen darstellen und abschließend das Spannungsfeld im Bereich Landgrafschaft und Grafschaft sowie die Auflösung des Konflikts beschreiben.

Rivalisierende Adelsgeschlechter der Fürstenberger, Wartenberger und Sulzer

Das Erbe Eginos V. von Urach wurde wohl im Jahr 1245 unter seinen Söhnen aufgeteilt.² Konrad, der Ältere, übernahm die Besitzungen im Breisgau und Hausach. Der jüngere Bruder Heinrich erhielt die ungünstigeren, hochgelegenen Gebiete auf der Baar und im Schwarzwald.³ Heinrich, der Begründer der bis heute fortbestehenden Adelslinie,⁴ verlegte seinen Hauptwohnsitz auf den Fürstenberg und nannte sich 1250 erstmals „Herzog von Fürstenberg“ („comes de Vurstenberc“)⁵ und hinterließ bei seinem Tod im Jahr 1284⁶ die Grafschaft Baar und seinen restlichen Besitz in relativ stabilen Machtverhältnissen. Zwischen seinen Söhnen wurde, so SIGMUND RIEZLER, auch durch „das Drängen der Villingener Bürgerschaft, die nur einem Herrn dienen⁷ wollte, eine Teilung der fürstenbergischen Lande herbeigeführt“⁸. Friedrich, der Ältere, erhielt die Stammburg Fürstenberg, den südlichen und westlichen Teil der Baar und die Stadt Wolfach aus dem Erbe seiner Frau. Egen erhielt die Stadt Villingen und den nördlichen Teil der Baar sowie die anderen Besitzungen im Kinzigtal⁹ und machte Haslach neben Villingen zum Sitz seiner Linie, der sogenannten Haslacher Linie, welche 1386 im Mannesstamm erlosch,¹⁰ worauf Graf Heinrich IV. den Besitz der beiden Linien weitgehend wieder vereinen konnte.¹¹



Darstellung eines fürstenbergischen Ritters im 13. Jahrhundert.

War Eginos V. von Urach größter Feind in der Auseinandersetzung um das Erbe der Zähringer noch Kaiser Friedrich II. von Staufen, brauchte Heinrich diesen Konkurrenten nicht mehr fürchten. Während der Jahre des Interregnums von 1245/50–1273, der Zeit schwacher Könige und ohne Kaiser, unterstützte Heinrich sogar die Stauer.¹² Er befand sich in einer finanziell schwierigen Situation¹³, sodass er frei verfügbares Eigengut, sogenannten Alodialbesitz, auf der Baar unter die Lehenshoheit des Bischofs von Straßburg stellen musste.¹⁴ Erst als 1273 der mit ihm verwandte Rudolf von Habsburg zum König gewählt wurde¹⁵, verbesserte sich seine Situation. Er war jetzt oft in der Umgebung des Königs anzutreffen, dem er schon vor der Königswahl nahegestanden hatte, und reiste als eine Art „Königsbote“ nach Norddeutschland und Italien.¹⁶ Diese treuen Dienste lohnte der König, indem er Heinrich zum kö-

niglichen Stellvertreter der Regionen Romagna und Maritima ernannte¹⁷, die Städte Haslach und das noch wichtigere Villingen in den Jahren 1278 und 1283 als fürstenbergischen Besitz bestätigte und ihm – nach Verzicht des Grafen von Sulz – die gesamte Grafschaft in der Baar verlieh.¹⁸ Heinrich förderte die Stadt Villingen, gründete das spätere Hauskloster Mariahof in Neudingen¹⁹ und bemühte sich, die Besitzungen auf der Baar durch die Städteneugründungen Neustadt und Vöhrenbach in Richtung Schwarzwald auszubauen.²⁰

Der Siedlungsname Sulz wird erstmals im Jahr 790²¹ genannt, ab der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts tauchte in Verbindung mit dem Ort eine Adelsfamilie auf,²² und im Jahr 1092 erschien zum ersten Mal ein Graf von Sulz in einer privaten Urkunde.²³ „Ich Berthold, Graf von Sulz“ („*Ego Bertholdus comes de Sulze*“)²⁴, so urkundete der Graf von Sulz 1222 in Salem in der ältesten überlieferten Ausstellerurkunde dieses Geschlechtes.²⁵ Unklar ist, welches Gebiet genau diese Grafschaft umfasste. Vermutet wird das nördliche Drittel der alten Bertholdsbaar²⁶ mit einem Zentrum im oberen Neckartal zwischen Rottweil und Sulz und Besitzungen im Westen bis an den Schwarzwald und im Süden und Osten bis in die Alb.²⁷ Das Kloster Alpirsbach wurde „in der Region jenes Grafen“ („*regionis illius comite*“)²⁸ – gemeint war Alwig von Sulz – gegründet, und 1140 amtierte ein Sulzer in der zwischen 1084 und 1245 nachgewiesenen Baarerer Grafschaft Aasen („*In pagum nomine Bara, in comitatu Aseheim*“).²⁹ Nach einer unten ausführlich diskutierten Urkunde von 1283 hatten die Grafen von Sulz

zumindest einen Teil der Grafschaft Baar vor den Grafen von Fürstenberg inne,³⁰ doch aufgrund der dürftigen Quellenlage nennt KARL SIEGFRIED BADER „deren Grafschaftswürde durchaus problematisch“.³¹ Wir gehen davon aus, dass die Sulzer im 12. Jahrhundert wohl mit dem Einverständnis der dort mächtigen Zähringer auf die Baar gelangten,³² bevor sie in der Regierungszeit Friedrich Barbarossas (1147–1190) ganz aus den Quellen verschwanden, und erst als Parteigänger der Staufer Heinrich VI. (1169–1197) und Friedrich II. (1212–1250) wieder auftauchen.³³ Möglicherweise wegen ihrer Treue zu den Staufern verloren sie große Teile ihres Herrschaftsgebietes, darunter auch ihre Stammburg.³⁴ Auch im Kampf um das Erbe des Zähringers Berthold V. nach 1218 erschienen sie nicht in den Quellen,³⁵ doch möglicherweise versuchten sie, ihre Macht auf der Baar wieder auszubauen, zumal die dort neu ansässigen Grafen von Fürstenberg keine Anhänger der Staufer waren und das neue Herrschergeschlecht weniger Macht als davor die Zähringer hatte.³⁶ Nach dem Interregnum unterstützten die Grafen von Sulz den neuen König Rudolf von Habsburg, mit dem sie, wie auch die Fürstenberger, verwandt waren,³⁷ und die gemeinsame Königstreue könnte zur Beilegung der Auseinandersetzung zwischen den Familien beigetragen haben. Seit Mitte des 13. Jahrhunderts waren die Grafen von Sulz und die Freiherren von Wartenberg verwandtschaftlich verbunden³⁸, so daß die Teilung der Grafschaft zwischen Sulz und Fürstenberg sowie die Ausübung eines Landgrafenamts durch die Wartenerger³⁹ vor diesem familiären Hintergrund zu sehen ist.

Bevor die Wartenerger⁴⁰ auf dem gleichnamigen Berg auf der Baar siedelten, wird 1086 ein „*Lantfridus*“⁴¹ von Geisingen erwähnt, der insofern ein „freier“ Herr war, als er sein Eigengut ohne fremde Zustimmung veräußern konnte.⁴² Indizien dafür, dass es sich bei diesem Geschlecht um Freiherren handelte, sind verwandtschaftliche Beziehungen zu den Grafen von Sulz, den Grafen von Freiburg und den Freiherren von Zimmern sowie die Ausübung von Vogtrechten über Klosterbesitz und die



Reitersiegel von Graf Heinrich I. von Fürstenberg (1283). FUB I, 583



Siegel König Rudolfs I. von Habsburg von 1278.
Foto: Wolfgang Sauber, Wikipedia

Tatsache, dass niederer Adel aus der Umgebung selbst in einem Dienstverhältnis zu den Wartenbergern stand.⁴³ Ein „*Counradus de Gisingen*“⁴⁴ bezeugte 1112 eine Schenkung und 1138 erschien zum ersten Mal ein vermutlich mit diesem identischer „*Conradus de Wartenberg*“.⁴⁵ In dieser Zeit verlegten viele deutsche Adlige nach französischem Vorbild und aufgrund politisch unruhiger Zeiten ihre Wohnsitze von der Ebene weg auf nahegelegene Berge, und so kann man auch davon ausgehen, dass die Herren von Geisingen auf den nahegelegenen Wartenberg umgezogen sind und sich dann nach diesem genannt haben.⁴⁶

Grundlage für den Aufstieg der Wartenberger war nicht nur Eigenbesitz auf der Baar⁴⁷, sondern auch die Vogtei über Güter des Klosters Reichenau.⁴⁸ Der Reichenauer Abt hatte ab der Zeit Karls des Großen (747/48–814) die niedere und ab der Zeit Karls des Dicken (839–888) die hohe Gerichtsbarkeit in seinen Besitzungen inne und setzte für die Ausführung dieser weltlichen Aufgaben Vögte ein.⁴⁹ Ab dem 13. Jahrhundert bildeten sich in vielen kleinen Siedlungen Ortsvogteien, über die die Wartenberger – wie auch andere Adlige an der oberen Donau und auf der Baar – ihre Herrschaft ausbauten.⁵⁰ Der Abt war zwar weiterhin Herr über Grund und Boden, aber mit der Zeit gingen ihm viele Rechte verloren und der Vogt wurde zum Landesherrn.⁵¹ Ursprünglich hatten die Wartenberger viel Besitz im Donautal bis nach Tuttlingen und dazu in Oberschwaben. Vermutlich sind die Herren von Wartenberg erst in den Kämpfen um die Zähringernachfolge mit Hilfe der Sulzer an Besitz in der Ostbaar gelangt,⁵² wo sie während des Interregnums (1245–1273) in den Worten BADERS „eine Schlüsselrolle spielten“⁵³, wodurch es zur Konfrontation mit den Grafen von Fürstenberg kam, welche zur mächtigsten Partei im restlichen Baarraum wurden.

Burgen, Städte und Klöster in der Konkurrenz zwischen den Häusern Fürstenberg und Wartenberg

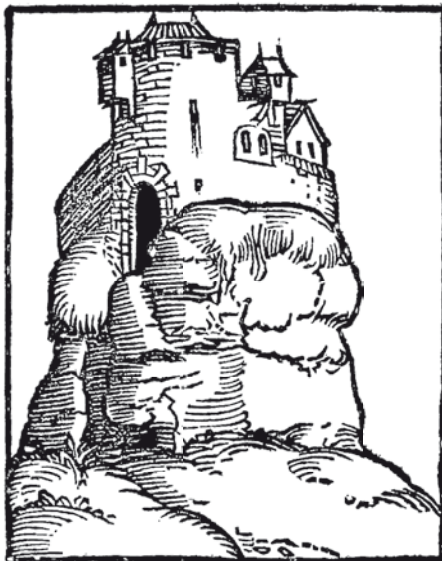
Erstmals genannt wird die Burg Fürstenberg in den Annalen des Klosters St. Georgen unter dem Jahr 1175: „Krieg zwischen Herzog Berthold (von Zähringen) und den Zollern. Der Herzog hat den Fürstenberg besetzt“ („*Bellum inter ducem Bertholdum et Zolrenses. Dux occupavit Fürstenberc*“).⁵⁴ PAUL REVELLIO, der Grabungen auf dem Fürstenberg durchgeführt hat, vermutete, dass der Berg in karolingischer Zeit als Rückzugsort für die Königspfalz Neudingen diente und danach als Volksburg zum Schutz für die Bewohner der umliegenden Siedlungen Sumpfohren, Neudingen und Riedböhringen, die selbst für die Instandhaltung verantwortlich waren. Neudingen und Fürstenberg waren durch eine markrechtliche Einheit verbunden⁵⁵, und Heiko Wagner bemerkt in seinem Beitrag zum vorliegenden Band, dass „die Gemarkung Fürstenberg aus Hondingen und Neudingen herausgeschnitten bzw. hineingesetzt“⁵⁶ ist. Da viele Adlige in dieser Zeit Burgen auf den ihren Siedlungen nahegelegenen Bergen bauten, waren wohl die Zähringer – oder wer auch immer die damaligen Herren von Neudingen waren – die Erbauer der Burg,⁵⁷ die nach dem Tod der Zähringer in den Besitz der Grafen von Urach und dann an Graf Heinrich überging, der sich seit 1250 nach seinem neuen Stammsitz nannte. Da der Name Fürstenberg bereits 1175 verwendet wird⁵⁸, ist es nicht der „Berg der Fürsten“, sondern „der vürderste (=vorderste) Berg“ des

Höhenzugs. Nicht der Berg ist nach dem Adelsgeschlecht benannt, denn die waren damals Grafen und noch keine Fürsten, sondern umgekehrt, die Fürstenberger nach dem Berg.

Warum nun wählte Graf Heinrich gerade den Fürstenberg als Stammsitz? Villingen, die wichtigste Stadt auf der Baar, war noch nicht sicherer Rechtsbesitz und die Besitzungen im Kinzigtal lagen zu weit weg von der Baar und damit von der Hauptmasse der fürstenbergischen Güter. Die Burg Zindelstein, auf der noch Heinrichs Vater Graf Egeno V. oft verweilte, war Heinrich als Hauptsitz vielleicht zu eng und zu wenig zentral.⁵⁹ Für die Burg Fürstenberg sprach ihr nicht zu unterschätzender symbolträchtiger Wert im Zusammenhang mit der am Fuße des Berges gelegenen, ehemaligen Königspfalz Neudingen und die Nähe zu den Rivalen um die

Vorherrschaft in der Baar auf dem gegenüberliegenden Wartenberg.⁶⁰ Die neu auf der Baar sich niederlassenden Fürstenberger konnten hier die auf der östlichen Baar etablierten Wartenberger buchstäblich im Auge behalten.

Die erste Burg auf dem Wartenberg wurde spätestens ab dem Jahr 1138⁶¹ errichtet, als Konrad⁶² erstmals mit dem Zusatz „von Wartenberg“ genannt wird⁶³. Der Name ist wohl im Sinne von ‚Hochwacht‘ zu verstehen, von der man eine weite Sicht über das Donautal und die Hochebene der Baar hatte.⁶⁴ Es ist denkbar, dass sich die Herren von Geisingen durch die Erbauung der Burg Fürstenberg bedroht fühlten und darauf mit der Errichtung einer Höhenburg auf dem Wartenberg reagierten.⁶⁵ Vielleicht haben die Wartenberger sich selbst und den Berg nach ihrer Burg benannt, die erstmals im Jahr 1299 als „*castrum Wartenberg*“⁶⁶ erwähnt wird und sich am Westhang befand, abgewandt von der Siedlung Geisingen, und damit gegen die Burg Fürstenberg gerichtet,⁶⁷ von wo Angriffe zunächst der zähringischen Rivalen und später der Fürstenberger abgewehrt werden konnten.⁶⁸ In einer Verpfändungsurkunde von 1367 werden zwei Festungen genannt: „*die zwei vestinan Wartenberg, die núwen vnd die alten, vnd Gisingen die stat*“⁶⁹ und in einem legendenhaften Bericht des St. Georgener Abts Georg Gaisser aus dem 17. Jahrhundert wird von zwei feindlichen Brüdern in den beiden Burgen erzählt.⁷⁰ Wahrscheinlich entstand auch die zweite Burg durch Konrad⁷¹ in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert, als die Wartenberger ihre größte Macht entfalteten und gleichzeitig die Burg auf dem Fürstenberg zum Hauptsitz der Fürstenberger ausgebaut wurde. Heute sind von der alten Burg noch einige Steine übrig, die aber künstlich aufgeschichtet wurden, so dass von der ursprüng-



Phantasievolle Darstellung der Burg Fürstenberg aus der *Cosmographia* von Sebastian Münster, 1544.

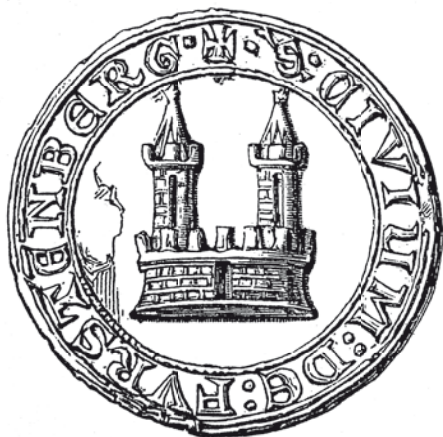
lichen Ruine nichts mehr erkennbar ist. An der Stelle der jüngeren Burg steht heute das Lustschloss, das Baron Lassolaye im 18. Jahrhundert auf den Ruinen der Festung aufbauen ließ.⁷²

Fürstenberg wird 1278 erstmals als Stadt erwähnt⁷³, muss also zwischen 1175, der ersten Nennung der Burg,⁷⁴ und 1278 zur Stadt ausgebaut worden sein. Strittig ist, ob die Stadt bereits unter den Zähringern oder erst unter den Fürstenbergern entstanden ist.⁷⁵ Für den Ausbau unter Heinrich I. von Fürstenberg spricht, dass der seinen Hauptsitz dorthin gelegt hatte und wohl keine unbefestigte Bergkuppe und somit eine schlecht zu verteidigende Burganlage in der Nähe seiner Rivalen auf dem Wartenberg haben wollte. Die Siedlung wurde als Festungsstadt errichtet, deren Form und maximale Ausdehnung durch die geologischen Vorgaben festgelegt waren. Sie hat sich jedenfalls nicht aus einem Dorf entwickelt und da sie nicht zentral an einer wichtigen Straße lag, hatte sie auch kein Marktrecht,⁷⁶ sondern von Anfang an Stadtrecht.⁷⁷

Geisingen wurde als Stadt erstmals 1329 erwähnt⁷⁸, aber schon 1324 siegelten „*der Schultheiß und die Burger von Gisingen*“⁷⁹ eine Urkunde. Ein Schultheiß stand immer einer Stadt vor und die Tatsache, dass Geisingen damals schon ein eigenes Siegel besaß, deuten darauf hin, dass Geisingen schon seit längerem Stadt



Von der Natur überwucherte Umfassungsmauer aus Basaltquadern –
Reste der ersten Burg auf dem Wartenberg. Foto: H. von Briel



Siegel der Stadt Fürstenberg (1307).

FUB II, 36



Siegel der Stadt Geisingen von 1324.

Geisinger Chronik, Repro: Thomas Schmid

war.⁸⁰ Obwohl diese urkundlichen Bezeugungen Geisingens als Stadt erst aus der Zeit stammen, als Geisingen zum fürstenbergischen Besitz zählte, ist man sich darin einig, dass das Dorf Geisingen bereits unter den Wartenbergern zur Stadt erhoben worden sein musste.⁸¹

Wie die Burgen auf dem Fürstenberg und dem Wartenberg waren auch die Städte Fürstenberg und Geisingen Konkurrenzgründungen, „Pole zweier Herrschaftsgebilde“, so BADER, jeweils mit der „Funktion: Schutz und fester Ort einer Herrschaft zu sein“.⁸² Allerdings wurde Fürstenberg als Wehrstadt errichtet, das an einem Straßenschnittpunkt zwischen Donau- und ins Aitrachtal⁸³ gelegene Geisingen dagegen als Markt- und Gerichtsstadt⁸⁴. Wahrscheinlich wurde die Stadt Geisingen – ähnlich wie Hüfingen – planmäßig neben dem alten Dorf aufgebaut und die Bewohner siedelten nach und nach in die neue Stadt um.⁸⁵ Im Jahr 1350 erfahren wir von einem „Smit bi dem tor“,⁸⁶ das heißt, dass die Stadt bereits ummauert gewesen sein muss. Wegen des Stadtsiegels von 1324 mit dem Wartenberger Löwe und dem Fürstenberger Adler wird vermutet, dass das Wappen vor der Übernahme durch die Fürstenberger nur den Wartenberger Löwen zeigte.⁸⁷

Da die Baar bereits sehr früh dicht besiedelt war, entstanden hier nur kleinere Klosteranlagen, nämlich außer Amtenhausen, eine Tochtergründung des Schwarzwälder Klosters St. Georgen, das Kloster Mariahof oder „Auf Hof“, wie es auch genannt wird, in Neudingen.⁸⁸ Erstmals erwähnt wird der Konvent 1274 in zwei beinahe gleichklingenden Urkunden: Bischof Rudolf von Konstanz löste die Kapelle⁸⁹ von der Pfarrei Neudingen und genehmigte eine klösterliche Niederlassung; Heinrich von Fürstenberg⁹⁰ stellte das Gelände zur Verfügung, den Platz der ehemaligen Königspfalz, auf dem möglicherweise noch Gebäude vorhanden waren. Die Fürstenberger führten als Kastvögte die weltliche Aufsicht über die Verwaltung des Nonnenkonventes.⁹¹ Wegen seiner wichtigen Rolle bei der Gründung gilt Heinrich als Klostergründer. Der Eintrag im Anniversarienbuch des Klosters am 5. Januar, „*Domina Agnes priorissa. Stifterin dis closters*“,⁹² erhärtet

diese These, denn Heinrichs Frau Agnes von Truhendingen ging vermutlich nach dem Tod ihres Mannes in das von diesem gegründete Kloster.⁹³ Dem älteren Kloster Amtenhausen standen Fürstenbergs Rivalen, die Freiherren von Wartenberg vor, so dass man mit Mariahof ein eigenes Kloster gründen wollte,⁹⁴ das oft auch als fürstenbergisches ‚Hauskloster‘ bezeichnet wird.⁹⁵ Solche Hausklöster wurden oft in jener Zeit gegründet, wenn ein Adelsgeschlecht auf eine Höhenburg umsiedelte und dienen der Selbstdarstellung der Familien und der Demonstration ihrer Standesqualität,⁹⁶ in diesem Falle vor allem gegenüber dem Haus Wartenberg und ihrem Kloster Amtenhausen. Zudem wurden in den Hausklöstern unverheiratete Töchter und Witwen ausgebildet und versorgt, was im Kloster Mariahof für neun fürstenbergische Gräfinnen belegt ist.⁹⁷ Die wichtigste Aufgabe aber lag in der Memorialfunktion: Das Hauskloster war der Ort des ständigen Gebetes für die Lebenden und Toten der Familie, und damit verbunden war auch die Verlegung der Erbbegräbnisstätte ins Kloster.⁹⁸ Als solche aber war der Konvent nicht gegründet worden, denn Graf Heinrich I. sah Villingen als das Zentrum seiner Herrschaft an und wurde mit seiner Frau Agnes im dortigen Münster begraben, wie vermutlich auch seine Söhne Graf Egen und die Domherren Konrad und Gebhard.⁹⁹ Erst nach dem Verlust Villingens an Habsburg im 14. Jahrhundert mußte die Erbbegräbnisstätte verlegt werden, und da Heinrich II. die Wartenbergerin Verena geheiratet hatte, bot sich das in der Nähe des ehemals feindlichen Wartenberges¹⁰⁰ gelegene Neudingen¹⁰¹ an. BADER verweist auch auf den symbolischen Gehalt Neudingens, „wo der König einst seinen Sitz hatte, wo Jahrhunderte hindurch auf alter geweihter, dem Volke geheiligter Stätte Recht gefunden und gesprochen worden war“ und das „aus königlicher Hand erworbene Stammgut“¹⁰² der Grafen war.

Die Gründung des Klosters Amtenhausen als dem ersten Kloster auf der Baar¹⁰³ beschreibt die Vita des Theoger,¹⁰⁴ der von 1088 bis 1118 Abt in St. Georgen war¹⁰⁵ sowie die eigene Überlieferung des Klosters, nach der es 1107 gegründet und 1113 vom Bischof Gebhard aus Konstanz geweiht wurde.¹⁰⁶ Sowohl die Zähringer als Vögte des Klosters St. Georgen mussten der Verlegung eines Teiles des Klosters zustimmen, als auch die Wartenberger, die Hoheitsrechte in dem Tal zwischen Zimmern und Öfingen hatten¹⁰⁷. Nicht die Zähringer, sondern die Wartenberger waren Vögte des neuen Konventes¹⁰⁸, bis mit Graf Heinrich II. 1307 zum ersten Mal ein Fürstenberger als Vogt auftaucht, allerdings an der Seite der wartenbergischen Gräfin Anna von Freiburg-Badenweiler, was auch dafür spricht, dass die Vogtschaft von den Wartenbergern ausging.¹⁰⁹ Da die dauerhafte Grablege in neugegründeten Klöstern oft mit der Umsiedlung der Adligen auf eine Burg zusammenfiel, können wir annehmen, dass die Nutzung als Erbbegräbnisstätte der Wartenberger kaum später als die Errichtung der ersten Burg auf dem Wartenberg anzusehen ist.¹¹⁰ Nach vielen anderen Mitgliedern der Familie¹¹¹ sind mit Anna von Freiburg und Verena von Fürstenberg auch die beiden letzten Wartenbergerinnen der Stammlinie dort begraben.¹¹² Daran zeigt sich, dass diese Wartenberger Familientradition sehr wichtig war, denn Verena war ja die Gattin von Graf Heinrich II. von Fürstenberg, der das Kloster Neudingen zur neuen Grablege seiner Familie machte, und wurde dennoch nach ihrer Familientradition im ehemaligen Konkurrenzkloster der Fürstenberger bestattet.

Unter den Wartenbergern konnte das Kloster seine Besitzungen vergrößern, nach Übergabe des Klosters an die Fürstenberger gab es keinen Gebietszuwachs mehr, weil diese vermutlich darauf bedacht waren, ihr eigenes Kloster zu fördern.¹¹³ Mariahof in Neudingen war ein echtes ‚Hauskloster‘ für die Linie Fürstenberg. Für Amtenhausen gilt das nur mit Einschränkungen¹¹⁴, weil die Wartenberger nur die Vogtei innehatten, das Kloster selbst aber immer sehr eng mit dem Mutterkloster St. Georgen verbunden blieb und der Autorität des St. Georgener Abtes unterstand. Auch wenn nur eine Quelle auf eine militärische Auseinandersetzung hinweist,¹¹⁵ standen die Häuser Fürstenberg und Wartenberg sich räumlich gegenüber und stimmten ihre militärischen, wirtschaftlichen oder geistlichen Aktivitäten aufeinander ab, sodass es zu rivalisierenden Burgen-, Städte- oder Klostergründungen kam. Wichtig für den Ausbau der Herrschaftsbereiche war auch das Verhältnis zwischen der Grafschaft und der Landgrafschaft Baar und der Aufteilung dieser Ämter zwischen den Grafen von Sulz, den Grafen von Fürstenberg und den Freiherren von Wartenberg.

Die Landgrafen in der Baar und die Grafschaft Baar

Der Titel eines ‚Landgrafen‘ wurde erstmals im 12. Jahrhundert in Thüringen bekannt, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert taucht er erstmals auf der Baar im Zusammenhang mit den Freiherren von Wartenberg¹¹⁶ auf und während des 13./14. Jahrhundert auch im Breisgau, Hegau, Klettgau und Thurgau.¹¹⁷ Jedesmal, wenn dieser Titel vorkommt, so THEODOR MAYER, „wurde ein Gebiet in unmittelbare Beziehung zum König gebracht und vom Herzog unabhängig.“¹¹⁸ Zunächst war der ‚Landgraf‘ ein persönlich verliehenes königliches Amt, erst später wurde es vererbt.¹¹⁹ Für die Wartenberger, welche sich zwar als Landgrafen, aber nie als Grafen bezeichneten,¹²⁰ war mit dem Amt vor allem die Ausübung richterlicher Aufgaben verbunden.¹²¹ Seit 1273¹²² führten Konrad und nach ihm sein gleichnamiger Sohn bis zu dessen Tod 1303¹²³ den Titel Landgraf¹²⁴, und Volkhard Huth hat auch noch auf eine allerdings nur fragmentarisch erhaltene Urkunde vom Februar 1264 hingewiesen.¹²⁵

Das Landgrafenamt der Wartenberger auf der Baar bestand neben dem Grafenamt, das die Herren von Sulz¹²⁶ schon zur Zeit der Zähringer ausübten. Nachdem die Fürstenberger in ihrem Teil der Baar als Grafen ansässig waren, trat Graf Hermann von Sulz¹²⁷ in Urkunden von 1268 und 1273 als „erster Zeuge“ auf. BAUMANN nimmt an, dass er dem Gericht – ähnlich wie später die Landrichter – als „amtierender Graf der Baar“¹²⁸ vorsah, und zwar in Verhandlungen, in denen es um die Wartenberger selbst ging und diese die Unterstützung ihrer verwandtschaftlich verbundenen Grafen brauchen konnten.¹²⁹ HUTH konnte durch eine weitere Urkunde von 1264 zeigen, dass Graf Hermann von Sulz kaum drei Wochen, bevor die erste Nennung Konrads als Landgraf nachzuweisen ist, schon als Graf in der Baar auftauchte.¹³⁰

Die Grafen von Sulz hatten also die Grafenrechte in der östlichen Baar inne und die Wartenberger agierten dort als ihre „Landrichter“¹³¹, wodurch die Fürstenberger, als Grafen in der restlichen Baar, sich bedroht fühlen konnten.¹³² Graf Heinrich I. von Fürstenberg, dessen Vater noch erbittert gegen den Stauferkönig

um das Zähringererbe gekämpft hatte, wird diesen Machtzuwachs auf der Ostbaar, der durch königlich-staufische Seite gestärkt wurde, misstrauisch beobachtet haben. Davon zeugen die Konkurrenzentwicklungen zwischen den Fürstenbergern und den Wartenbergern. Eine vorläufige Klärung der Situation trat erst durch zwei Urteile ein, mit denen König Rudolf von Habsburg im Zuge seiner Bemühungen um eine Landfriedenspolitik¹³³ auch die Grafschaftsverhältnisse auf der Baar regelte.¹³⁴ In einem Ende 1282 im elsässischen Ehnheim ergangenen Urteil wurde festgelegt, dass „keine Grafschaft im römischen Reich ohne unsere Zustimmung geteilt werden kann oder darf, noch verkauft oder ein Teil herausgelöst werden kann“ („*nullus comitatus sub Romano imperio sine nostro consensu possit vel debeat diuidi, vel uendi aut distrahi pars aliqua*“)¹³⁵. Auf dieses Urteil bezog sich König Rudolf, als er am 18. Januar 1283 nach dem „freien und spontanen Verzicht des edlen Herren Graf Hermann von Sulz“ („*ex libera et spontanea resignatione nobilis viri comitis Hermannii de Sulze*“) „die Grafschaft Baar dem edlen Herren Heinrich, Graf von Fürstenberg.“ („*comitatum in Bare nobili viro Henrico comiti de Vurstenberg*“) übergab.¹³⁶

Lange Zeit wurde angenommen, dass vor allem das erste dieser Urteile wegen einer unzulässigen Grafschaftsaufteilung zwischen den Grafen von Sulz und den Herren von Wartenberg erlassen wurde.¹³⁷ Dagegen aber spricht¹³⁸, dass die Herren von Wartenberg sich als Landgrafen und die von Sulz als Grafen betitelten und sich diese Titel nicht ausschließen,¹³⁹ und dass die Wartenberger – im Rahmen einer Strafmaßnahme wegen der etwaigen unzulässigen Teilung¹⁴⁰ – in den Urteilen gar nicht genannt werden, sondern nur der verzichtende Hermann von Sulz¹⁴¹ und der neue Graf Heinrich von Fürstenberg. Zudem hätte nach einer unrechtmäßigen Aufteilung auch Hermann von Sulz belangt werden müssen, doch der zog dem Urteil zufolge freiwillig („*libera et spontanea*“) seine Rechtsansprüche zurück. Vermutlich wurde er dafür entschädigt, worüber nichts urkundlich festgehalten ist, aber nach 1298 tauchten die Sulzer als königliche Hofrichter in Rottweil auf, wie auch die mit ihnen verwandten Wartenberger.¹⁴² Heinrich I. von Fürstenberg erhielt 1283 die Grafschaft Baar zwar „voll und unversehrt“ („*plene et integre*“)¹⁴³, was manchmal so verstanden wurde, dass er auch die Landgrafschaft erhalten hätte und die Wartenberger nur den Titel „Landgraf“ führten¹⁴⁴. Die Übertragung der Grafschaft wurde nur auf die Person Heinrichs bezogen „*ad personam*“¹⁴⁵ und er nannte sich selbst nur einmal, im August 1283, Landgraf in der Baar („*lantgravius in Bara*“),¹⁴⁶ wobei er dies, so vermutet BADER¹⁴⁷, nicht auf den östlichen Teil der Baar bezog, wo die Wartenberger Landgrafen blieben.¹⁴⁸



Siegel von Graf Heinrich I. von Fürstenberg von 1283, er urkundet als Landgravius in Bara.

Aus: VETTER, A.: Fürstenberg. Stadtteil von Hüfingen

Aus einer Urkunde, die 1281 „*in der stat ze Vilingen*“¹⁴⁹ von Graf Heinrich von Fürstenberg und von Graf Hermann von Sulz gesiegelt wurde, hat BADER eine in Fürstenbergischer Zeit etablierte „fragwürdige Mitgrafschaft in der Baar“¹⁵⁰ für Hermann von Sulz abgeleitet.¹⁵¹ Dagegen weist LEIBER darauf hin, dass die Grafschaftsrechte der Sulzer in der Baar in die Zähringerzeit zurückreichen,¹⁵² also schon bestanden, als die Fürstenberger auf die Baar kamen und seitdem wohl teilweise von den Sulzern und teilweise von den Fürstenbergern ausgeübt wurden.¹⁵³ Aus einer Feindschaft zwischen Graf Friedrich von Fürstenberg und Graf Hermann von Sulz im Jahr 1279¹⁵⁴ folgert SCHÄFER, dass eine nicht zulässige Aufteilung der Grafschaftsrechte erst nach Beilegung dieser Feindschaft stattgefunden haben könne.¹⁵⁵

BADERS Annahme einer Teilung der Grafschaft in Fürstenbergischer Zeit stützt sich auf eine Villingener Urkunde von 1281 über den Verkauf von Eigengut der Herren von Wartenberg an einen „*Bertolt, dem Tanheimer von Furstenberc*“¹⁵⁶. Das Geschlecht der Tannheimer gehörte zum Villingener Patriziat und der benannte Berthold war, wie sein Beiname sagt, in Fürstenberg ansässig und stand im Dienstmannenverhältnis zu den Grafen von Fürstenberg.¹⁵⁷ Graf Heinrich von Fürstenberg war wohl als Herr von Villingen und als Dienstgeber des Adligen Berthold bei dem Verkauf zugegen, Graf Hermann von Sulz dagegen als Graf im Herrschaftsbezirk der Wartenberger und als deren verbündeter Verwandter. Die beiden Rivalen könnten also erschienen sein, um die Rechtmäßigkeit des Kaufvertrages ‚ihrer Schützlinge‘ zu gewährleisten und gleichzeitig ihre Position auf der Baar zu unterstreichen. Auch zwei Herren von Lupfen, die zu den Verbündeten der Sulzer und Wartenberger zählten, gaben dem Kaufvertrag ihre Zustimmung,¹⁵⁸ womit also die gesamte Phalanx der Fürstenberger Feinde damals in Villingen zugegen war.

Durch den freiwilligen Verzicht Hermanns von Sulz auf das Grafenamt in der Baar hatten die Grafen von Fürstenberg zunächst einen Rivalen weniger. Doch blieb das Landgrafenamt in den Händen der Wartenberger bis zum Tod des letzten männlichen Wartenbergers der älteren Stammlinie 1303.¹⁵⁹ Heinrich von Fürstenberg verstarb bereits ein Jahr nach der Verleihung der – ja nur persönlich verliehenen – ganzen Grafschaft Baar. Man weiß nicht, wie Heinrichs Söhne mit dieser ungewöhnlichen Situation umgingen. Vermutlich erhoben sie aber Anspruch auf die Rechte, die dem Vater zugestanden hatten.¹⁶⁰ Die Habsburger aber vermieden die Söhne von Graf Heinrich zu belehnen, da sie das Herzogtum Schwaben zu erneuern versuchten und dafür in der Baar dem eigenen Haus den Weg offen halten wollten.¹⁶¹ Wohl auch deshalb begann Graf Heinrich II. von Fürstenberg 1305 eine Fehde gegen den Habsburgerkönig Albrecht. Heinrich II. versuchte wahrscheinlich schon länger, die Grafschaft und wohl auch die Landgrafschaft in seinem Herrschaftsbereich auf der Baar zusammenzufassen, was für die Wartenberger den Verlust des Landgrafenamtes bedeutet hätte, da in einer vereinigten Baar keine zwei Landgerichte bestehen konnten.¹⁶²

Um das Jahr 1304 aber kam es durch die Heirat Heinrichs II. mit der wartenbergischen Erbtöchter Verena zu einem scheinbar friedlichen Ende der wartenbergisch-fürstenbergischen Auseinandersetzungen.¹⁶³ „*Graf Heinrich von*

Fürstenberg, Landgraf in Bare“,¹⁶⁴ so nannte sich der Fürstenberger ein einziges Mal in diesem Jahr,¹⁶⁵ vermutlich, weil er durch diese Ehe nicht nur Ansprüche auf den wartenbergischen Besitz, sondern auch auf deren Rechte und Ämter beanspruchte. Erstaunlicherweise verlief der Erbgang über zwei weibliche Mitglieder der Familie Wartenberg an das Haus Fürstenberg, obwohl noch männliche Nachfahren der Wartenberger Familie in der Wildensteiner Linie vorhanden waren.¹⁶⁶ Heinrich aber musste sich, so BADERS Worte, „Braut und Brauterbe ja nur vom nahen Wartenberg“¹⁶⁷ nehmen.

Der letzte Wartenberger Landgraf Konrad starb 1303. Die Tochter seines Bruders Heinrich, des Strutzen, Anna von Wartenberg wurde als Erbtöchter der Linie gesehen und nannte sich selbst meist „*domina de Wartenberg*“,¹⁶⁸ Ihre Tochter wiederum war Verena, die Graf Heinrich II. ehelichte. Da die beiden blutsverwandt waren, gab es 1318 ein päpstliches Ehedispens, darin heißt es, „um die heftigen Kriege zu besänftigen, die zwischen den Vorfahren beider und den Bewohnern der Gebiete eingetreten waren.“ („*ad sedandas graves guerras, que inter utriusque parentes et incolas terrarum exorte fuerant.*“)¹⁶⁹ Die Heftigkeit der Auseinandersetzungen zwischen den beiden Familien lässt sich aber nur aus dieser einen Quelle ableiten. Auffällig ist, dass der Erbteil der Mutter auch erst 1318 in die Ehe eingebracht wurde, obwohl beide zu diesem Zeitpunkt längst verheiratet waren.¹⁷⁰ Vielleicht hatte Anna von Wartenberg bis zur kirchlichen Ehegenehmigung noch gehofft, die wartenbergischen Güter nicht an die Fürstenberger zu verlieren.



Zwei mittelalterliche Herrschaftssitze in unmittelbarer Nachbarschaft – links im Hintergrund der Wartenberg, rechts der Fürstenberg. Foto: H. von Briel

Vermutlich hing diese wartenbergisch-fürstenbergische Auseinandersetzung mit der Fehde zwischen König Albrecht von Habsburg und Heinrich II. von Fürstenberg zusammen.¹⁷¹ Erst, nachdem diese beendet war, und die Habsburger in einem Vergleich die Stadt Bräunlingen für sich einnehmen konnten, scheint für die Fürstenberger der Weg zur Landgrafschaft offen gewesen zu sein.¹⁷² Heinrich II. nannte sich ab 1318 Landgraf in der Baar,¹⁷³ nachdem das Erbe des wartenbergischen Besitzes über seine Schwiegermutter¹⁷⁴ durch die Anerkennung der Ehe gesichert war, und seitdem blieb der Landgrafentitel beim Hause Fürstenberg.¹⁷⁵ Heinrichs Onkel Egen von der Haslacher Linie nannte sich ab 1307 Landgraf, bezog dies aber nur auf seinen Teil der Baar um Villingen. Auffällig ist, dass auch er diesen Titel erst nach Ende der Fehde seines Neffen Heinrichs mit den Habsburgern annehmen konnte, obwohl er selbst nicht an der Fehde beteiligt war.¹⁷⁶ Dies zeigt, dass der König bei der Übernahme dieses Titels ein Wörtchen mitzureden hatte, erst nach Bereinigung der Spannungen zwischen Habsburg und Fürstenberg konnten die Fürstenberger das Landgrafenamt erlangen.¹⁷⁷ Zwischen den Fürstenbergern selbst kam es zu weiteren Wirrnissen und Unklarheiten, so nannte sich Egen beispielsweise 1322 Herr zu Wartenberg.¹⁷⁸ Dieses Durcheinander hatte wohl aber hauptsächlich mit den Fehden der Fürstenberger untereinander zu tun¹⁷⁹.

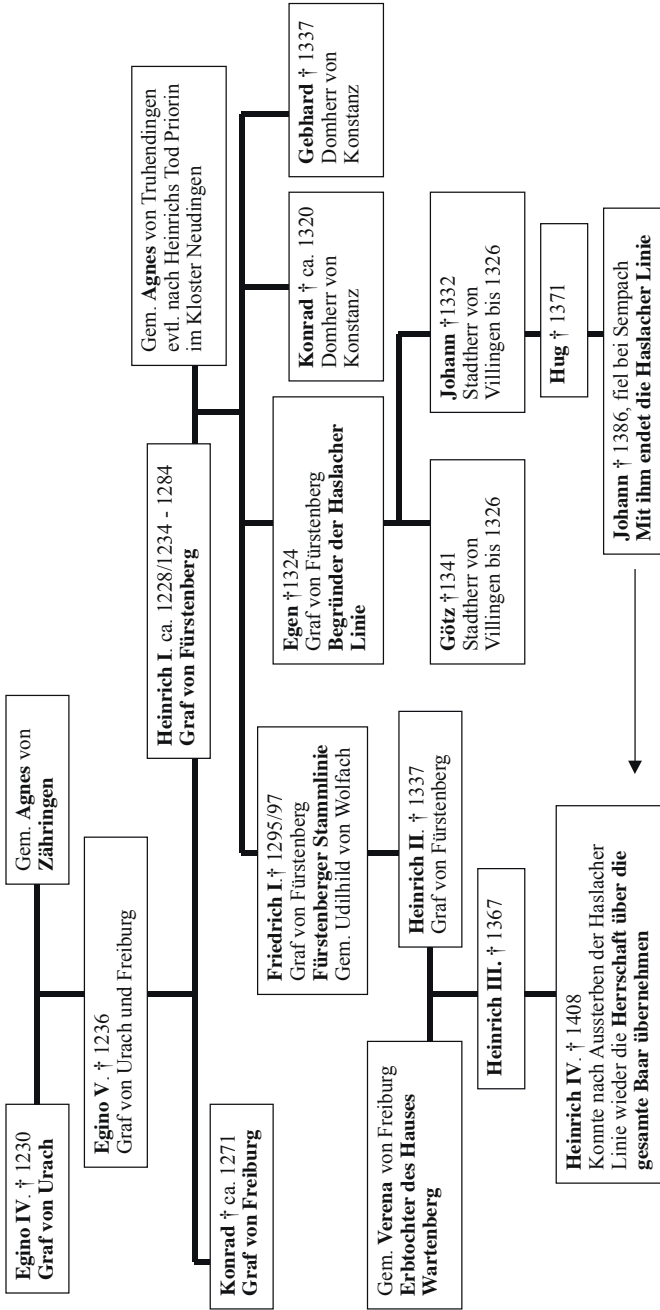
Bis zum letzten männlichen Wartenberger verblieb also der Landgrafentitel bei diesem Haus, an die Fürstenberger kam er ab 1307 für die Haslacher Linie und ab 1318 für die Stammlinie. Die Auseinandersetzungen mit dem Hause Wartenberg konnten durch die Ehe zwischen Heinrich II. und Verena beseitigt werden, wobei es günstig für die Fürstenberger war, dass das Haus der Wartenberger im Mannesstamm erloschen war und die Güter an die Erbtochter weitergingen. Nach dem Tod Heinrichs I. war die Grafschaft Baar nicht mehr an die Fürstenberger verliehen worden,¹⁸⁰ aber der Unterschied zwischen Grafschaft und Landgrafschaft löste sich allmählich auf,¹⁸¹ sodass der Landgrafentitel auch die Herrschaft über die (Land)grafschaft Baar bedeutete. Eng verbunden mit dem Landgrafenamt war auch die Entstehung eines Landgerichtes der Baar, die etwa auf 1304 zurückgeht, wobei der Landgraf persönlich als Landrichter tätig war.¹⁸²

Aus diesen Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft auf der Baar gingen also die Fürstenberger als vorrangige adlige Herrscher hervor, die ihre Herrschaft weit über das 13. Jh. hinaus etablieren konnten, so bildete gemäß BADER „seit dem 13. Jh. [...] die Baar als ein verhältnismäßig dicht geschlossener Verwaltungsbezirk eine herrschaftliche und staatliche Einheit unter der Führung des gräflichen und fürstlichen Hauses Fürstenberg“¹⁸³, so dass die Baar über Napoleon hinaus „als eine gewordene Einheit beisammen“¹⁸⁴ blieb.

Corina Fritsch: Aufgewachsen in Döggingen, nach Abitur am Fürstenberg-Gymnasium in Donaueschingen von 2005-2011 Studium der Fächer Spanisch, Italienisch und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br. Referendariat

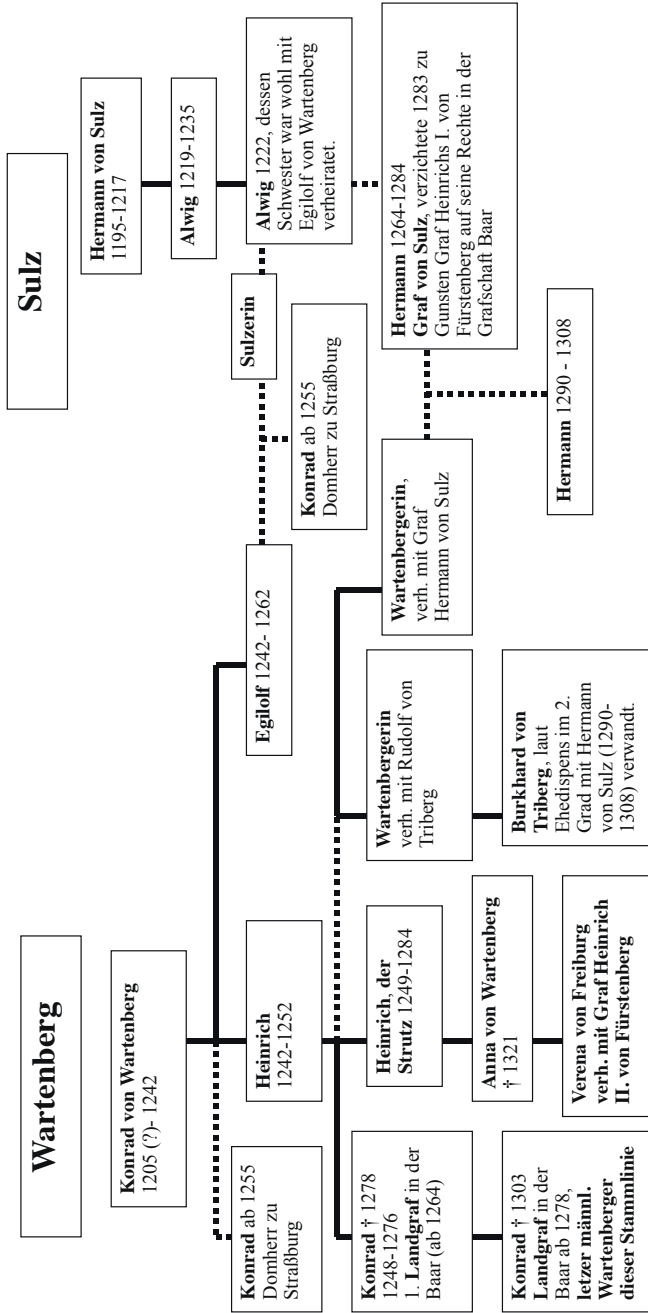
am Ludwig-Uhland-Gymnasium in Kirchheim unter Teck, seit dem Schuljahr 2013/14 Studienrätin an der Luise-Büchner-Schule in Freudenstadt. Forschungsschwerpunkt im Bereich der Landesgeschichte.

Stammtafel I: Die Grafen von Fürstenberg bis Ende des 14. Jahrhunderts.



In dieser Stammtafel werden nur die für diese Arbeit relevanten Personen aufgeführt. Namen und Daten sind entlehnt aus Riezler, Geschichte, Stammtafel II und IV und Schell, Dominikanerinnenkloster, Stammtafel der Grafen von Fürstenberg. (Anmerkung: Gem. = Gemahlin)

Stammtafel II: Verbindung der Grafen von Sulz und Herren von Wartenberg



Als Vorlage für diese Stammtafel dient der Stammbaum von Schäfer, Die Grafen, S. 39. Die Jahreszahlen deuten auf das Auftauchen der jeweiligen Personen in den Quellen hin. Zudem wurden Informationen verwendet aus: Vetter, Geisingen, S. 62-63 und vor allem aus: Bader, Landgrafschaft, S. 334-347.

Quellenverzeichnis

- Ann. St. Georg.: Die Annalen von St. Georgen auf dem Schwarzwald, bearb. v.: ADOLF HOFMEISTER, in: ZGO 33 (1918), S. 31–57.
- Anniv. Maria-Hof: Anniversarien-Buch des Klosters Maria-Hof bei Neidingen. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte, hg. und mit Anmerk. vers. von: CARL BORROMAEUS ALOIS FICKLER, Bd. 1, Donaueschingen 1845.
- FDA XI (Regesten zur Geschichte der Freiherren von Wartenberg): FRANZ LUDWIG BAUMANN: Die Freiherren von Wartenberg, in: FDA XI (1877), S. 10–210.
- FUB I: Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. I: Quellen zur Geschichte der Grafen von Achalm, Urach und Fürstenberg bis zum Jahre 1299, bearb. v.: SIGMUND RIEZLER, Tübingen 1877.
- FUB II: Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. II: Quellen zur Geschichte der Grafen von Fürstenberg vom Jahre 1300–1399, bearb. v.: SIGMUND RIEZLER, Tübingen 1877.
- FUB V: Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. V: Quellen zur Geschichte der fürstenbergischen Lande in Schwaben vom Jahre 700–1359, hg. v.: FFA Donaueschingen, Tübingen 1885.
- Georg Gaissers Tagbücher, in: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte II, hg. v.: FRANZ JOSEF MONE, Karlsruhe 1854, S. 159–522.
- QSG III: Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 3: Die ältesten Urkunden von Allerheiligen in Schaffhausen, Rheinau und Muri, hg. v.: FRANZ LUDWIG BAUMANN, Basel 1883.
- Urkunden des Klosters Mariahof bei Neidingen, hg. v.: SIGMUND RIEZLER, in: ZGO 25 (1873), S. 389–433.
- Vatikanische Akten zur deutschen Geschichte in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, bearb. v.: SIGMUND RIEZLER, Neudruck der Ausgabe Innsbruck 1891, Aalen 1973.
- Wartmann I: Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, Theil I: Jahr 700–840, bearb. v.: HERMANN WARTMANN, Zürich 1863.
- WUB I: Wirtembergisches Urkundenbuch, Bd. I, hg. v.: Dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, Stuttgart 1849.
- WUB III: Wirtembergisches Urkundenbuch, Bd. III, hg. v.: Dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, Stuttgart 1871.
- WUB IV: Wirtembergisches Urkundenbuch, Bd. IV, hg. v.: Dem Königlichen Staatsarchiv

- in Stuttgart, Stuttgart 1883.
- WUB VIII: Wirtembergisches Urkundenbuch, Bd. VIII, hg. v.: Dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, Stuttgart 1903.
- WUB XI: Wirtembergisches Urkundenbuch, Bd. XI, hg. v.: Dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, Stuttgart 1913.
- Württembergisches aus römischen Archiven, bearb. v.: Eugen Schneider/Kurt Kaser, in: Württembergische Geschichtsquellen, Bd. 2, Stuttgart 1895.

Literaturverzeichnis

- BADER, KARL SIEGFRIED 1940: Kloster Amtenhäuser in der Baar. Rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen, Donaueschingen.
- BADER 1938: Die Baar vom Mittelalter zur Neuzeit, in: Die Baar. Donaueschingen – Villingen, hg. v.: Hermann Eris Busse, Karlsruhe, S. 122–136.
- BADER 1935: Die Flurnamen von Wartenberg, in: Badische Flurnamen, Bd. 1, Heft 4, hg. v.: Eugen Fehrle, Heidelberg, S. 7–36.
- BADER 1937 (1983): Kürnbürg, Zindelstein und Warenburg. Stützpunkte der Zähringerherrschaft über Baar und Schwarzwald (Erstdruck in Schauinsland 64, 1937), in: Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte, Bd. 3, hg. v.: Helmut Maurer, Sigmaringen, S. 350–385.
- BADER 1937 (1983): Zur politischen und rechtlichen Entwicklung der Baar in vorfürstenbergischer Zeit (Erstdruck, Freiburg 1937), in: Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte, Bd. 3, hg. v.: Helmut Maurer, Sigmaringen, S. 232–266.
- BADER 1942: Die fürstenbergischen Erbbegräbnisse. Kirchen-, rechts- und hausgeschichtliche Studien, Donaueschingen.
- BADER 1960 (1983): Die Landgrafschaft Baar vor und bei ihrem Übergang an das Haus Fürstenberg (Erstdruck in Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 25, 1960), in: Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte, Bd. 3, hg. v.: Helmut Maurer, Sigmaringen, S. 320–349.
- BADER 1968: Zur Geschichte der Freiherren von Wartenberg, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 27, S. 114–118.

- BARTH, JAKOB: Geschichte der Stadt Geisingen in der Baar, Geisingen 1880.
- BAUMANN, FRANZ LUDWIG 1877: Die Freiherren von Wartenberg, in: FDA XI, S. 10–210.
- BAUMANN 1879: Die Gaugrafschaften im württembergischen Schwaben. Ein Beitrag zur historischen Geographie Deutschlands, Stuttgart.
- BENZING, OTTO 1985: Schwenningen am Neckar. Geschichte eines Grenzdorfes auf der Baar. 30.000 v. Chr. bis 1907 n. Chr., Villingen-Schwenningen.
- BINDER, DOMENIKE 2007: Besitz und Grundherrschaft der Abtei Reichenau an der oberen Donau und in der Baar, in: Tuttlinger Heimatblätter 70, S. 142–170.
- BÜTTNER, HEINRICH 1939: Eginon von Urach-Freiburg. Der Erbe der Zähringer. Ahnherr des Hauses Fürstenberg, Freiburg i. Br.
- BUHLMANN, MICHAEL 2006: Mittelalterliche Geschichte im deutschen Südwesten. Teil 2: Spätes Mittelalter (= Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte in St. Georgen, Heft 24/2), St. Georgen.
- BUHLMANN 2007: Die vom Kloster St. Georgen abhängigen geistlichen Gemeinschaften. Quellen zur mittelalterlichen Geschichte St. Georgens, Teil IX, (abgedruckt in: Vertex Alemanniae. Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte St. Georgen 36), abrufbar unter: www.michael-buhlmann.de/PDF_Texte/mbhp_va36_pdf.pdf (19.08.2013), S. 1–33.
- BUHLMANN, MICHAEL: Villingen und die Fürstenberger (13./14. Jahrhundert), (abgedruckt in: Villingen im Wandel der Zeit – Geschichts- und Heimatverein Villingen 32 (2009), S. 16–25), abrufbar unter: www.michael-buhlmann.de/PDF_Texte/mbhp_ghv32_pdf.pdf (19.08.2013), S. 1–12.
- HECHBERGER, WERNER: Adel und Herrschaft. Überlegungen zu Voraussetzungen adliger Herrschaftsbildung im hohen Mittelalter, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 70 (2006), S. 55–76.
- HODAPP, KURT 1999 (2005): Beiträge zur Geschichte der Landgrafschaft Klettgau. Grafen von Sulz. Gemeinde Jestetten, Teil B: Die Landgrafschaft Klettgau, ihre Inhaber und deren Beziehung zu Jestetten 1408 bis 1687, Waldshut-Tiengen.
- HUTH, VOLKHARD: Im Kampf um Recht und Freiheit. Zur Emanzipation der Stadt Bräunlingen, unveröffentlichtes Manuskript, vorgesehen für die Schriftenreihe Bräunlingen, (in der Fassung, die mir Frau Huber-Wintermantel mit Einwilligung von Herrn Huth freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat), S. 1–35.
- HUTH 2003: Kaiser Friedrich II. und Villingen. Beobachtungen zur Rolle der Stadt in reichs- und territorialpolitischen Konflikten der spätstaufischen Zeit, in: Villingen 999–1218. Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich, hg. von: Heinrich Maulhardt und Thomas Zotz, Waldkirch, S. 199–234.
- HUTH 1988: Zur Entstehung der Landgrafschaft Baar, in: Almanach Schwarzwald-Baar-Kreis 12, S. 125–131.
- KAUFHOLD, MARTIN 2007: Interregnum, 2. bibliogr. erg. Aufl. Darmstadt 2007.
- KRIEGER, KARL-FRIEDRICH 1994: Die Habsburger im Mittelalter. Von Rudolf I. bis Friedrich III., Stuttgart/Berlin/Köln.
- LAUER, HERMANN 1921: Die Klöster der Baar, in: Badische Heimat 8, S. 106–112.
- LAUER, 1921: Geschichte der katholischen Kirche in der Baar, Donaueschingen.
- LEIBER, GERT 1964: Das Landgericht der Baar. Verfassung und Verfahren zwischen Reichs- und Landesrecht 1283–1632, Diss. Jur., Allensbach.
- LUTTENBERGER, ALBRECHT P. 1994: Das Haus Fürstenberg vom frühen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa, hg. v.: Erwein H. Eltz/Arno Strohmeier, Kroneburg, S. 1–38.
- MAYER, THEODOR 1938: Über die Entstehung und Bedeutung der älteren deutschen Landgrafschaften, Sonderdruck aus der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 58, Weimar, S. 138–162.
- MÜLLER, ANNELIESE 1971: Die Herren von Tannheim in Villingen, in: Tannheim. Geschichte von Dorf und Kloster am Osthang des Schwarzwaldes, hg. v.: Herbert Berner, Radolfzell 1971, S. 88–112.
- MÜLLER, KARL Otto 1942: Eine unbekannte Steuerliste aus der östlichen Baar um 1280, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 6, S. 279–304.
- NOAK, WERNER 1956: Die Stadt Fürstenberg, in: Schriften des Vereins für Geschichte und

- Naturgeschichte der Baar 24, S. 159–173.
- REVELLIO, PAUL 1933: Die Stammburg der Fürsten zu Fürstenberg, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 19, S. 362–374.
- RIEZLER, SIGMUND 1883: Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509, Tübingen.
- RIEZLER 1882: Kurze Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg, Baden-Baden.
- SCHÄFER, VOLKER 1969: Die Grafen von Sulz, Diss. Phil., Tuttlingen.
- SCHELL, RÜDIGER 2008: Das Dominikanerinnenkloster Auf Hof bei Neudingen als Hauskloster der Grafen von Fürstenberg, Konstanz.
- TUMBÜLT, GEORG 1908: Das Fürstentum Fürstenberg. Von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806, Freiburg.
- VETTER, AUGUST 1959: Die Geschichte der Stadt Fürstenberg, Freiburg i. Br.
- VETTER 1996 (1997): Fürstenberg. Stadtteil von Hüfingen. Die Geschichte der einstigen Bergstadt in der Baar, Hüfingen.
- VETTER 1964: Geisingen. Eine Stadtgründung der Edelfreien von Wartenberg, Konstanz.
- WAGNER, HEIKO: Von der Steinzeit zur Stadt. Neue Forschungen zur Besiedlungsgeschichte des Fürstenbergs, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 57 (2014).
- aber auch eigener Unternehmungen, RIEZLER 1883, S. 202.
- 14 So verzichtete Heinrich zu Gunsten des Bischofs von Strassburg auf einige Städte und übergab ihm *castrum Kurenburc et opidum Verembach [...] quod ad me jure proprietario dinoscuntur pertinere*, BÜTTNER, 1939, S. 26, BADER 1937(1983), S. 356–357.
- 15 Vgl. M. KAUFHOLD 2007, S. 123.
- 16 Vgl. z.B. FUB I, 480, 494, 523, 524. Hier tritt Heinrich I. als Bürge und Zeuge des Königs auf. Vgl. S. RIEZLER 1883, S. 203–206. Vgl. G. TUMBÜLT 1908, S. 14–15.
- 17 FUB I, 503. „*illustrem H. comitem de Furstenberg, consanguineum nostrum [...] vobis et toti provinciae praenotatae [...] in rectorem*“, vgl. auch FUB I, 504, 505.
- 18 FUB I, 526, 582, 584.
- 19 Vgl. RIEZLER 1883, S. 214–216.
- 20 Vgl. FUB I, 411.
- 21 „In Sulza villa“, WARTMANN I, 124.
- 22 Vgl. V. SCHÄFER, 1969, S. 19. Durch die Zerstörungen der Sulzer Wohn- und Verwaltungssitze im 15. Jahrhundert sind nur wenige Quellen zur frühen Geschichte der Grafen von Sulz erhalten. Vgl. K. HODAPP 2005, S. 9. SCHÄFER, 1969, S. 19–23 weist auf den fast nur in dem Hause Sulz vorkommenden, auffälligen Namen Alwig hin, von dem man aufgrund Eintragungen in den Reichenauer Verbrüderungsbüchern auf eine Verwandtschaft mit den Hunfridingern oder den Grafen von Altshausen-Veringen schließen könnte.
- 23 „*Alewich comes de Siulzo*“, QSG III, 5.
- 24 WUB III, 655.
- 25 Die älteste erhaltene Urkunde ist von 1251. Vgl. WUB IV, 1171.
- 26 Vgl. F. L. BAUMANN 1879, S. 160–163.
- 27 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 331–332.
- 28 Eine Urkunde zur Gründung des Klosters in WUB I, 284.
- 29 Vgl. FUB I, 87 und FUB V, 68
- 30 Vgl. FUB I, 582.
- 31 K. S. BADER 1937 (1983), S. 254. Schäfer 1969, S. 47 fordert, dazu die Einzelgrafschaften im Bereich Oberer Neckar näher zu erforschen.
- 32 Vgl. V. SCHÄFER, 1969, S. 48. Vgl. V. HUTH 1988, S. 128–129. Zum Thema der Beziehung zwischen den Zähringern und den Wartenbergern gibt es verschiedene Forschungsansätze, vgl. K. S. BADER 1937

Anmerkungen

- 1 HECHBERGER 2006, S. 55.
- 2 Vgl. FUB I, 415, Anmerkung 1
- 3 Vgl. G. TUMBÜLT 1908, S. 14 und S. RIEZLER 1883, S. 201.
- 4 Vgl. S. RIEZLER 1882, S.3–8.
- 5 FUB I, 427.
- 6 FUB I, 588.
- 7 [...] *bi geswornem aide, den wir darumbe getan han, vzer vns vieren ain herren geben..* FUB I, 591.
- 8 RIEZLER 1883, S. 222.
- 9 Vgl. G. TUMBÜLT 1908, S. 19–20.
- 10 Nach dem Verlust Villingens 1326 wurde Haslach zum Hauptsitz. Vgl. S. RIEZLER 1883, S. 223.
- 11 Vgl. G. TUMBÜLT 1908, S. 20–37.
- 12 Vgl. S. RIEZLER 1883, S. 202.
- 13 Aufgrund von vom Vater ererbten Schulden,

- (1983), S. 255. Vgl. V. HUTH 1988, S. 129
Vgl. V. SCHÄFER, 1969, S. 49.
Vgl. A. VETTER 1964, S. 56.
- 33 V. SCHÄFER sieht diesen Umschwung in privaten Gründen. Er zieht zu seiner Argumentation ein päpstliches Ehedispens von 1245 heran. Vgl. V. SCHÄFER, 1969, S. 51–52.
- 34 Vgl. V. SCHÄFER, S. 51.
- 35 Vgl. V. HUTH 1988, S. 129.
- 36 Vgl. G. LEIBER 1964, S. 38–39.
- 37 Vgl. V. SCHÄFER, 1969, S. 52.
- 38 Oft schon wurde in der Forschung die Verwandtschaft der Grafen von Sulz mit den Freiherren von Wartenberg betont, so bei A. VETTER 1964, S. 56, V. HUTH 1988, S. 127, K. S. BADER 1937 (1983), S. 254, K. S. BADER 1960 (1983), S. 331–332, aber erst SCHÄFER, 1969, S. 35–36 hat mehr Klarheit in diese Beziehungen gebracht. Die Familien seien „durch zwei Ehen über Kreuz“ verbunden gewesen, ebd., S. 36. Im Jahr 1279 wird Graf Hermann von Sulz als Verwandter („*consanguineus*“) eines Wartenberger Chorherren Konrad bezeichnet. Besagter Konrad, tätig als Kanoniker in Straßburg, verzichtete in diesem Fall auf gewisse Rechte an einem Besitz, den der Graf von Sulz verkauft hatte. SCHÄFER vermutet, dieser Konrad von Straßburg sei der Sohn des Egilolf von Wartenberg (1242–1262) gewesen, der eine Gräfin von Sulz geheiratet haben muss, wodurch Konrad zum Erbe dieses sulzischen Hausguts geworden sei. Den Hinweis auf eine zweite Verbindung Sulz/Wartenberg gibt ein Ehedispens des Papstes von 1340, in dem bekannt wird, dass Graf Hermann (der Jüngere) von Sulz (1290–1308) im zweiten Grad mit einem Ritter Burkhard von Triberg verwandtschaftlich verbunden war. Von diesem Ritter weiß man sicher, dass er eine Mutter aus dem Hause Wartenberg hatte. Graf Hermann (der Jüngere) und Ritter Burkhard können also, so V. SCHÄFER, über Hermanns Mutter verwandt sein, die möglicherweise eine Schwester der Mutter Burkhard's war. Das alles würde bedeuten, dass jener Graf Hermann (der Mittlere) von Sulz (1264–1284), welcher uns hier später noch in der Auseinandersetzung um die Grafenschaft in der Baar mit Graf Heinrich I. von Fürstenberg begegnen wird, eine Wartenbergerin geehelicht hatte. SCHÄFER macht die Beziehungen zwischen Sulz und Wartenberg in einer Stammtafel auf S. 39 sehr schön deutlich
- 39 Ebd., S. 40.
- 40 Die ältere Genealogie ist noch in einigen Punkten unklar. Besonders das gehäufte Auftreten der Namen Konrad und Heinrich trägt zur Schwierigkeit bei. Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 331, bes. Anmerkung 40. Vgl. auch A. VETTER 1964, S. 55.
- 41 FDA XI, 1. Hier steht nur Lantfrid allein, aber eine Quelle von 1115 spricht von einem Lantfridus de Gisingen (FDA XI, 7), so dass man annehmen kann, dass es sich hier um denselben Lantfrid handelt.
- 42 Vgl. A. VETTER 1964, S. 57.
- 43 Vgl. K. S. BADER 1968, S. 389. Vgl. A. VETTER 1964, S. 58.
- 44 FDA XI, 6.
- 45 FUB V, 68. Wenn man davon absieht, dass 1090 ein *comes Berchtoldus de Wartenberg* urkundete. Bei dieser Urkunde handelt es sich aber um eine Fälschung, die wohl ins 13. Jahrhundert fällt. FDA XI, 2, bes. Anmerkung 5. auf S. 148. Seit 1138 tauchte das Geschlecht ausschließlich unter dem Namen Wartenberg auf, vgl. z. B. FDA XI, 8–12.
- 46 Vgl. A. VETTER 1964, S. 57. Vgl. G. LEIBER 1964, S. 151–152. Vgl. K. S. BADER 1935, S. 7–36, hier: S. 13–14. Nach einer Teilung blieb die ältere Linie auf dem Wartenberg, bis sie im 14. Jahrhundert ausstarb. Die neuere Linie verlegte ihren Sitz in die nördlichen Gebiete auf die Burg Wildenstein, und diese Wildensteiner Linie starb im 16. Jahrhundert aus, vgl. VETTER 1964, S. 58, BARTH 1880, S. 11.
- 47 K. O. MÜLLER konnte durch eine Steuerliste, die den Wartenbergern zugeschrieben wird, zeigen, dass das Geschlecht in dieser Gegend Eigen- und Vogtsbesitz hatte. Vgl. K. O. MÜLLER 1942, S. 294–304.
- 48 Vgl. FDA XI, 14 und 19. Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 332. Vgl. K. O. MÜLLER 1942, S. 288.
- 49 Vgl. D. BINDER 2007, S. 157.
- 50 Vgl. FDA XI, 14 und 19.
- 51 Vgl. BINDER, 2007, S. 164.
- 52 Vgl. K. S. BADER 1968, S. 389. In den Quellen sind die Wartenberger allerdings nicht belegt als Teilnehmer der Kämpfe um das Erbe der Zähringer. Vgl. A. VETTER 1964, S. 56.

- 53 BADER 1968, S. 35.
- 54 Ann. St. Georg., in: ZGO 33, S. 45. Nicht nur die Staufer, sondern auch die Zollern erschienen als Gegner der Zähringer. So konnten die Zollern 1175 die Burg auf dem Fürstenberg einnehmen. Vgl. Ann. St. Georg., in: ZGO 33 (1918), S. 45. Die Zähringer haben den nach der Burg Hohenzollern benannten Zollern, die zu den Parteigängern der Staufer zählten, vgl. M. BUHLMANN 2006, S. 88, die Burg Fürstenberg 1175 abgenommen. Wahrscheinlich war sie zuvor nur kurzzeitig von den Zähringern an die Zollern übergegangen – vielleicht in einer Auseinandersetzung im Zusammenhang mit den Staufern, als deren Gegner die Zähringer bekannt waren –, denn außer dieser Quelle gibt es keine Anzeichen, dass Fürstenberg im Besitz der Zollern war. Die Zähringer waren also nicht nur die Eroberer der Burg, sondern entweder die Erbauer selbst oder wenigstens die Rechtsnachfolger der Erbauer, vgl. BADER 1937 (1983), S. 252 und VETTER 1959, S. 28.
- 55 Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 253. Vgl. G. LEIBER 1964, S. 155.
- 56 WAGNER, 2014, Von der Steinzeit zur Stadt. Neue Forschungen zur Besiedlungsgeschichte des Fürstenbergs. Im vorliegenden Band Schriften der Baar 57. Eine Urkunde von 1303 zeigt die enge Bindung von Fürstenberg und Neudingen; die Grafen von Fürstenberg verkauften den Kelnhof von Neudingen mit ausdrücklicher Genehmigung der Stadt Fürstenberg „*Wir och, der schulthaisse vnd die burgær von Fürstenberc vergeben offentlich des koffes vnd aller der dingge, die da vor geschriben stent.*“ FUB II, 13. Vgl. A. VETTER 1959, S. 26. Dieser Kelnhof war der Vorläufer der Burg auf dem Fürstenberg, denn die Kelnhöfe waren als Herrenhöfe der Dörfer mit besonderen Rechten ausgestattet, vgl. A. VETTER 1997, S. 71.
- 57 Vgl. NOAK 1956, S. 160–161 und BADER 1937 (1983), S. 254.
- 58 Vgl. FUB I, 427, Vgl. Ann. St. Georg., in: ZOG 33, S. 45. Vgl. A. VETTER 1997, S. 75. Vgl. A. VETTER 1959, S. 29. Zu den geographischen und geologischen Bedingungen vgl. auch H. WAGNER 2014.
- 59 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 327.
- 60 Vgl. ebd. Vgl. A. VETTER 1997, S. 78.
- 61 Vgl. A. VETTER 1964, S. 57. Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 253. Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 253 geht davon aus, dass die Burg im 12. Jahrhundert errichtet wurde
- 62 Z. B. von F. L. BAUMANN und P. REVELLIO. Vgl. A. VETTER 1964, S. 58.
- 63 Vgl. FDA XI, 8.
- 64 Vgl. K. S. BADER 1935, S. 8.
- 65 Vgl. A. VETTER 1964, S. 57.
- 66 FUB V, 278 e.
- 67 Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 252–253.
- 68 Vgl. K. S. BADER 1935, S. 13–14. Vgl. A. VETTER 1964, S. 67.
- 69 FUB II, 409. In einer Urkunde von 1345 wird der Laienzehnt verpfändet, „*der zû den vistinan bôret*“ FUB II, 248.
- 70 *Sic fama est, duos e familia baronum Wartenbergensium, quorum unus vetus castrum, quod modo in ruinis jacet, alter novam, quæ superest, arcem habitabat, germanos acriter se bello digladiasse.* (1645) Georg Gaisers Tagbücher, S. 451.
- 71 VETTER 1964, S. 67–68 vermutet Konrad als Erbauer der zweiten Burg, denn die neuere Burg wird zwar erst 1367 und damit nach Übernahme durch die Fürstenberger erstmals genannt, sie muss aber bereits unter den Wartenbergern erbaut worden sein, da der Berg unter den Grafen von Fürstenberg nicht mehr die Bedeutung hatte, die den Neubau einer weiteren Burg gerechtfertigt hätte. Ebenso wenig wird die neuere Burg unter Anna von Freiburg-Badenweiler zwischen 1303 und 1321 erbaut worden sein, als die Wartenberger auf der Baar im Mannesstamm bereits ausgestorben waren, sodass der Bau der neueren Burg noch ins 13. Jahrhundert fallen muss.
- 72 Vgl. ebd.
- 73 König Rudolf von Habsburg bestätigte Heinrich I. für „*Vilingen, Vurstenberg, Haselach, Dornestetten et alia sua oppida*“ die Befreiung dieser fürstenbergischen Städte von auswärtigen Gerichten bestätigt FUB I, 525. Diese Urkunde ist bei A. VETTER 1997 auf S. 83–85 auf deutsch übersetzt. Die Ersterwähnung sagt aber nichts über den Gründungszeitraum aus, vgl. G. LEIBER 1964, S. 155–156.
- 74 Vgl. Ann. St. Georg., in: ZGO 33, S. 45.
- 75 J. BARTH glaubt an einen Ausbau der Stadt schon unter den Zähringern, also noch vor dem Jahr 1218. Vgl. A. VETTER 1997, S. 85.

- K. S. BADER dagegen geht davon aus, dass der Beginn des Ausbaus zur Stadt zwar schon in der Zähringerzeit liegt, der Hauptausbau aber erst im 13. Jahrhundert unter den Grafen von Urach-Freiburg stattgefunden hat. Vgl. K. S. BADER 1942, S. 25. W. NOAK glaubt auf keinen Fall an eine Gründung in vorfürstenbergischer Zeit und spricht sich dafür aus, dass Heinrich I. erst nach der Erbteilung und mit seiner Übersiedlung auf die Baar mit dem Ausbau begonnen hat, das wäre also zwischen 1248–1250 gewesen. Vgl. W. NOAK 1956, S. 163. Auch G. LEIBER argumentiert für einen Ausbau der Burg zur Stadt unter Heinrich I. Vgl. G. LEIBER 1964, S. 155–156. A. VETTER sieht das Jahr der Erbteilung 1245 als spätesten Termin für den Ausbau Fürstenbergs zur Stadt. Er geht zwar davon aus, dass Fürstenberg unter den Grafen von Fürstenberg zur Stadt wurde, kann sich aber auch einen Termin ab 1236, nach dem Tod von Heinrichs Vater Egino V., vorstellen, falls die Erbteilung damals schon feststand. Vgl. A. VETTER 1997, S. 88–89
- 76 Vgl. A. VETTER 1959, S. 32. Vgl. A. VETTER 1997, S. 89.
- 77 Vgl. G. LEIBER 1964, S. 156.
- 78 Wernher von Swaindorf gab dem Kloster „*vfften Houen bi Nidingen*“ mit Erlaubnis des Grafen von Fürstenberg seine Eigengüter in den Dörfern „*Gütmettingen, Pforren und Teggingen, und sein eigen Haus in der Stadt zu Gisingen*“, FUB II, 161. K. S. BADER geht von einer Gründungszeit zwischen 1270 und 1290 aus, Vgl. ebd., S. 258. VETTER 1964, S. 70 sieht 1280 als spätesten Termin für den Ausbau zur Stadt. A. VETTER argumentiert richtig, dass die Erhebung Geisingens zur Stadt zu einem Zeitpunkt erfolgt sein musste, als das Duell Sulz/Wartenberg gegen Fürstenberg auf der Baar noch offen stand, also bevor die Grafen von Sulz 1283 zugunsten der Grafen von Fürstenberg auf die Grafschaft Baar verzichten mussten, bevor Graf Heinrichs I. Gönner Rudolf von Habsburg so mächtig war und sicher auch zu einem Zeitpunkt, als es für die Wartenberger noch nicht absehbar war, dass ihr Hauptzweig bald ausgelöscht würde.
- 79 FUB II, 123.
- 80 Vgl. A. Vetter 1964, S. 69.
- 81 Vgl. ebd. Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 257–258. Vgl. K. S. BADER 1968, S. 390. Vgl. H. LAUER 1921, S. 91. Vgl. J. BARTH 1880, S. 16. Vgl. G. LEIBER 1964, S. 152. Geisingen fiel zu Beginn des 14. Jahrhunderts in fürstenbergischen Besitz. Unwahrscheinlich aber ist, dass die Siedlung schon vor 1324, als sie erst wenige Jahre im Besitz der Grafen von Fürstenberg war, von diesen zur Stadt erhoben wurde. Da Geisingen so nah am gräflichen Zentrum Fürstenberg lag, hatte es für das Haus Fürstenberg keine besondere Bedeutung, für die Wartenberger dagegen schon, da Geisingen die einzige Stadt im Herrschaftsbereich dieses Geschlechts war, Vgl. K. S. BADER 1968, S. 390. Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 257.
- 82 K. S. BADER 1937 (1983), S. 258–259.
- 83 Vgl. G. LEIBER 1964, S. 152. Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 257. Vgl. A. VETTER 1964, S. 70.
- 84 Geisingen war ein sehr wichtiger Gerichtsort und erschien bereits 1228 als solcher. Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 330. Der von den Wartenbergern erwartete Aufschwung der Stadt blieb aber wegen der ungünstigen politischen Entwicklung aus, vgl. K. S. BADER 1968, S. 390 und VETTER 1964, S. 70.
- 85 Vgl. A. VETTER 1964, S. 71.
- 86 FUB V, 358 Anmerkung 1.
- 87 Vgl. VETTER 1964, S. 71–73.
- 88 Vgl. BADER 1937 (1983), S. 249–250. Vgl. LAUER, 1921(8), S. 109. Erst vor kurzer Zeit hat SCHELL 2008 in seiner Dissertation zum ersten Mal eine umfassende Darstellung des Nonnenklosters Mariahof vorgelegt.
- 89 „*capellam dictam Super Curiam*“ FUB I, 496.
- 90 Vgl. Urkunden des Klosters Mariahof bei Neidingen, ZGO 25 (1873), S. 389–433. (Urkunde 1 vom 21. November 1274). Vgl. FUB I, 496. (Urkunde 2 vom 26. Dezember 1274).
- 91 Vgl. R. SCHELL 2008, S. 24–26.
- 92 Anniv. Maria-Hof, FICKLER (Hg.), Bd. I, S. 21.
- 93 Vgl. S. RIEZLER 1883, S. 217. R. SCHELL führt an, dass einzig der Titel *priorissa* ungewöhnlich für eine verwitwete Frau war, doch er versteht ihn als eine Art Ehrentitel, der in Analogie zur Nennung der Gräfin als *comitissa* (FUB I, 528, 600, 632) erstellt wurde. Vgl. R. SCHELL 2008, S. 31.
- 94 Vgl. K. S. BADER 1940, S. 19.

- 95 Vgl. K. S. BADER 1942, S. 27. Vgl. K. S. BADER 1940, S. 19. Vgl. S. RIEZLER 1883, S. 214–216. Vgl. R. SCHELL 2008, S. 215.
- 96 Vgl. ebd., S. 216, 219.
- 97 Vgl. H. LAUER 1921 (8), S. 111. Vgl. R. Schell 2008, S. 217, 223.
- 98 Vgl. R. SCHELL 2008, S. 217.
- 99 Vgl. K. S. BADER 1942, S. 12–13.
- 100 Vgl. R. SCHELL 2008, S. 221–223. Vgl. K. S. BADER 1942, S. 30.
- 101 Vgl. FUB II, 210.
- 102 K. S. BADER 1942, S. 30.
- 103 Vgl. K. S. BADER 1940, S. 13.
- 104 „*Aliud quoque in latere montis, qui a cella sancti Georgii quinque fere milibus disparatur, monasterium construxit Amptenhausen*“, FUB V, 69.
- 105 Vgl. ebd., Anmerkung 1. Vgl. K. S. BADER 1940, S. 8. Vgl. M. BUHLMANN 2007, S. 4.
- 106 Vgl. K. S. BADER 1940, S. 8. Vgl. M. BUHLMANN 2007, S. 4.
- 107 Vgl. A. VETTER 1964, S. 60–61. Vgl. K. S. BADER 1938, S. 126–128. Vgl. H. LAUER 1921 (8), S. 108, Vgl. K. S. BADER 1940, S. 13–16
- 108 Es gibt zwar keine Stifterurkunde, aber die Zähringer waren nicht so stark mit dem Kloster verbunden wie die Wartenberger. Vgl. K. S. BADER 1940, S. 16. Vgl. A. VETTER 1964, S. 61. Dafür sprechen auch Gunstbezeugungen der Wartenberger für den Konvent, z.B. FUB V, 291, und die Tatsache, dass bis zum Übergang der wartenbergischen Güter im 14. Jahrhundert nie ein Fürstenberger im Zusammenhang mit dem Kloster in Urkunden erschien, BADER 1940, S. 17. Zudem würden die Fürstenberger nicht ihr eigenes Kloster gegründet haben, wenn Amtenhausen zum Zähringererbe gehörte und so in ihren Besitz übergegangen wäre.
- 109 Vgl. FUB II, 34.
- 110 Vgl. A. VETTER 1964, S. 61. Vgl. K. S. BADER 1940, S. 17.
- 111 Vgl. Anniv. Amtenhausen, abgedruckt in: K. S. BADER 1940, S. 122–167. Hier sind die Einträge II, 15; V, 27; VIII 1 u. 4; X, 14, XI, 29 und XII 5 u. 26 von Bedeutung.
- 112 Das Anniversarienbuch des Klosters vermerkt: „*Auff den 1. Augusti gestorben Frau Anna Gräffin von Freyburg, geborne Freyin von Wartenberg; diser ist im zeitlichen Tod auff den h. Christtag nachgefolgt*
ibr Fräwlin Tochter Verena Gräffin von Fürstenberg. Ligen beyde zu Amptenhausen begraben.“ FUB II, 108. (1320)
Vgl. auch FDA XI, 108.
- 113 Vgl. A. VETTER 1964, S. 61.
- 114 K. S. BADER 1940, S. 19: „Von einem wartenbergischen ‚Hauskloster‘ möchten wir nicht gerade sprechen, obwohl die Ansiedlung von Frauen aus dem Baaradel auf Hof zu Neidingen durch Fürstenberg, die Grundlegung zum fürstenbergischen Hauskloster Mariahof bei Neidingen, deutlich gegen Amtenhausen zeigt und auf der allgemeinen Linie des Kampfes zwischen Wartenberg und Fürstenberg im 13. Jahrhundert liegt.“
- 115 Vgl. K. S. BADER 1938, S. 131. Nur der unten erläuterte vatikanische Ehedispens deutet auf eine Fehde zwischen Fürstenberg und Wartenberg hin.
- 116 Vgl. FDA XI, 56. (1273)
- 117 MAYER 1938, S. 145–146, BADER 1960 (1983), S. 337–338.
- 118 Vgl. Th. MAYER 1938, Ebd., S. 150.
- 119 Vgl. ebd., S. 157–159.
- 120 Sie erschienen in den Quellen als miles, nobiles oder viri nobiles. Vgl. z.B. FDA XI, 3, 4, 13, 19, 32, 38, 62, 70 u. a.
- 121 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 338 sieht im Amt des Landgrafen einen Vorläufer des späteren Landrichter, Vgl. A. VETTER 1997, S. 79–80. LEIBER 1964, S. 39 hat vermutet, dass die *procuratio regis* könnte aus strategischen Gründen bereits unter Friedrich II an die Wartenberger verliehen worden sein, denn diese lagen den zähringischen Staufergegnern auf der Baar am nächsten und nach dem Zerfall der Zähringerherrschaft hätte so der Aufbau eines neuen Herzogtums in diesem Bereich erschwert werden können. Unwahrscheinlich ist diese Annahme aber, da die Wartenberger im Jahr 1249, also in dem Jahr vor dem Tod Friedrichs II. als „Heinrich von Wartenberg und Konrad und ein weiterer, genannt der Struz, sein Sohn“ („*Hainricus de Wartinberg et Cunradus et alter dictus der Strúz, filii sui*“), FDA XI, 27, urkundeten und auf ihrem Siegel also noch nicht die Bezeichnung Landgraf führen, vgl. FDA XI, 27. Bei den Kämpfen um das Zähringererbe fällt auf, dass der Staufer Friedrich II. versuchte, die Macht der Zähringererben klein zu halten. Er war

- sicher an einer Auseinandersetzung Sulz/Wartenberg gegen Urach/Fürstenberg interessiert. Dagegen gehen BADER 1960 (1983), S. 338–339 und VETTER 1964, S. 63, der sich ihm anschließt, davon aus, dass die *procuratio regis* erst in die Zeit des letzten Staufers Konradin fällt. Vielleicht war Friedrich II durch seine Politik gegenüber den Zähringeren ein Ideengeber, sodass die Vergabe des Landgrafenamtes unter Konradin zumindest in staufischer Familientradition geschah und die Argumente für die Etablierung eines Landgrafen in der Baar dieselben waren.
- 122 Eine Urkunde vom 13. April jenes Jahres trägt ein Siegel mit der Umschrift „† S. C. DE. WARTENBERG. LANTGRAVIL. IN. BARA“, FDA XI, 56. Das galt für VETTER 1964, S. 62, LEIBER 1964, S. 35 und BADER 1960 (1983), S. 334, als erste Erwähnung des Titels für die Wartenberger.
- 123 Vgl. A. VETTER 1964, S. 62–63. Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 334.
- 124 Vgl. vor allem FDA XI, 56, 69, 74a, 75, 76, 80, 83. In den Jahren zwischen 1273 und 1302. Alle Urkunden ab 1276, die sicher oder wahrscheinlich das Wartenberger Landgrafensiegel führen, sind aufgelistet bei K. S. BADER 1960 (1983), S. 334–336.
- 125 Diese Urkunde ist nicht ediert und befindet sich im Staatsarchiv Sigmaringen, Dep. 39, Kloster Beuron 75, 98. Vgl. V. HUTH 1988, S. 125–128. Auf Seite 128 ist eine Fotografie dieser Urkunde abgebildet, die auch das Siegel von Konrad von Wartenberg trägt. Dort sind zwar nur die drei Buchstaben ...ARA erhalten, doch genügen sie, um auf dieselbe Umschrift wie oben hinzuweisen. (siehe Anmerkung 122)
- 126 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 338.
- 127 Vgl. FDA XI, 56. (1273) Vgl. FDA XI, 48. (1268)
- 128 F. L. BAUMANN 1877, S. 163, Anmerkung 4. A. VETTER stützt diese These. Vgl. A. VETTER 1964, S. 62.
- 129 Vgl. A. VETTER 1964, S. 62.
- 130 Diese nicht edierte Urkunde liegt im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 65/11441, fol. 46. Vgl. V. HUTH 1988, S. 129–130.
- 131 Vgl. G. LEIBER 1964, S. 35, 39.
- 132 Vgl. ebd., S. 130.
- 133 Vgl. K.-F. KRIEGER 1994, S. 33–38, 56–58.
- 134 Vgl. FUB I, 582. In diesem Urteil von 1283 wird der Inhalt eines wenige Wochen zuvor ergangenen Urteils von Ehnheim 1282 wiedergegeben.
- 135 FUB I, 582.
- 136 FUB I, 582. „gemäß unseres Urteils bei Ehnheim“ („*nobis iudicio apud Einheim*“)
- 137 Vgl. S. RIEZLER 1883, S. 211–212. Vgl. G. TUMBÜLT 1908, S. 12–13. K. S. Bader 1937 (1983), S. 257. Vgl. O. BENZING 1985 S. 60–61.
- 138 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 337–344. Diese These K. S. BADERS wird, z.T. nur teilweise, unterstützt von: Vgl. A. VETTER 1964, S. 62–64. Vgl. G. LEIBER 1964, S. 35–45. Vgl. V. SCHÄFER, 1969, S. 40, Anmerkung 62. Vgl. V. HUTH 1988, S. 125–131.
- 139 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 337–339.
- 140 Vgl. ebd., S. 342.
- 141 Wichtig: In dem Urteil von 1283 geht es immer nur um die Grafschaft. Die Landgrafschaft wird nie erwähnt.
- 142 Vgl. V. HUTH 1988, S. 129. Vgl. A. VETTER 1964, S. 65. Vgl. A. VETTER 1997, S. 81. Vgl. K. HODAPP 2005, S. 10.
- 143 FUB I, 582.
- 144 Vgl. G. TUMBÜLT 1908, S. 12–13. Vgl. H. LAUER 1921, S. 58.
- 145 Vgl. S. RIEZLER 1883, S. 223–224.
- 146 FUB I, 586.
- 147 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 345.
- 148 Vgl. G. LEIBER 1964, S. 44. Da Graf Heinrich I. bereits 1284 verstarb, wissen wir nicht genau, wie er weiterhin mit den Wartenbergern und ihrem Landgrafenamt umgehen wollte. Die einmalige Bezeichnung 1283 könnte aber bereits darauf hinweisen, dass Heinrich I. als Graf in der gesamten Baar anstrebte, sich nun gegen die Wartenberger, die keine treuen verbündeten Grafen in der Baar mehr hatten, durchzusetzen und auch die Landgrafenwürde zu übernehmen. Eine Lösung des Konfliktes mit den Wartenbergern ließ aber noch auf sich warten und sollte erst unter den Enkeln von Graf Heinrich I. von Fürstenberg erfolgen.
- 149 FUB I, 553.
- 150 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 343.
- 151 Auch VETTER 1964, S. 65 geht von einer Teilung der Grafschaft aus, welche zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt von beiden beschlossen worden wäre.

- 152 Vgl. G. LEIBER 1964, S. 38.
- 153 Dem widerspräche nicht, dass sowohl Graf Heinrich I. von Fürstenberg, als auch Graf Hermann von Sulz in der Urkunde von 1281 als Zeugen auftraten, da zu jener Zeit beide Parteigänger von König Rudolfs Seite waren, ebd., S. 39.
- 154 [...] weil er (Graf Hermann) um seiner tödlichen Feindschaft mit Graf Friedrich von Fürstenberg willen nicht zum Termin erscheinen könne. WUB VIII, 2852.
- 155 Vgl. V. SCHÄFER, 1969, S. 40, Anmerkung 62. Allerdings könnte diese Feindschaft auch nur generell eine Rivalität zwischen den Familien belegen und muß nicht einer möglichen Anerkennung der alten Sulzer Rechte durch die Fürstenberger widersprechen. Wahrscheinlich aber versuchten die Fürstenberger, ihre Macht zu vergrößern und die Grafschaft Baar in eigener Hand zu vereinigen. Das könnte auch den vielleicht doch nicht ganz „freiwilligen“ Rückzug Graf Hermanns von Sulz 1283 zeigen. Vgl. FUB I, 582. Ähnlich weist auch HUTH 2003, S. 233 darauf hin, dass die Grafen von Sulz bereits unter den Zähringern, als deren Vasallen, Grafschaftsrechte auf der Baar hatten. Später hätten sie diese vom Reich als Lehen erhalten. Dadurch musste es zu einem Konflikt zwischen den Fürstenbergern und Wartenbergern/Sulzern gekommen sein, der 1281 beendet wurde, als beide Grafen gemeinsam in Villingen auftraten. M. BUHLMANN 2009, S. 2 geht sogar davon aus, dass „die Baargrafschaft nach 1218 als Reichslehen an die Grafen von Sulz ging.“ Dafür haben wir aber keine Quellenbelege. Die Sulzer erschienen immer nur als Grafen in der Ostbaar, außer dieses eine Mal im Januar 1281 in Villingen und dabei nur an der Seite des Grafen von Fürstenberg. Hätten aber die Grafen von Sulz vom Reich aus die gesamte Baargrafschaft innegehabt, wäre die Übergabe der gesamten Grafschaft an Heinrich und eine Abfindung der Grafen von Sulz trotz der treuen Dienste Heinrichs für den König doch sehr ungewöhnlich gewesen.
- 156 FUB I, 553.
- 157 Vgl. A. MÜLLER 1971, S. 94–97.
- 158 Vgl. FUB I, 553.
- 159 Vgl. A. VETTER 1964, S. 65.
- 160 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 345.
- 161 Vgl. A. VETTER 1964, S. 65.
Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 346.
- 162 Vgl. G. LEIBER 1964, S. 40,44.
- 163 Vgl. O. BENZING 1985, S. 61.
- 164 FUB II, 24.
- 165 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 347.
- 166 Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 260.
Vgl. V. HUTH 1988, S. 131.
- 167 K. S. BADER 1960 (1983), S. 347.
- 168 Vgl. z.B. FDA XI, 89.
- 169 Vatikanische Akten, S. 77, Nr. 130.
- 170 Vgl. K. S. BADER 1937 (1983), S. 260.
- 171 Vgl. A. VETTER 1997, S. 82.
Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 348.
- 172 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 348.
- 173 Landgraf in Baar. FUB II, 92. Vgl. FUB II, 94. Sein Vater Friedrich von Fürstenberg hat sich nie als Landgraf bezeichnet.
Vgl. A. VETTER 1997, S. 81.
- 174 Vgl. A. VETTER 1964, S. 59.
- 175 Vgl. A. VETTER 1997, S. 82.
- 176 Vgl. ebd., S. 81.
- 177 Vgl. ebd., S. 82.
- 178 Vgl. FUB II, 119.
- 179 Vgl. K. S. BADER 1960 (1983), S. 349.
- 180 Vgl. ebd., S. 346.
- 181 Vgl. V. HUTH 1988, S. 131.
- 182 Vgl. A. VETTER 1964, S. 137.
Vgl. G. LEIBER 1964, S. 44–45.
- 183 BADER, 1938 S. 135.
- 184 Ebd.

Von der Steinzeit zur Stadt Neue Forschungen zur Besiedlungsgeschichte des Fürstenbergs

von HEIKO WAGNER¹

Topographische, geologische und botanische Gegebenheiten

Der Fürstenberg gehört heute zu der 6,5 km nordwestlich gelegenen Stadt Hüfingen (Gemarkung Fürstenberg) und befindet sich 8 km südöstlich von Donaueschingen. Der gleichnamige Ort befand sich ehemals oben auf dem Berg und erstreckt sich heute auf einer Geländestufe westlich unterhalb des Bergplateaus. Der Fürstenberg ist von der Bundesstraße 31 aus gut zu sehen. Die Bezeichnung als „fürderster Berg“ (vorderster Berg) ist hier gut nachvollziehbar; dieser Name wurde im 13. Jahrhundert zum Familiennamen des Adelsgeschlechtes, das sich hier für etwa 250–300 Jahre einen Mittelpunkt schuf. Im Umfeld von wenigen Kilometer treffen und kreuzen sich verschiedene alte und neue Straßen aus dem Westen (Südschwarzwald) nach Osten (Obere Donau) und von Süden (Hochrhein, Hegau/Bodensee) nach Norden zum Neckar.

Der Fürstenberg ist als westlicher Ausläufer der Schwäbischen Alb ein durch Erosion weitgehend freigestellter, sogenannter Zeugenberg², der aus Meeressedimenten besteht. Seine Decke wird aus Weißjura Beta gebildet, wie auch die höheren Teile der Schwäbischen Alb. Diese Tafel bricht steil nach Süden ab (die Kapelle steht auf dem höchsten Teil bei 918 m ü. NN), die Steilstufe an der Nordseite ist heute dicht bewaldet. Unterhalb der Weißjuradecke liegen die Schichten des Braunen Jura, die weicher sind und daher leichter verwittern. Auf der Nordseite des Fürstenbergs markiert der heutige Waldrand etwa die Grenze zwischen Weißem und Braunem Jura, auf der Südseite ist es der Fahrweg zum Schächer. Im Horizont des Braunen Jura treten Quellen zutage: im Bereich des heutigen Ortes Fürstenberg im Westen und auch im Osten unterhalb des Schächerpasses in Richtung Hondingen in den Brunnenwiesen beim Schächer. Diese Brunnenwiesenquelle oder Schächerquelle war für Jahrhunderte wichtig zur Versorgung von Burg und Stadt Fürstenberg. Das Wasser wurde mit Eseln jeden Tag nach oben transportiert; zusätzlich unterhielt man noch Zisternen in der Stadt. Auf dem Braunjura sind auch fruchtbare Ackerböden entstanden, die die Grundlage der alten Besiedlung bildeten.

Die botanischen Verhältnisse entsprechen denen auf ähnlichen Bergen der westlichen Schwäbischen Alb. Auf der sonnenreichen, steilen Südseite findet sich stellenweise ein artenreicher Kalkmagerrasen (Halbtrockenrasen), dessen Artenreichtum durch Beweidung durch Schafe und auch Ziegen unterstützt wird. Neben der Beweidung verfolgen auch gelegentliche Rodungen den Zweck, die Landschaft offen zu halten und die lichtliebenden, niedrigen Kräuter gegenüber dem ansonsten aufkommenden dichten Hecken- und Baumbewuchs zu unterstüt-

zen. Diese scheinbare Natur ist durch jahrhunderte-, vielleicht jahrtausendelange Beweidung durch Haustiere erst in dieser Form entstanden. Dazwischen gibt es Gebüsche und einzelne Baumgruppen, die ein ganzes Mosaik von Lebensräumen bieten. Nur unter den aufkommenden Hecken und im niedrigen, dichten Wald finden sich an der Südseite Moospolster auf den Steinen; unter dem Blätterdach wird hier die Feuchtigkeit länger gehalten. Zwischen den Magerrasenflächen treten durch Erosion, durch abgeräumten Kalksteinschutt der ehemaligen Stadtmauer und auch – weiter unten – durch ehemalige kleine Steinbrüche Halden aus dem Kalksteinschutt des Weißjura auf, die kaum bewachsen sind, jedoch Refugien, etwa für Eidechsen, bieten.

Die Nordseite ist durch ähnlichen Boden gekennzeichnet. Der hohe Wald hält hier jedoch die Feuchte länger, und es findet eine stärkere Humusbildung statt. Ein Teil des akkumulierten dunklen Humus dürfte auch von organischen Abfällen und einer länger dauernden Gartennutzung herrühren. Die Pflanzengesellschaften sind hier viel üppiger; es kommt ein dichter Unterwuchs vor, der auch Brennnesseln enthält; die Steine sind häufig dicht übermoost. Der Wald besteht im wesentlichen aus Ahorn und teilweise sehr alte Eschen, die noch die Stadt Fürstenberg zur Zeit ihres Bestehens gesehen haben dürften. Auf insgesamt 4 Hektar Fläche ist noch ein naturnaher Esche-Ahorn-Buche-Wald verbreitet. Einige Sträucher von Stachelbeere könnten aus den ehemaligen Gärten des Städtchens im nördlichen Grabenbereich stammen, jedoch sind die Wildformen nur schwer von den Kulturformen zu unterscheiden und kommen daher ebenfalls in Frage. Der Unterwuchs weist viel Lerchensporn, auch Aronstab, Weißwurz und selten Türkenbund auf, und auch die gelblichweißen Blüten des Eisenhuts sind zu erkennen. Eine hochstielige Form der blau blühenden, breitblättrigen Glockenblume könnte bereits in den ehemaligen Gärten der Stadt und der Burg gewachsen sein. Das untere Ende des steilen Nordhangs und auch des Waldes markiert den Grenzbereich zum Braunen Jura, der durch Wiesen und Felder genutzt wird.

Auf der heute als Wiesen genutzten Hochfläche des Fürstenbergs dürften einige Kulturbäume (so etwa ein altertümlicher Holzapfel) noch aus den länger weiter bewirtschafteten Gärten der 1841 abgebrannten Stadt stammen. Auch die Beeren von Schlehen und Holunder, heute meist am Rand des Bergplateaus entlang wachsend, wurden sicher einst genutzt. Bei Dornsträuchern ist zu erwägen, ob sie früher – in der Vorgeschichte und im Mittelalter – die Böschungen und Wälle der Befestigung als Annäherungshindernis geschützt haben können. Dazu hätte man sie gezielt bewirtschaften müssen, damit sie nicht zu hoch aufwuchsen und einem Angreifer als Deckung dienen konnten. Der Bewuchs ist in alter Zeit teilweise anders anzunehmen; so stand am Fürstenberg wohl nirgends Wald. Bäume hätten zu einer schlechten Einsehbarkeit des Vorfeldes geführt und auch die repräsentative Wirkung der Befestigung bzw. der Stadt in die Ferne beeinträchtigt. Am Südhang waren auch die Beweidung und – im unteren Teil – der Ackerbau weiter verbreitet. Für das 18. Jahrhundert werden in den Gräben der Stadt Gärten verzeichnet, die teilweise dem Hanfanbau dienten.

Zur Geschichte von Burg und Stadt

Erstmals genannt wird die Burg Fürstenberg in den Annalen des Klosters St. Georgen für das Jahr 1175: „Krieg zwischen dem Herzog Berthold und den Zollern. Der Herzog besetzt Fürstenberg.“ („*Bellum inter ducem Bertholdum et Zolrenses. Dux occupavit Fürstenberc*“).³ Aus der Notiz geht nicht hervor, ob die Burg eine Gründung der Zollern im Rahmen einer ansonsten nicht belegten Westexpansion oder im Rahmen dieses Konflikts erobert worden war. Wahrscheinlicher ist eine Gründung durch die schon früh in der Baar begüterten Zähringer, wonach der Vorgang 1175 eine Rückeroberingung gewesen wäre. Für eine Zähringergründung sprechen auch enge Verbindungen nach Neudingen. Die Gemarkung Fürstenberg ist aus Hondingen und Neudingen herausgeschnitten bzw. hineingesetzt, und die Einwohner von Neudingen und Fürstenberg hatten eine ungeteilte Markgenossenschaft, d. h. sie nutzten gemeinsam Wald und Weide. Vermutlich konnten die Zähringer für ihre Neugründung auf dem Fürstenberg auf den ehemaligen Königshof Neudingen zugreifen oder bekamen ihn regulär verliehen.

Nach dem Aussterben der Zähringer im Jahre 1218 ging die Burg an die Grafen von Urach. Die Söhne Eginos V. von Urach teilten 1248 das Erbe; die Burg kam an den jüngeren Sohn Heinrich, der seit dieser Zeit in den Quellen als „von Fürstenberg“ („*Heinricus comes de vurstenberc*“) bezeichnet wird und zum Ahnherrn einer neuen Dynastie wurde. Die Burg blieb Sitz von Heinrichs Nachfahren und in einem Vertrag vom 17. Februar 1491 legten die damaligen Grafen Heinrich und Wolfgang fest, dass Heinrich und seine Erben die Burg besitzen, die Stadt jedoch ungeteilt bleiben sollte⁴. In den 1230er oder 1240er Jahren war die Stadt gegründet bzw. die Burgsiedlung zur Stadt ausgebaut worden.⁵ Ein Motiv zur Stadtgründung lag wohl in einem Streit zwischen den Fürstenbergern und dem Reich. Weil Villingen vorübergehend ans Reich gekommen war, hatten die Fürstenberger auch im Jahr 1244 den Markt in Vöhrenbach gegründet. Erstmals genannt wird die Stadt Fürstenberg in einer Urkunde vom 19. August 1278. Darin bestätigt König Rudolf von Habsburg den vier fürstenbergischen Städten Fürstenberg, Villingen, Haslach und Dornstetten das Recht, ein eigenes Gericht zu unterhalten. Corina Fritsch argumentiert, dass auch die symbolträchtige Nähe zu der am Fuße des Berges gelegenen ehemaligen Königspfalz Neudingen sowie die Nähe zu den Wartenbergern, den Rivalen um die Vorherrschaft in der Baar, entscheidend für die Ausbau der Burg Fürstenberg war⁶. Graf Heinrich von Fürstenberg war mit Rudolf von Habsburg verwandt, und Heinrich fungierte bei der Schlacht auf dem Marchfeld gegen Ottokar von Böhmen am 26. August 1278 – also wenige Tage später – als Bannerträger des Königs.⁷ Graf Heinrich I. von Fürstenberg wurde am 24. Mai 1283 *ad personam* durch König Rudolf mit „*comitatus in Bare*“ belehnt, starb jedoch schon ein Jahr später. Am 8. April 1292 wird eine Urkunde „*in Grafen Friedrichs Stuben von Fürstenberg*“ ausgestellt, was auf die Burg zu beziehen ist.

Im einer Urkunde aus dem Jahr 1303 taucht erstmals das künstlerisch anspruchsvoll gestaltete Stadtsiegel von Fürstenberg auf. Die Stadtmauer mit Tor und zwei Türmen ist symbolisch zu verstehen und muss also nicht dem tatsächlichen Aussehen der Stadt entsprechen. In dieser Urkunde genehmigt die Stadt Fürsten-

berg den Verkauf des Kelnhofs von Neudingen, an dem ursprünglich das Gericht und das Patronatsrecht über die Kirche hing. Auch das ist eine Hinweis darauf, das Stadt und Burg von Neudingen aus gegründet wurden. 1304 nennt sich Graf Heinrich II. von Fürstenberg erstmals „*Landgraf in Bare*“. 1305 wurde Fürstenberg durch König Albrecht I. von Habsburg belagert. Der König war im Mai selbst erschienen; Graf Heinrich II. hatte sich nach Fürstenberg zurückgezogen, Burg und Stadt sich aber nach kurzer Belagerung ergeben. Die Fehde stand in Zusammenhang mit einem umstrittenen Erbgang, der Wartenberg an die Fürstenberger brachte. Belagerung und Kampfhandlungen sind den Quellen nicht sicher zu entnehmen, jedenfalls wurde am 30. Mai ein Friede geschlossen.

Die Stadt war als typische Burgsiedlung entstanden: Die Burg bildete ihre Daseinsberechtigung: Die Stadt sollte die Burg versorgen, ihren Bewohnern zu Diensten sein, sowie Bewacher und Verteidiger für die Befestigung auf dem Bergplateau zur Verfügung stellen. Gräfliche Dienstmannengeschlechter wie die von Allmendshofen (Almshoven), Tannheim und Reischach siedelten sich an und übernahmen die Verteidigung und Verwaltung von Burg und Stadt. Zu den Ministerialen kamen Knechte und Bauern. Mit dem Wegzug der fürstenbergischen Residenz in der frühen Neuzeit verschwanden auch diese Adelsfamilien und Fürstenberg wurde zu einer Ackerbürgerstadt. Vermutlich hatten sich auch die Fernwege verändert. Die ursprünglich über den Schächer nach Neudingen führende Straße (Königsstraße) verlief nun weiter westlich und zielte nach Hüfingen und weiter nach Donaueschingen. Die Stadt auf dem Berge geriet so einige Kilometer ins Abseits. Daher gab es keinen regelmäßigen Markt, kaum Handel und nur Kleingewerbe. Die nichtadligen Bewohner der fürstenbergischen Städte waren keineswegs den Stadtbürgern von Städten wie Freiburg oder Straßburg gleichgestellt. Als fürstenbergische Untertanen blieben sie unfreie Leibeigene und ihr Status unterschied sich nur unwesentlich von dem der Dorfbewohner. Im Jahre 1587 wurde für Fürstenberg ein älteres Freiheitsbuch erneuert, das in einer Abschrift von 1628 überliefert ist⁸. Das Stadtgericht war für die niedere Gerichtsbarkeit zuständig, während die „*Malefizsachen*“ (Strafgerichtsbarkeit) ans Landgericht gingen⁹. Das Gefängnis aber lag auf der Burg. Schon 1445 wird ein „*lantgericht zu Fürstenberg an der Staig an der offenen fryen Künigstrasse*“ erwähnt, d. h. beim heutigen Ortsteil Schächer.

In kirchlicher Hinsicht wurde Fürstenberg 1667 selbständig, seit 1677 ist ein Friedhof belegt. Zuvor war es Filiale der Pfarrkirche in Hondingen. Aber schon 1465 und 1503 wird eine Kapelle der Jungfrau Maria und mehrerer Heiliger in Fürstenberg erwähnt. Kirchliche Verhältnisse waren oft sehr langlebig und hielten nicht mit der wirtschaftlichen oder politischen Entwicklung Schritt. 1363 ist ein Pfarrer von Hondingen – Hug von Almshofen – in Personalunion *plebanus* (Leutpriester) von Fürstenberg; als Dekan verlegt er seinen Wohnsitz von Hondingen nach Fürstenberg¹⁰. Zeitweise wurde das Dekanat nach Fürstenberg und nicht nach Löffingen oder Villingen benannt, was vermutlich mit dem Wohnsitz des Amtsinhabers zusammenhing. Um das Jahr 1500 wurde eine Pfarrpfünde eingerichtet. 1499 diente Fürstenberg in der Frühphase des Schwabenkriegs als Sammelpunkt für nach und nach eintreffende Truppen und beherbergte zeitweise 2400 Leute.

Im Dezember 1504 wurde unter Graf Wolfgang ein tiefer Ziehbrunnen fertig gestellt, für den an die Brunnenbauer Hans Wigker von Burgau und Lienhard Mayenson von Wiggersbach 250 Gulden bezahlt wurden. Der tiefe Brunnen war in der Folgezeit ein bemerkenswertes Besichtigungsziel der Besucher der Stadt. Schon aus dem 17. Jahrhundert sind jedoch wieder Eselstransporte mit Wasser aus der Quelle überliefert. Ob der erreichte Wasserhorizont des Brunnens (vermutlich am Übergang zum Braunjura) nicht ausreichte oder versiegte, oder ob der Brunnen im Dreißigjährigen Krieg verseucht oder teilverfüllt wurde, muss angesichts der Quellenlage offen bleiben. Jedenfalls war der Brunnen im 18. Jh. nicht mehr benutzt und schon zur Hälfte verfüllt (Abb. 1). Man habe den Schutt des abgebrochenen „Stadthauses“ in den Brunnenschacht geworfen (Funktion und Standort des „Stadthauses“ sind nicht eindeutig geklärt; vielleicht hatte ein Gebäude auf dem Burgareal – etwa das 1516 erbaute oder umgebaute Schloss – Funktionen eines Amtshauses übernommen).

Durch einige Jahreszahlen an Burg und Stadtbefestigung, die dort noch 1765 bei einer Besichtigung durch Johann Ludwig von Neuenstein gesehen wurden, sind im frühen 16. Jahrhundert (1513 an einem Tor der Stadtbefestigung; 1519 am Schloss) Baumaßnahmen belegt. Die Jahreszahl 1513 wird von späteren Kommentatoren auf das Tor im Südosten bezogen. Allerdings schreibt die Quelle von 1765 von „des Schmieds Törlein“. Mit dieser Formulierung kann es sich kaum um das Haupttor der Stadt gehandelt haben. Hingegen bestärkt sich durch den archäologischen Survey die neue Annahme, dass dieses Törlein an der Nordseite unweit der NO-Ecke des Plateaus lag. Hier wurde eine Wegrampe festgestellt, die hin-



Abb. 1: Der verfüllte Brunnenschacht (jetzt bei Tafel 3 des neuen Historischen Pfades).

Fotos: Heiko Wagner

unter zum Stadtgraben verläuft. Nahebei fanden sich auch zahlreiche Schlacken, was den Standort einer Schmiede in diesem Bereich wahrscheinlich macht. Dennoch wird man aufgrund baulicher Parallelen in anderen Städten nicht ganz fehlgehen, auch den auf der Urbarkarte von 1794/95 dargestellten Torzwinger mit seinen vier Rundtürmen im Südosten in das späte 15. oder frühe 16. Jahrhundert zu datieren. Die Rentamtsrechnung von 1516 nennt Ausgaben im Zusammenhang mit dem „*neuen Haus und Bau zu Fürstenberg*“. Ob es sich um Um- oder Neubauten handelte, ist unklar. 1504 wird durch Graf Wolfgang auch die Kaplanei für den Hl. Erhard wiedergegründet, die in der Schlosskapelle angesiedelt war (schon 1472 war durch Graf Konrad eine Messe für die Schloßkapelle gestiftet worden; die ursprüngliche Stiftung der Erhardskaplanei soll ursprünglich von einem Grafen Conrad stammen und schon i.J. 1304 erfolgt sein). Die neue Stiftung könnte wie auch der Brunnenbau im selben Jahr ein allgemein hohes Interesse des Grafen Wolfgang am Schloss anzeigen. Auch die seit dem Schweizerkrieg (1499) und wegen bäuerlicher Unruhen im Vorfeld des Bauernkrieges gefühlte diffuse Bedrohungslage mag einen Anlass zu Baumaßnahmen geliefert haben. Im Bauernkrieg von 1525 kam Hans Müller aus Bulgenbach mit seiner Bauernarmee nach Fürstenberg; die Grafenfamilie war gerade abwesend. Außer den mit den Bauern sympathisierenden Bürgern waren 20 Landsknechte dort, die der Graf angefordert hatte. Die Bürger verpflegte die Bauern vor dem Tor und übergab schließlich die Stadt. Schäden oder Zerstörungen sind nicht überliefert, doch sollen die Bauern 18 gute Büchsen (Geschütze) und 150 Hakenbüchsen erbeutet haben. Offenbar waren hier viele Waffen zusammengezogen oder von anderen Orten hierher in Sicherheit gebracht worden.

Trotz der Baumaßnahmen im Jahr 1516 spielte das Schloss schon bald keine Rolle mehr. Graf Friedrich residierte von 1531 bis 1544 auf Wartenberg und danach auf Schloss Heiligenberg. Sein Sohn Heinrich wohnte von 1560 bis 1570 auf Wartenberg, und nach 1570 nahm Donaueschingen seinen Aufschwung¹¹. Für Bauarbeiten am Schloss auf dem Fürstenberg finden sich in den nächsten Jahren keine Belege mehr und im Jahr 1596 beklagte sich die Stadt Fürstenberg darüber, dass sie für bestimmte Instandsetzungsarbeiten an der Ringmauer und am Steinhäus (Schloss) zuständig sei. 1620 sind in Fürstenberg etwa 147 Bewohner genannt; Geistliche und etwa noch vorhandene Dienerschaft sind hierbei nicht mitgezählt. Bei einer Herrschaftsteilung 1620 wird das Schloß „ein abgegangenes Haus“ genannt¹², doch sind unter Graf Wratislaus zwischen 1620/21 und 1628/29 Aufträge an einen Zimmermann und einen Maurer zur Instandsetzung mit Teilabbruch überliefert, die Kamine, Aborte, Fenstergewände, eine Ausbesserung des Dachstuhls und einen Treppenturm mit welscher Haube für eine Wendeltreppe betreffen. Auch wird verzeichnet, dass keine Einnahmen aus dem Schlossgarten vorlagen, „*weil das Schloss erweitert worden*“, wobei unklar bleibt, welche Stelle gemeint und ob dort nur Material gelagert oder die Fläche zugebaut worden ist. 1632 fällt das nahegelegene Schloss Wartenberg in die Hände der Württemberger. Wie lange das Schloss auf dem Fürstenberg bewohnt blieb, ist unklar. Der Survey des Schuttfächers – das sei hier vorweggenommen – erbrachte nur wenige Funde der frühen Neuzeit, das Abfallaufkommen durch eine Wohn- und Küchennutzung

war also nahezu völlig versiegt. Noch 1688 wird das Schloss auf einem Gemälde von Martin Menradt (Abb. 2) aus Hüfingen aus Richtung Nordosten dargestellt¹³. Offenbar steht der steile Giebel frei, das Dach fehlte bereits. In der Folgezeit müssen sich Zerfall und Steinraub rasant beschleunigt haben. 1767/68 war das Schloss schon abgeräumt und kaum mehr bekannt. Auch der Plan des Urbars von 1794/95 stellt hier nur noch eine Freifläche dar¹⁴.

Mindestens seit dem Dreißigjährigen Krieg gab es eine Hochwacht (Feuerwacht), die 1750–52 renoviert und ausgebaut wurde. Die alte Feldschlange wurde durch drei neue Alarmkanonen ersetzt, die auf den Stümpfen von zwei erhaltenen Rundtürmen des Schlosses aufgestellt wurden. 1766 waren die ungeschützt aufgestellten Kanonen verrostet. Um Kanonen und Pulver trocken lagern zu können, wurde für 660 Gulden ein „*Stuck oder Wachturm*“ aus Holz errichtet, nachdem zunächst ein Steinbau geplant war. Dieser „*Stuckturm*“ (d. h. Geschützturm) wurde 1788 renoviert¹⁵. Die Hochwacht hatte primär keine militärische Funktion, sondern sollte vor allem vor Feuer in den umliegenden Ortschaften warnen. Da die Anzeigen durch Kanonenschüsse sehr ungenau waren, wurde später zusätzlich ein bis 1833 genutzter optischer Telegraph mit zahlreichen Symbolzeichen installiert, um detailliertere Mitteilungen durchgeben zu können. Die Nutzung der Hochwacht endete im Jahre 1824 auf tragische Weise. Die Kanonenabfeuerung für ein Hoffest in Donaueschingen führte zum Zerplatzen einer Kanone und tötete den Kanonier.

Militärisch spielte Fürstenberg schon lange keine Rolle mehr, doch erst 1792 endete die Fronpflicht der umliegenden Orte für die Stadtmauer, von der bald größere Teile beseitigt wurden. Am 18. Juli 1841 brannte die damals aus etwa 50 Gebäuden bestehende Stadt ab. Die Ursache ist nicht geklärt; u.a. wird Weihrauch bei einer Toteneinsegnung vermutet. Der Brandherd soll am Ostrand bzw. im Bereich der NO-Ecke des Berges gelegen sein. Hier standen nebeneinander die Häuser des Schmiedes Ignatz Benz und des Fidel Stark, in dessen Haus die



Abb. 2: Gemälde des Martin Menradt in den Fürstenbergischen Sammlungen Donaueschingen. Ansicht der Stadt mit Kirche und Schlossruine, 1688. Foto: Sigwart Fotografie

ersten Flammen bemerkt wurden (die Stelle ist durch Hausreste und auch durch Schmiedeschlacken inzwischen gut lokalisiert). Das Wetter war lange trocken und windig und es stand kaum Wasser zur Verfügung; der Brand breitete sich rasant aus und forderte ein Kind als Todesopfer sowie zwei Verletzte. Die Bewohner wurden zunächst in den Nachbardörfern aufgenommen, und es wurde weithin für sie gesammelt. In den nächsten Jahren erfolgte der Neubau des Ortes an geeigneterer Stelle auf der Schulter des Berges, näher am Wasser und den Ackerflächen.

Geländestrukturen und geophysikalische Untersuchung

Am Fürstenberg verhindern Wald und Wiesen tiefere Einsichten der Luftbildarchäologie. Vor einigen Jahren wurde aber das gesamte Land Baden-Württemberg Streifen für Streifen überflogen, um einen sogenannten LIDAR-Scan (Light Detection and Ranging) zu erstellen. Dabei misst ein Laser ständig den Abstand zum Erdboden. „Störungen“ durch hochragende Gebäude und Bäume werden als Abweichung erkannt und herausgerechnet. Aus den so gewonnenen Daten konnte ein dreidimensional erscheinendes Geländemodell berechnet werden (Abb. 3). Auch aus geophysikalischen Messungen der Differenzen von Magnetfeldern und elektrischen Widerständen im Erdboden lassen sich graphische Darstellungen errechnen, in denen z.B. Gräben, Pfostenlöcher ehemaliger Holzbauten und Mauerfundamente entdeckt werden können. So werden Aufschlüsse über die archäologische Substanz im Boden, die sogenannten „Bodendenkmale“ gewonnen und teure und schwierige Ausgrabungen vermieden oder aber genau vorbereitet.

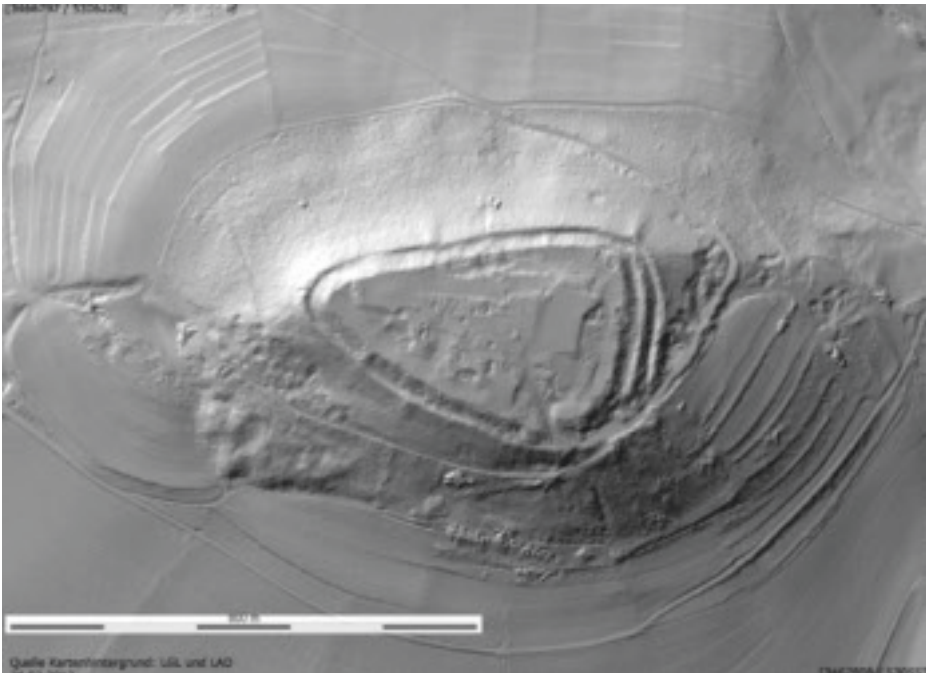


Abb. 3: Der LIDAR-Laserscan des Fürstenbergs zeigt deutlich die umlaufende Grabenanlage.



Abb. 4: Die Augustinuskapelle von 1964. In der Böschung verläuft die südliche Ringmauer der Burg.



Abb. 5: In der „Kuhle“ im Hintergrund stand bis 1841 ein Haus. Rechts der Südrand des Bergplateaus.



Abb. 6: Teilweise verfüllte Grube, ehemals der Keller eines Hauses.



Abb. 7: Steilböschung, Graben und Vorwall auf der Nordseite des Berges. Blick von Westen.

Die Bergplateau des Fürstenbergs wird durch Steilhänge begrenzt. Auf einer tieferliegenden Terrassenfläche markieren ein Grabmal des Altbürgermeisters Ferdinand Scheyer und ein nach dem 2. Weltkrieg im Jahre 1951 errichtetes großes Holzkreuz (das Heimatkreuz) die Lage des seit 1677 bestehenden Friedhofs. Das oberste Bergplateau bildet nach Westen eine Kante aus; hier endete vermutlich die mittelalterliche Burg. Das ehemalige Burggelände ist völlig planiert. Auf der östlichen Ringmauer erhebt sich die 1964 erbaute Kapelle (Abb. 4). Die südliche Ringmauer, deren Verlauf von der Natur vorgeprägt ist, zieht unter dem Rasen bei der Kapelle in Ost-West-Richtung hindurch. Eine konkave Kuhle (Abb. 5) etwa südlich des runden Eckturms könnte ein ehemaliger kleiner Steinbruch sein, in den später ein Haus hineingebaut wurde. Die geophysikalisch gemessenen Anomalien deuten auf Steinschutt hin; das Haus ist auf dem Kataster von 1794/95 noch verzeichnet.

Zwischen Gebüsch- und Baumgruppen im nördlichen Teil des Bergplateaus finden sich Haufen von Kalksteinen und Ziegeln sowie Gruben: die Keller (Abb. 6) und der Schutt der 1841 abgebrannten Häuser. Eine rundliche Grube nahe dem Hauptweg ist der verfüllte Rest des 1504 angelegten Tiefbrunnens (Abb. 1). Ein Katasterplan von 1794/95 verzeichnet eine breite Straße in Längsrichtung (Ost-West) über das Plateau; sie ist zu einem Platz verbreitert und läuft auf die Kirche zu. Parallel laufen im Norden und Süden zwei Gassen entlang der ehemaligen Stadtmauer bzw. der dortigen Randbebauung und münden im Osten wie auch im Westen vor dem ehemaligen Burgareal wieder in die zentrale Straße ein. Die Spitze der etwa dreieckigen Plateaufläche (ca. 330 m lang, im Ostteil bis zu 180 m breit; knapp 4 ha) weist nach Westen. Unterhalb der ca. 5–10 m hohen Steilböschung läuft ein Befestigungsgraben (Abb. 7) um, weiter außen ein vorgelagerter Wall, der wohl vor allem aus dem Grabenaushub besteht. Diese Befestigung kann bereits aus der Hallstattzeit sein und wäre dann im Mittelalter für Burg und Stadt nur etwas gesäubert, die Gräben vielleicht nachgestochen, die Wälle etwas erhöht worden. An der Nordseite, nahe der NO-Ecke des Bergplateaus, führt eine Rampe (Abb. 8) hinunter zum Graben, vermutlich das Ergebnis einer Baumaßnahme evtl. des 16. Jahrhunderts, um von den nördlichen Häusern hinunter zu den Gärten im Graben und weiter zum Zugangsweg zu gelangen. Hier stand wohl „des Schmieds Törlein“, das bei einer Besichtigung im Jahre 1765 benannt wird und die Jahreszahl 1513 trug.

Der Zugangsweg am südlichen Ende des äußeren Walles war durch einen langgezogenen Torzwinger geschützt. Revellios auf einem Katasterplan von 1794/95 fußende Skizze zeigt vier kleine Rundtürme. Ein äußerstes Tor dürfte sich ursprünglich auf Höhe des äußeren Vorwalles im Osten befunden haben. Hinter der heutigen Schranke und dem – später in den Hang eingegrabenen – Parkplatz mündet dann der Torweg in die Befestigungsanlage. Hier dürfte es wohl ein oder zwei weitere Tore gegeben haben. Die Geländesituation mit dem tief eingeschnittenen Hohlweg eignet sich gut für eine Torlösung in Art eines Zangentores oder einer langen Torkammer, in der sich der Zugang gut kontrollieren und verteidigen ließ.

Von der spätestens ab dem 13. Jahrhundert errichteten Befestigungsmauer, die oben entlang der Geländekante des Plateaus ringsum lief, sind noch Reste an zwei Stellen am Südrand des Plateaus sichtbar (Abb. 9). Zwar fehlen die Steine der



Abb. 8: An der Nordostecke des Bergplateaus zieht eine ehemalige Wegrampe vom Graben nach oben zu einem ehemaligen kleinen Tor.



Abb. 9: Füllmauerwerk der ehemaligen Stadtmauer am Südrand des Bergplateaus.

Mauerschale, doch das Füllmauerwerk aus kleineren Kalksteinen und Kalkmörtel ist noch erhalten. Am größeren Mauerteil ist außen noch ein tiefes, am Rande etwas ausgebrochenes Gerüstloch vorhanden, das zu einem mit eingebauten Baugerüst gehörte.

In historischen Plänen und in der Topographie ist eine Stadtmauer erkennbar, lediglich der Torzwinger liegt weiter außen. Es ist davon auszugehen, dass auf den doppelten Vorwällen auf der Ostseite und im ringsum verlaufenden Vorwall niemals eine gemörtelte Mauer stand, da keine Mörtelreste zu erkennen sind. Möglicherweise war schon die vorgeschichtliche Siedlung auf dem Fürstenberg durch eine Trockenmauer mit Erdhinterfüllung geschützt. Deren eventuelle Spuren sind aber wohl weitgehend getilgt durch Erosion, den Bau sowie die spätere Abtragung der mittelalterlichen Stadtmauer an genau derselben Stelle entlang der Plateaukante.

Im Jahr 2010 wurden Teile der Bergoberfläche durch Magnetometer und Bodenradar gemessen. Aufgrund der Baumgruppen, steiler Bereiche und des Schuttes konnten die Stellen der meisten ehemaligen Häuser und die Stadtmauer nicht gemessen werden. Eine Menge an Flecken könnten vorgeschichtliche Gruben sein; außerdem schlugen sich jüngere Auffüllungen, Brandschutt und einige moderne Leitungen im Messbild nieder. Die Kirche erschien nur als Schuttbereich. Die besten und deutlichsten Ergebnisse lieferte die Geophysik für das Schloss bzw. die Stammburg der Fürstenberger (Abb. 10). Hierbei konnten der Grundriss (Abb. 11) der Burg, den Paul Revellio nach seinen Grabungen in den frühen 1930er Jahren erstellt hat, im wesentlichen bestätigt werden. Revellio hat seine Grabungen nur sehr knapp dokumentiert¹⁶, seine Funde sind verschollen oder verloren, werden aber im älteren Inventar des archäologischen Teils der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen noch erwähnt. Die etwa trapezförmige Burganlage war etwa 40 x 35 m groß, die Ringmauer im Westen und Norden stark ausgebrochen, im Süden und Osten hingegen noch gut erhalten. Die Rundtürme im Norden wurden aufgrund einer Ansicht des Hüfingermalers Martin Menradt von 1688 (Abb. 2) und eines Plans von 1751¹⁷ von Revellio eingetragen. Auch der Katasterplan von 1794/95 zeigt die Position der Türme. Im östlichen Teil stand ein massiver rechteckiger Baukörper (B) mit 1,40 m Mauerstärke. Hier war wohl der repräsentative Saal, der sogenannte Palas. Die südöstliche Ecke der Burg war mit einem Rundturm betont. Revellio vermutete den Eingang auf dieser Ostseite, was in etwa mit der Hauptachse der Straße durch die Stadt



Abb. 10: Geophysikalisches Messbild (Bodenradar) mit dem Grundriss der Burg auf dem nordwestlichen Teil des Bergplateaus, in etwa 70 cm Tiefe deutlich zu erkennen (2010).

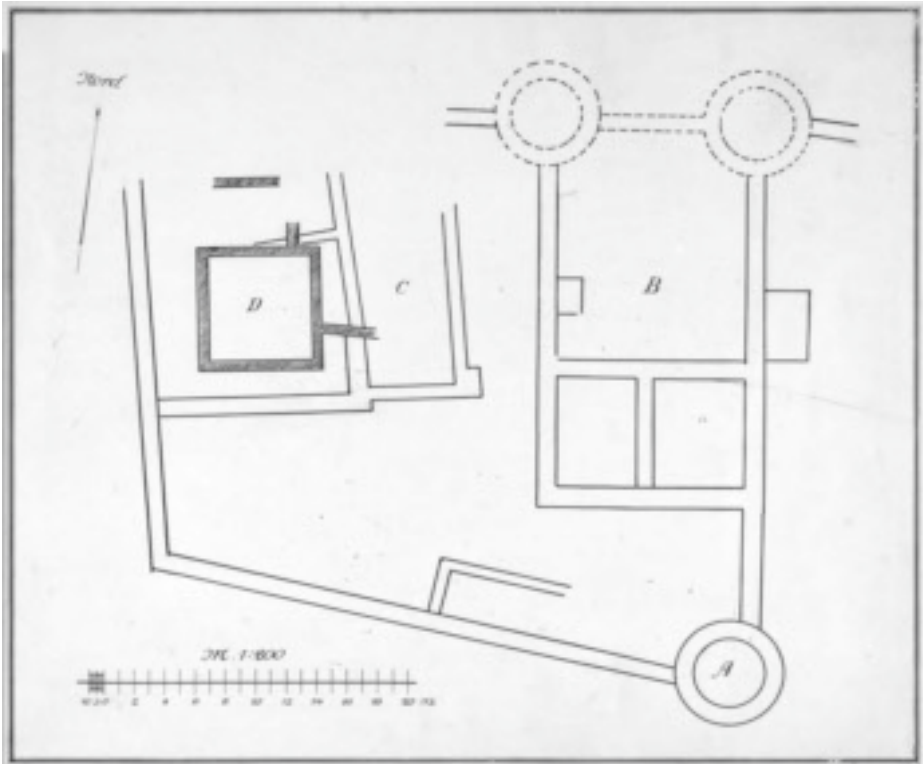


Abb.11: Grundriss der Burg nach den Grabungen von Paul Revellio.

und mit dem Rundturm an der SO-Ecke korrespondiert. Auf dem Katasterplan ist die Wegführung allerdings schon geändert, und ein Haus sowie Grundstücksmauern lassen den ursprünglichen Zugang nicht mehr erkennen (Abb. 12). Im Nordwesten des Burgareals erfasste Revellio Mauerwerk eines mehrteiligen Baus von bis zu 1,40 m Mauerdicke mit Brandspuren. Das Mauerwerk war schlecht erhalten, wohl durch den Brand stark zerrüttet. Revellio nahm an, dass hier der älteste Teil der Burg lag, der schon früher geschleift wurde.

Der Grundriss der Burg ist für die Zeit ihrer ersten Erwähnung um 1175 untypisch. Die früheste Burg sah vermutlich ganz anders aus und wurde im 15. oder 16. Jahrhundert teilweise abgetragen und überformt, wobei der für diese Zeit typische eckige Gesamtgrundriss mit dem runden Eckturm entstand. Ein heller Fleck beim südöstlichen runden Eckturm mag Schutt des Turmes oder eines überlagernden späteren Gebäudes sein, das auf dem Kataster von 1794/95 eingezeichnet ist. Zwei kurze Steinfundamente unmittelbar daneben, d. h. östlich der Burg, könnten Stützen oder Pfeilerreste einer Brücke sein, die in die Burg führte. Etwa nordöstlich davon könnte ein heller Streifen in Nord-Süd-Richtung der äußere Grabenrand (das heißt die Futtermauer) eines Burggrabens sein. Bei der Innenbebauung der Burg könnten sich besonders im Osten einzelne Bauphasen verbergen, wo Mauern oder ganze Gebäude aneinandergesetzt wurden. Hier befindet sich

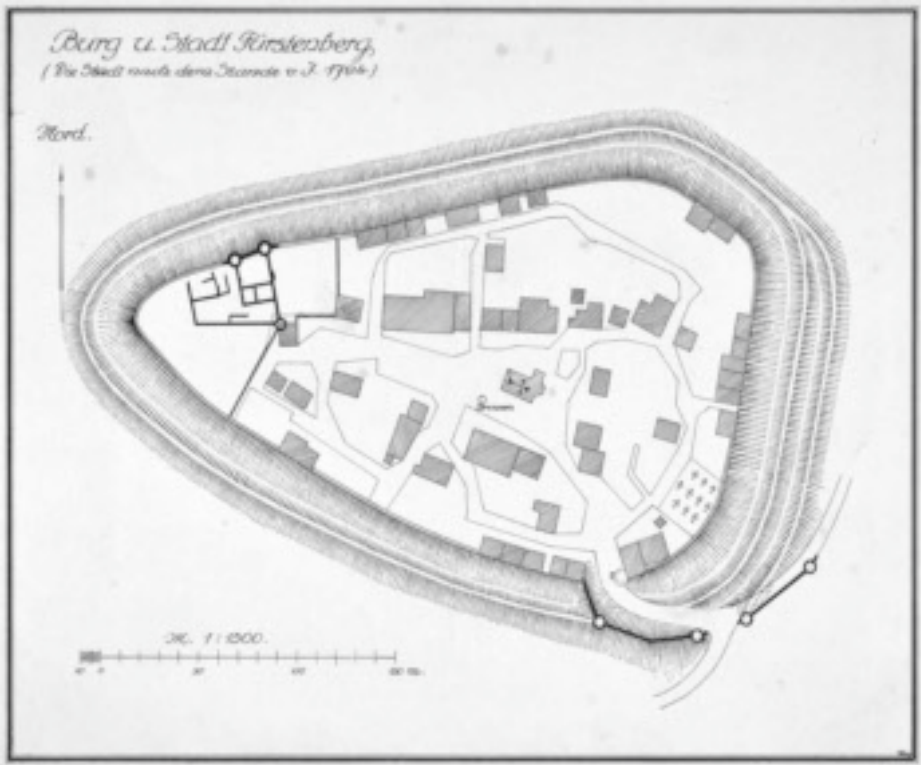


Abb. 12: Umgezeichneter Katasterplan der Stadt von 1794/95 mit projizierter Eintragung des Grundrisses der Burg.

wohl ein Palas oder Wohnturm. Weiter westlich zeichnen sich innerhalb der Burg Bauteile mit unterschiedlich dicken Mauern ab; Revellio nahm an, dass diese Bauteile innerhalb des Mittelalters älter waren. In diesem Bereich sind allerdings auch römische Funde gemacht worden. Die von Revellio erwähnte und abgebildete frühneuzeitliche Plattform für das Alarmgeschütz zeichnet sich im Messbild gar nicht ab. Sie ist vermutlich spätestens durch die Ausgrabung oder durch Planierungen beim Bau der Kapellen 1964 weitgehend eingeebnet. In den Unterlagen ergeben sich hierzu einige Widersprüche: Revellio schreibt von einem dünnen Mauerwerk; aus den Schriftquellen entnahm man, der Turm habe aus Holz bestanden. Möglicherweise diente das Mauerwerk nur als Fundament oder Schutz gegen Fäulnis; der Turm wäre dann am ehesten in Blockbautechnik aus liegenden Baumstämmen oder Balken errichtet worden. Als Wetterschutz für das zu lagernde Pulver und wegen des Schutzes der Kanonen vor Korrosion muss der Turm massiv ausgeführt und auch überdacht gewesen sein. Revellios Fund könnte natürlich auch zu einer älteren, eher provisorischen Konstruktion des 17. oder frühen 18. Jahrhunderts gehört haben, die urkundlich nicht zu fassen ist. Die Geophysik bestätigt die – trotz des Fehlens einer detaillierten Dokumentation – sorgfältige Grabung und Vermessung Revellios, der die wesentlichen Strukturen der Burg erfasste.

Vorgeschichtliche Funde

Eine klassische Methode der Archäologie ist die Geländebegehung (Survey): Der Augenschein vor Ort hilft bei der genaueren Bestimmung von Geländespuren, die im LIDAR-Scan nur als Schatten erscheinen und zudem wird nach datierbaren Kleinfunden gesucht. Wo gewohnt wird, gibt es Abfall, und vor der Einführung einer geregelten Müllentsorgung verblieb der meiste Müll innerhalb der Besiedlung, woraus sich Aussagen zur Dichte und Laufzeit einer Besiedlung treffen lassen. Den größten Anteil des bis heute erhaltenen Hausmülls stellen Keramikscherben dar, die von zerbrochenem Ess- und Kochgeschirr stammen. Auf den Wirtschaftsflächen lassen sich eher kleinstückige und an den Kanten abgerollte Keramikreste finden, die aber chronologisch unzusammenhängend bleiben und keine deutliche Häufung an einem einzigen Platz aufweisen. Die Begehungen am Fürstenberg waren – um diesen Ausdruck aus der Medizin zu gebrauchen – „minimal-invasiv“. Auf Wiesen werden Funde durch Maulwurfshügel oder Fahrspuren freigelegt und im Wald auf Trampelpfaden oder durch Erosion. Der Regen spielt eine wichtige Rolle, denn er glättet Erdschollen und den staubigen Boden und verstärkt dabei Farbkontraste und Konturen der Objekte. Die Grabungsergebnisse von Paul Revellio konnten verifiziert und wesentlich erweitert werden.

Alfred Danner hatte 1972 einen Klingenkratzer aus rosafarbenem Silex (Abb. 13) mit Rinde gefunden; die Färbung des Materials könnte durch eine sekundäre Verbrennung oder durch eine absichtliche Erhitzung des Rohmaterials zur Verbesserung der Schlageigenschaften zustande gekommen sein. Eine hallstattzeitliche Randscherbe zeigte eine Schrägkerbung; eine Wandscherbe wies offenbar eine verzierte Leiste auf, 16 Wandscherben waren unverziert. Einige weitere Keramikfragmente gehörten ins 12.–13. Jahrhundert). Aus 15 Begehungen zwischen April 2011 und Juli 2012 liegen 18 Randscherben (sowie 5 fragliche) und etwa 480 Wand- und Bodenscherben vor, die als vorgeschichtlich anzusprechen sind.



Abb. 13: Der von Alfred Danner 1972 gefundene steinzeitliche Klingenkratzer.

Auf der meist als Wiese genutzten Hochfläche waren kaum vorgeschichtliche, jedoch zahlreiche jüngere Scherben zu finden. Durch Erosion ist teilweise die vorgeschichtliche Keramik von der Plateaufläche an die Steilhänge abgerutscht oder abgespült worden. Die auf dem Plateau gefundenen Stücke sind durch die frühere Bearbeitung der Gärten und Äckerchen in sehr kleine Scherben zerbrochen und an den Bruchkanten außerdem noch verrundet, die Oberflächen sind abgewittert.

Eine geringe Menge an schlecht gebrannter, weicher Keramik ist neolithisch. Sie zeigt auch einige kleine, wohl aus dem Braun- oder Schwarzjura stammende fossile Meeresmuscheln, die dem Ton als sogenannte Magerung beigemischt wurden. Eine große Wandscherbe zeigt noch die



Abb. 14: Jungsteinzeitliche Wandscherbe mit einer ausgebrochenen Ösenknubbe und Pfeilspitze.

Ansätze einer ausgebrochenen Ösenknubbe (Abb. 14, links). Derartige durchbohrte Knubben dienten zum Durchziehen einer Schnur, mit der die Gefäße aufgehängt werden konnten. Zu diesen Funden passt Revellios Hinweis auf eine neolithische Pfeilspitze und einige Silexabschläge. Tatsächlich stellte sich bei der Begehung im April 2012 im Westteil der Befestigungsanlage wieder eine Pfeilspitze ein, die eine eingezogene Basis aufweist und flächig retuschiert ist (Abb. 14, rechts). Aus den neuen Begehungen stammen außerdem eine Silexklinge (Abb. 15, links), ein Kratzer, ein offenbar retuschiertes

Feuersteinabschlag, zwei nicht weiter bearbeitete Abschläge, vielleicht zwei weitere Abschläge und ein angeschlagenes Hornsteinstück.

Bemerkenswert ist ein etwa ein cm^2 großes hellgrünes Gesteinsfragment (Abb. 15, rechts), das auf zwei in spitzem Winkel aufeinanderstoßenden Flächen geschliffen und poliert ist. Vermutlich ist es ein abgesplittertes Stück von der Schneide eines Steinbeils. Das hellgrüne Gestein konnte als Jadeit¹⁸ vom Monte Viso 70 km südwestlich von Turin bestimmt werden. Derartige Beile waren meist sehr groß und flach, d. h. im Verhältnis zur Länge und Breite sehr dünn. Dadurch geben sie sich deutlich als Prestigeobjekte zu erkennen, die wohl nicht zum praktischen Gebrauch dienten und nur von einzelnen Mitgliedern der Führungsschicht besessen und bei besonderen Anlässen getragen wurden. Gewöhnlich werden solche Prunkbeile nur als Hortfunde im Boden vergraben oder in Grabfunden entdeckt, kaum jemals in Siedlungen. Die Verbreitung der fertigen Objekte umfasst u.a. Frankreich mit einem Schwerpunkt in der Bretagne, Teile Skandinaviens und ganz Deutschland, u. a. auch am westlichen Bodensee und am Neckar. In Osteuropa treten sie eher selten auf, dann aber wieder deutlich in Varna (Bulgarien) am Schwarzen Meer. In Osteuropa nehmen zu derselben Zeit Kupferbeile ihren Platz als Prestigeobjekt der Eliten ein¹⁹. Dieses Fundstück belegt so die zumindest zeitweise Anwesenheit eines Mitglieds der neolithischen Elite im 5.–3. Jahrtausend vor Christus.



Abb. 15: Silexklinge, Abschlag und Splitter eines Jadeitbeiles (rechts).



Abb. 16: Randscherben von Töpfen und Schüsseln der Hallstattzeit.



Abb. 17: Wandscherben, auch mit Kerbleiste verziert (Hallstattzeit).



Abb. 18: Riefenverzierte Wandscherbe (Urnenfelderzeit?) und Wandscherbe mit Kerbleiste.

Als Siedlungsphasen sind derzeit belegt durch den Jadeitsplitter das Jungneolithikum (um 4000 v. Chr.), sowie belegt durch die vielen Keramikfunde die Urnenfelder- (1200–800 v. Chr.) und die Hallstattzeit (800–500 v. Chr.). Die Keramik (Abb. 16–18) ist handgemacht, noch nicht auf der Töpferscheibe gedreht. Sie ist mit unterschiedlichen Sandkörnern grob gemagert, damit sie beim Brand nicht reißen kann. Die Gefäße waren meist dickwandig, oft schwärzlich oder dunkelgrau mit braunen Oberflächen. Zwei Wandungsscherben tragen eine sogenannte Kerbleiste, die mit Einschnitten verziert ist; auch eine aufgesetzte Tonleiste mit Fingertupfen kommt vor. Aufgrund der starken Zerschabung lassen sich kaum Gefäßformen erkennen. Es sind auf jeden Fall einfache, halbkugelige Schalen/Schüsseln vertreten, offenbar auch Gefäße mit trichterartigem, oben abgestrichenem Rand. Beide Formen haben ihren Ursprung bereits in der fortgeschrittenen Urnenfelderzeit, laufen aber in der Hallstattzeit weiter und dominieren in dieser Zeit das Bild. Andererseits fehlen gewisse flache Schalenformen (Schrägrandschalen, Breitrandschalen), die für die Urnenfelderzeit typisch und auch häufig vertreten wären. Sie kommen hingegen im Fundmaterial der urnenfelderzeitlichen Höhensiedlung Burg Weißwasserstelz (Hohentengen am Hochrhein, Landkreis Waldshut) und an anderen Plätzen häufig vor.

Da die Fundmenge mit nahezu 500 Scherben ansehnlich, und die besiedelbare Fläche mit fast 4 ha recht groß ist, könnte der Fürstenberg eine Art Zentralort der südlichen Baar gewesen sein. Die Besiedlung scheint aber abgebrochen zu sein, denn bei einer längeren Dauer wären noch mehr Funde insgesamt und evtl. einige Importfunde aus dem Mittelmeergebiet zu erwarten. Im Umfeld gibt es Hinweise auf Grabhügel im Westen und Nordwesten. Es mag sich also um eine Höhensiedlung handeln, die irgendwann zwischen 750 und 600 v. Chr. eine gewisse Bedeutung hatte, die auf der Verkehrslage beruht haben könnte.²⁰

Die Heuneburg bei Herberlingen-Hundersingen war in jener Zeit das Zentrum für eine große Region. Dort aber auch beim Hohenasperg und beim Ipf (bei Bopfingen im Nördlinger Ries) sind unterschiedlich strukturierte Außensiedlungen bekannt, die besonders bei der Heuneburg um ein Vielfaches größer sind als die Kernbefestigung. Hier stellt sich nun die Frage, ob auf der siedlungsgünstigen Braunjuraschulter des Fürstenbergs mit ihrem Quellhorizont und den Ackerflächen zeitgleiche Höfe oder gar eine großflächige Außensiedlung bestanden haben.

Da jedoch schon die Fundmenge auf dem Berg selbst nicht riesig groß ist, kam es jedoch vielleicht gar nicht zum Bau einer großen Außensiedlung. Großflächige, dabei jedoch sehr detaillierte Geländebegehungen könnten in Zukunft aber Hinweise auf einzelne Gehöfte einige Kilometer um den Fürstenberg herum geben.

Römische Funde

Für einen Zeitraum von über 500 Jahren finden sich keine Siedlungsbelege. Doch die Angaben Revellios zu römischen Funden konnten am 8. Juli 2011 durch den Fund der Bodenscherbe eines Tellers (Form Dragendorff 15/17) aus Terra sigillata, dem römischen Tafelgeschirr (Abb. 19) bestätigt werden. Die Scherbe war teilweise abgeplatzt, aber ein Teil des typischen roten Überzugs ist erhalten. Der Teller dürfte um 50–100 n. Chr. in La Graufesenque in Südgalien entstanden sein. Wie Revel-



Abb. 19: Scherbe eines römischen Tellers aus Terra sigillata.

lios Fund wurde auch dieses Stück bei der Burg gefunden. Auch einige grobe, sehr schlecht erhalten Wandscherben könnten in römische Zeit gehören. Wegen der geringen Fundmenge und des Fehlens von Leistenziegeln und Fragmenten von Terrasigillata-Schüsseln (z.B. der sogenannten „Bilderschüssel“ Dragendorff 37) dürfte es sich nur um eine kleine oder nicht lange dauernde Präsenz gehandelt haben. Gegen die Annahme einer Römischen Villa spricht auch der gegen Wind und Kälte exponierte und wasserarme Standort, an dem eine Wasserversorgung

und der Betrieb eines – häufig an römischen Villen auftretenden – Badegebäudes undenkbar erscheint. Revellios Fund eines Heizungsziegels (Tubulus) ist so schwer zu erklären. Vielleicht ist das Stück im Mittelalter als Baumaterial aus der westlich unterhalb des Berges nahe dem heutigen Ort gelegenen römischen Fundstelle auf den Berg verbracht worden. Allerdings soll der Ziegel – nach dem älteren Inventar der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen – zusammen mit der römischen Keramik in größerer Tiefe im südwestlichen Teil der Burg gefunden worden sein, was eine nachträgliche Verschleppung eher unwahrscheinlich macht. Da der Fund heute nicht mehr greifbar ist, lässt sich seine Bestimmung nicht abschließend verifizieren; stutzig macht jedoch in jedem Fall, dass nur ein solcher Ziegel vorliegen soll (wobei Revellio allerdings auch einmal den Plural benutzte). Die wenigen Terra-sigillata-Scherben von Revellio und der Neufund deuten möglicherweise auf einen kurzzeitigen und kleinen römischen Militärposten, vielleicht im Zusammenhang mit dem gleichzeitig existierenden Kastell in Hüfingen.

Die Funde belegen aber keine römische Präsenz in der Okkupationszeit des Alpenvorlandes (nach 15 v. Chr.) und auch Revellios Vermutung eines römischen Heiligtums scheint heute widerlegt. Der oder die Heizungsziegel würden nicht zu einem römischen Heiligtum passen (es sei denn, es hätte auch noch ein Unterkunftshaus für Pilger bestanden). Und die tönernen Statuette einer sitzenden kindlichen Figur²¹, die Revellio für eine römische Gottheit hielt, gehört vermutlich ins Spätmittelalter. Ein Fragment einer sitzenden Statuette von Basel-Petersberg wurde um 1960 ebenfalls für eine antike Gottheit gehalten und erwies sich als ein Jesusknabe aus dem 15. Jahrhundert.

Mittelalterliche Funde

In der Frühphase des Surveys entstanden kurzzeitig Zweifel an der Datierung der Burg im Jahr 1175 in den Annalen des Klosters St. Georgen, denn die spätmittelalterliche Keramik dominierte unter den Funden. Nach und nach wurden jedoch frühe Wandscherben, dann auch eine geringe Menge an Randstücken gefunden. Die älteste mittelalterliche Keramik ist hellgrau, hellbraun oder dunkelbraun, dabei feinsandig mit Spuren sehr feinen Glimmers. Sie ist härter und feiner als die vorgeschichtliche Ware, doch weicher als die hart gebrannte Drehscheibenware des Spätmittelalters. Mindestens 290 Wand- und Bodenscherben von Töpfen sind vorhanden, 15 weitere Stücke sind unsicher. Der Teil der Wandscherben, die innen Fingerdruckspuren und Unregelmäßigkeiten erkennen lassen, ist der sogenannten

nachgedrehten Ware zuzuweisen, die zunächst in Wulsttechnik von Hand aufgebaut und zum Schluss auf einer langsam drehenden Töpferscheibe an der Außenseite überarbeitet und gut geglättet wird. Manche Scherben sind zu kleinstückig oder zu stark verwittert, um die Entscheidung „nachgedreht oder Drehscheibenware“ treffen zu können. Manche der Keramikscherben sind noch in der „alten“ Tonzusammensetzung und Brennfarbe hergestellt, jedoch offenbar bereits scheibengedreht; dazu gehören auch frühe, noch schmale Leistenränder (Abb. 20; insgesamt 9 Stücke). Sie leiten im frühen bis mittleren 13. Jahrhundert über zur hart gebrannten Drehscheibenware, die dann schwärzlich und grau erscheint.

Auffällig ist, dass trotz der Lage Fürstenbergs auf einer Weißjuradecke nur zwei Fragmente kalkgemagerte Ware in Art der (Älteren) Albware auftreten, die an der oberen Donau, auf der Schwäbischen Alb, aber auch weiter nördlich etwa in Villingen, Rottweil oder im oberen Kinzigtal vorkommt. Die frühe, eher feinsandige Warenart am Fürstenberg zeigt in der Gefäßkeramik nur einfache Töpfe, jedoch keine Deckel, keine Dreifußtöpfe (sogenannte Grapen), nur eine Randscherbe einer kleinen Schüssel und auch keine Lampenschälchen. Die Keramiktöpfe dienten damals sowohl zum Kochen in der Glut als auch zum Lagern von Lebensmitteln. Mindestens 18 Randscherben aus dem 12. oder frühen 13. Jahrhundert (Abb. 21) sind nach außen umgebogen oder umgelegt und meist oben glatt abgestrichen. Der für die Älteren Albware typische, außen direkt auf der halslosen Gefäßschulter/Wandung aufliegende Rand tritt am Fürstenberg jedoch bisher nicht auf. Etwaige Metallgefäße (Kessel, Pfannen) in reicheren Haushalten sind – wie üblich – nicht erhalten geblieben, da sie regelhaft dem Metallrecycling zugeführt wurden. Aus derselben Warenart wie die frühen Keramiktöpfe, in den Farben braun bis rötlich, treten mindestens 41 Wand- und Bodenscherben (und mindestens sieben fragliche) sowie 21 Randstücke von Becherkacheln auf (Abb. 22). Sie sind sehr eng im Durchmesser und außen glatt oder nur schwach profiliert und können so in das 12. oder allerspätestens in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert werden. Die insgesamt nicht riesige Keramikmenge deutet wohl auf eine Entstehung von Burg und Vorburg erst in der Mitte oder in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, also relativ kurz vor ihrer Erstnennung. Ein Zeitpunkt schon in der ersten Jahrhunderthälfte oder gar im 11. Jahrhundert erscheint aufgrund der Fundlage unwahrscheinlich.

Die Verbreitung der Gefäß- und Ofenkeramik des 12./13. Jahrhunderts zeigt, dass schon früh das gesamte Bergplateau genutzt wurde. Deshalb ist die Entstehung der Stadt Fürstenberg im mittleren 13. Jahrhundert wohl weniger Folge eines formellen Gründungsaktes, sondern die Stadt bildete sich eher durch eine Verdichtung der Innenbebauung der Vorburgsiedlung heraus. Die Fläche war jedenfalls schon besiedelt und längst mit einer Befestigung umzogen. Ähnliche Kleinstädte, die als Vorburg einer Burg angelegt sind, waren etwa das heute unbebaute Vorfeld der Küssaburg (Landkreis Waldshut), Landeck (Teningen-Köndringen, Landkreis Emmendingen) und Hauenstein (Laufenburg, Landkreis Waldshut). Die Zeit der mittelalterlichen Stadt ist reichhaltig mit Funden belegt.

Seit dem 13. Jahrhundert liegen in einigen tausend Fragmenten die reduzierend, d. h. unter Luftabschluss, hart und grau gebrannte Jüngere Drehscheiben-



Abb. 20: Drei Leistenränder von Töpfen (13. Jh.).



Abb. 21: Randscherben von Töpfen des Hochmittelalters (12. – frühes 13. Jh.)



Abb. 22: Randscherben von frühen Bechercacheln (12. – frühes 13. Jh.).



Abb. 23: Grautonige Drehscheibenware (13./14.–15. Jh.).

ware vor (Abb. 23). Diese Keramik ist meist unverziert; lediglich von großen Vorratsgefäßen gibt es abgeplatzte Bruchstücke von aufgesetzten Tupfenleisten. Die Leistenränder und Karniesränder entsprechen den Funden in Villingen und Schaffhausen. Bei Kannen oder Dreifußtöpfen kommen auch einfacher gestaltete, innen meist gekahlte Trichterränder vor. Gleichzeitig mit der grautonigen kommt dunkelbraune Ware derselben Machart vor. Teile der grautonigen Ware sind gut geglättet oder poliert und zeigen kaum oder nur sehr feine Magerung; andere sind mit deutlich sichtbarem Sand gemagert, damit sie beim Brand und vielleicht auch bei der Verwendung als Kochgefäß nicht reißen. Die Sandkörner drücken bei diesen Gefäßen auch etwas aus der Gefäßoberfläche heraus. Das Spektrum an Gefäßen hat sich gegenüber dem Hochmittelalter erweitert; es gibt außer Töpfen sehr große Vorratsgefäße, außerdem offenbar Kannen, einige Dreifußtöpfe zum Kochen in der Glut, Gefäßdeckel (z. T. mit ringförmiger Handhabe), Schüsseln und Lampenschälchen.

Im 15. Jahrhundert tritt rottonige Keramik hinzu, vereinzelt vielleicht schon mit grüner Glasur im Innern der Schüsseln oder Töpfe. Diese Warenart, auch in eher gelbtonigem Brand, setzt sich ins 16. und 17. Jahrhundert fort. Becherkacheln gibt es aus dem 13. und 14. Jahrhundert, in Drehscheibenware oft grautonig, außen zeigen sie eine deutliche horizontale Riefung, ihr Rand springt dreieckig



Abb. 24: Einseitig geprägte Silbermünze (Brakteat), aus Breisach stammend.



Abb. 25: Rosette aus Buntmetallblech, ehemals aufgenäht oder aufgenietet.



Abb. 27: Wandscherbe eines Glasbechers mit kleinen Nuppen (13./14. Jh.).



Abb. 26: Ofenkachelfragment mit Darstellung eines Kentauren (Pferd/Mensch-Mischwesen).

nach außen vor und ist oben flach abgestrichen. Sie entwickeln sich – wie überall – weiter zu flacheren Napfkacheln mit größerem Durchmesser. Daraus wurden die Viereckkacheln (viereckige Schüsselkacheln) entwickelt, indem der Töpfer einfach in das runde Gefäß griff, die Tonmasse im oberen Teil herauszog und mit den Fingern vier Ecken festdrückte. Ab dem 15. Jahrhundert sind dann die großräumig in Mitteleuropa verbreiteten, hochrechteckigen Blattkacheln vorhanden. Der bisherige, hinten (d. h. zum Innern des Kachelofens hin gelegene) Gefäßboden wurde nun nach vorne, zum Kachelrand hin, gezogen. Diese Fläche konnte seitdem mit Ornamenten, Figurendarstellungen und auch ganzen Bildprogrammen geschmückt werden. Diese Kacheln werden außen grün glasiert, was sich bis ins 16. Jahrhundert fortsetzt. Diese Farbe bleibt auf dem eher konservativen Fürstenberg bis ins 18./19. Jahrhundert hinein bestimmend. Einige sogenannte

Nischenkacheln, aus demselben Ton bestehend und mit derselben grünen Farbe glasiert, zeigen eine senkrecht stehende „Halbtonne“ als nischenartige Rückwand und frontal als oberen Abschluss eine Art Steilgiebel mit Maßwerkverzierung.

Bemerkenswert ist eine Silbermünze, die einseitig geprägt ist – ein sogenannter Brakteat –, und einen Sechserberg innerhalb eines Perlkranzes darstellt (Abb. 24) und in der Stadt Breisach, nach dem Rappenmünzbund von 1425 entstanden ist.²² Ein kleines rosettenförmiges, verziertes Kupfer- oder Bronzeblech, evtl. aus dem 15./16. Jahrhundert (Abb. 25) könnte auf ein Gewand aufgenäht oder auf einen Gürtel aufgenietet gewesen sein. Zum Verschließen eines Mieders

diente ein bronzenes oder kupfernes Kleiderhäkchen; derartige Häkchen waren sehr langlebig und kommen etwa vom 15. bis zum 17. Jahrhundert vor.

Der Abfall der Stadt zeigt durchschnittlichen Wohlstand, jedoch kaum Luxus an. Glas ist selten, ausgesprochene Importkeramik scheint zu fehlen, auch Bruchstücke von Aquamanilien (tiergestaltigen Handwaschgefäßen aus Keramik) konnten bisher nicht sicher erkannt werden.

Topographisch lässt sich der Abfallbereich der Burg gut abtrennen. Auch hier tritt die spätmittelalterliche grautonige Keramik auf, auch eine brauntonige Ware derselben Zeit (13.–15. Jahrhundert). Unter den Ofenkacheln fallen Fragmente von runden Napfkacheln mit olivfarbener Innenglasur auf; sie scheinen bisher im Abfall der Stadt nur selten aufzutreten. Ein Fragment einer frühen Blattkachel aus dem 14. oder frühen 15. Jahrhundert zeigt eine Kentauren, vielleicht das Sternbild Schütze (Abb. 26). Auch zahlreiche Tierknochen dürften in diese Zeit gehören. Im Bereich der Stadt kommen weniger Knochen vor; vielleicht deutet sich hier eine unterschiedliche, bessere Ernährung der Burgbewohner an. Auf größeren Wohlstand an der Tafel deutet eine Wandscherbe eines Trinkbechers aus hellbläulichem Glas mit zwei erhaltenen kleinen Nuppen (Abb. 27), die als Glastropfen separat aufgesetzt sind. Es handelt sich dabei um einen, nach einem ihrer ersten Fundorte benannten, Schaffhauser Becher, die möglicherweise in Glashütten der Region hergestellt wurden. Ins 15. Jahrhundert gehören die abgebrochenen Füße einer stehenden Figur (Abb. 28), die möglicherweise einen Jesusknaben (ähnlich der von Revellio gefundenen sitzenden Figur) darstellt.

Im Bereich der Burg treten kaum neuzeitliche Keramikscherben auf. Das zeigt deutlich, dass die Burg in der Neuzeit keine Rolle mehr spielte und abgebrochen wurde. Bemerkenswert sind zwei nebeneinander gefundene eiserne Armbrustbolzen (Abb. 29), die möglicherweise beim gleichen Ereignis verschossen wurden, von der Burg aus oder von außen. Dieser Typ²³ wird vom 13. bis zum 15. Jahrhundert datiert, sodass sich das wohl kriegerische Ereignis nicht benennen lässt. In Frage käme etwa eine kurze Belagerung durch König Albrecht von Habsburg im Jahre 1305, falls sie denn wirklich stattfand. Zur Bekleidung gehört eine ringförmige Schnalle aus Eisen. Ein rostiges Eisenobjekt zeigt Textilspuren und Holzreste (unbestimmt), außerdem kommen die üblichen, kantig geschmiedeten Nägel vor. Der Einblick in die Lebenswelt des Adels endet auf Fürstenberg um etwa 1500. Die von Revellio gefundenen, aber verschollenen Ofenkacheln dürften aus einer der Umbauphasen in den 1620er Jahren gestammt haben.

Neuzeitliche Funde

Die häufig zu findende rotonige Keramik ist oft mit glatter Oberfläche gearbeitet und nur ungenau zwischen das 16. und 19. Jahrhundert datierbar. Neben Töpfen gibt es unglasierte (Abb. 30), aber auch vor dem Glasurbrand mit dem Malhorn



Abb. 28: Füße einer stehenden Figur (Jesusknabe, 14./15. Jh.).



Abb. 29: Armbrustbolzen aus Eisen.

durch konzentrische Ringe oder Wellenlinien verzierte Schüsseln. Der marmorierte – gleichsam „geflamte“ – Dekor durch Verziehung der Bemalung stammt aus dem 18./19. Jahrhundert (Abb. 31). Überregionale Importe etwa aus Porzellan oder Steinzeug fehlen weitgehend. Auch das geringe Vorkommen von Hohlglas lässt sich wohl dahingehend interpretieren, dass nach dem Wegzug der Residenz kein Wohlstand auf dem Fürstenberg zuhause war. Auffällig ist, dass beim

Survey keine der sonst für das 17. und 18. Jahrhundert so typischen Tonpfeifen auftraten. Gab es ein Rauchverbot auf der wasserlosen Hochfläche, als Maßnahme des Brandschutzes? Gab es eine Bestimmung der Stadt oder des Grafen/Fürsten? Die einschlägigen Bestimmungen scheinen – soweit publiziert – keinen derartigen Passus zu enthalten; sie beaufsichtigten eher die Feuerstellen selbst und das Vorhandensein von Wasser in den Häusern. Man könnte auch erwägen, ob man nur abseits der Stadt bei der Arbeit auf den Feldern rauchte. In Verbindung mit den Ergebnissen zu seltenen Keramiksorten und Glas ist aber eher anzunehmen, dass man sich Tabak gar nicht leisten konnte oder gar nicht damit beliefert wurde. Fürstenberg wurde für Händler unattraktiv: Die wenigen Bewohner lebten bescheiden, die Hauptstraße hatte sich nach Westen verlagert, und es gab keinen regulären Markt, auf dem man Luxusgüter umsetzen konnte.

Im Verlauf der Neuzeit verändern sich die Formen der Blattkacheln an den Öfen nur noch wenig; generell werden sie dicker und massiver, und die Tonaufbereitung ändert sich. Nur ein Teil der Kacheln ist verziert, die Verzierungen (meist ornamental und floral, kaum figürlich) folgen dabei den überregionalen Trends der Kunststile. Auffallend ist, dass es etwa im 16./17. Jahrhundert kaum oder keine mehrfarbigen Kacheln gibt; im 19. Jahrhundert scheinen Stile wie Klassizismus oder Empire bei den Kachelöfen nicht mehr Eingang gefunden zu haben. Die anderswo auftretenden, kannelierten (senkrecht geriefen), weiß glasierten oder auch weiß-braun marmorierten Kacheln und dergleichen fehlen im Städtchen Fürstenberg. Vielleicht wurden in den letzten Jahrzehnten der Siedlung vor dem Brand von 1841 auch keine neuen Kachelöfen aufgestellt. Vieles unter diesem Fundmaterial dürfte man so auch auf dem Land in Dörfern vorstellen, doch sind diese bisher noch nicht erforscht. Ein Kreuzchen aus Zinn (?) oder einer grauen Legierung (Abb. 32) ist schließlich noch technologisch interessant. Der einfache, etwas derb gestaltete Corpus wurde separat gefertigt und angelötet, nicht mitgegossen. Das Stück lässt sich bisher nicht genauer datieren, dürfte aber ins Spätmittelalter oder in die Neuzeit gehören. Es zeigt wohl die Fertigkeit eines lokalen Tüftlers, ist jedoch kein Werk der Hochkunst und unterstützt damit das oben gezeichnete Bild von den Lebensverhältnissen in der Stadt.

Der archäologische Survey des Jahres 2011 konnte ohne Ausgrabung wesentliche Ergebnisse liefern. Die Funde bestätigten die Sicht auf den Fürstenberg als einem wichtigen vorgeschichtlichen Siedlungspunkt und ergänzten dabei einige ältere Ergebnisse. Die Erforschung der Schriftquellen steht nicht mehr allein; die



Abb. 30: Rot- und gelbtonige Randscherben von Töpfen und Schüsseln der frühen Neuzeit, unglasiert (15./16.–17. Jh.).



Abb. 31: Glasierte Keramik der Neuzeit (17.–19. Jh.).



Abb. 32: Kreuzchen aus Zinn (?), Spätmittelalter oder frühe Neuzeit.

Archäologie kann zusätzliche Aspekte beitragen und weist darüber hinaus die Besiedlung der „schriftlosen“ Perioden nach.

Der Fürstenberg ist durch den Survey neben Villingen ein wichtiger Punkt für die Keramikforschung auf der Baar geworden: ein großer Fundkomplex, der zwar nicht stratifiziert (nach Schichten trennbar), aber im Gelände kartiert ist. Eine eingehende Bearbeitung der Funde der verschiedenen Perioden könnte weitere Aspekte herausarbeiten. Einige Ergebnisse des Surveys können auf den vor Ort aufgestellten sieben Tafeln (Abb. 33) mit kurzen Texten und reichhaltigem Bildmaterial im Rahmen des „Historischen Pfades Fürstenberg“ erkundet werden²⁴.



Abb. 33: Eine der Tafeln des neuen Fürstenbergpfades.

Heiko Wagner, freiberuflicher Archäologe in Kirchzarten. Studium der Ur- und frühgeschichtlichen Archäologie, Provinzialrömischen Archäologie und Alten Geschichte in Freiburg. Dissertation über Glasschmuck der Mittel- und Spätlatènezeit am Oberrhein (Remshalden 2006). Forschungsschwerpunkte: Geländeprospektion, keltische Großsiedlung Tarodunum, mittelalterliche Burgen, historischer Bergbau und besonders die frühe Besiedlung des Schwarzwalds.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Heiko Wagner
Dr.-Gremmelsbacher-Straße 22
79199 Kirchzarten
dendler-wagner@t-online.de

Abbildungsnachweis

Heiko Wagner (Kirchzarten), außer: Abb. 2 (Foto: Roland Sigwart); Abb. 3 Regierungspräsidium Freiburg Ref. 26 Denkmalpflege (nach: WAGNER/JENISCH 2012); Abb. 10 (Giese, Grubert & Hübner GbR, Freiburg); Abb. 11 (nach REVELLIO 1933, S. 368); Abb. 12 (nach REVELLIO 1933, S. 366); Abb. 33 (Gerrit Müller, Friedenweiler).

Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz entstand im Rahmen einer archäologischen Untersuchung zur Besiedlungsgeschichte des Fürstenberges, die in die Anlage eines Historischen Pfades mit 7 Tafeln mündete. Mein Dank für die gute Zusammenarbeit geht im Rathaus Hüfingen an Bürgermeister Anton Knapp, Horst Vetter und Susanne Fricker, im Regierungspräsidium Freiburg, Ref. 26 Denkmalpflege (Fachbereich Archäologie) an Dr. Bertram Jenisch, Dr. Jutta Klug-Treppe und Dr. Andreas Haasis-Berner. Für Mitarbeit im Gelände bin ich Regine Dendler, Manfred Müller, Götz Peter Lebrecht, Joachim Haller, Brigitte Schmidt und Helmut Söllner zu Dank verpflichtet. Einige Hinweise zu Funden verdanke ich Dr. Bernhard Greiner (Weinstadt-Schnait) und Dr. Johannes Lauber (RP Freiburg). Botanische Hinweise verdanke ich Prof. emer. Dr. Otti Wilmanns (Hinterzarten); der Mineraloge Prof. emer. Dr. Wolfhard Wimmenauer (Freiburg) begutachtete und mikroskopierte das Fragment des Jadeitbeiles.
- 2 VETTER, A. 1996: Fürstenberg – Stadtteil von Hüfingen. Die Geschichte der einstigen Bergstadt in der Baar. Hüfingen 1996, S. 28–33, WITSCHEL, M. 1982: Zeugenberge der Baar. Schriften der Baar Bd. 34, Donaueschingen, S. 53–64, hier S. 61–63. Zur Geschichte der Stadt Fürstenberg vgl. auch NOACK, WERNER 1956: Die Stadt Fürstenberg (Festschrift zum 60. Geburtstag Seiner Durchlaucht des Prinzen Max Egon zu Fürstenberg). Schriften der Baar Bd. 24, Donaueschingen, S. 159–173.
- 3 VETTER 1996, a.a.O. S. 76
- 4 REVELLIO, P. 1933: Die Stammburg der Fürsten zu Fürstenberg. Schriften der Baar Bd. 19, Donaueschingen, S. 362–374, S. 364
- 5 Der genaue Zeitpunkt ist nicht klar. Häufig wird ein Zeitpunkt um 1248 (Erteilung) oder schon 1245 diskutiert. Auch die Zeit um 1236 erscheint denkbar, als Eginno V. starb und sich die Erteilung vielleicht schon ankündigte. VETTER 1996, a.a.O. S. 88–89.
- 6 FRITSCH, CORINA 2014: Fürstenberger oder Wartenberger? Der Machtkampf um die Vorkherrschaft auf der Baar im 13. Jahrhundert, Im vorliegenden Band: Schriften der Baar 57
- 7 Fälschlicherweise nahm BARTH, F. K. 1936: Die Stadt Fürstenberg. Alemannische Heimat – Heimatgeschichtliche Beilage der Tagespost Nr. 21 (Freiburg, 22. Nov. 1936) Sp. 3 aufgrund des Wortlauts der Urkunde von 1278 bereits ältere zähringische Freiheiten für Fürstenberg an. Das ist jedoch keineswegs zwingend, weil die Formulierung sehr allgemein gehalten ist.
- 8 VETTER 1996, a.a.O. S. 117
- 9 Ebd. S. 121
- 10 Ebd. S. 416
- 11 BARTH 1936, a.a.O. 2. Seite
- 12 REVELLIO 1933, a.a.O. S. 372 und VETTER 1996, a.a.O. S. 133
- 13 VETTER a.a.O. 1996, S. 182, Bild 65
- 14 Ebd. S. 268, Bild 100
- 15 Ebd. S. 198
- 16 REVELLIO 1933, a.a.O. Ein quadratischer Grabungsschnitt in der südwestlichen Ecke der Burg soll den gewachsenen Boden (Fels?) erreicht haben. Hier kamen laut Inventar ein Fragment eines Terra-sigillata-Tellers mit Viertelrundstab (ca. spätclaudisch bis spätromianisch; 50er–90er Jahre des 1. Jhs. n. Chr.), ein Bruchstück einer Sigillata-Tasse, eine Bodenscherbe einer Tonflasche „belgischer Technik“, eine Randscherbe eines römischen Kochtopfes und ein Bruchstück einer Heizkachel zutage. Auf der Ostseite der Burg wurde offenbar erst nachträglich im Erdaushub eine jungsteinzeitliche Pfeilspitze gefunden, für die jedoch auch die Angabe „1,20 m tief“ vorliegt. „In der Nähe“ kamen einige prähistorische Keramikscherben, eine angeschlagene Feuersteinknolle und ein -splitter zutage. Der Schnitt erreichte 1,5 m Tiefe, aber noch nicht den Fels. Vielleicht befand man sich im Mauerschutt oder in einer Kellerverfüllung der Burg, oder aber bereits in einem verfüllten Graben der mittelalterlichen Befestigung. Eine Keramikstatuette von 7,8 cm Höhe soll unmittelbar hinter (also wohl innerhalb) der südlichen Ringmauer der Burg in 60 cm Tiefe gelegen haben. Sie wurde von REVELLIO als gallorömische Gottheit bestimmt und als Beleg für ein römisches Heiligtum auf dem Berg gesehen. August Vetter bildet die Figur als Foto ab, in VETTER 1996, a.a.O. S. 48 Bild 16. – Vermutlich übernommen aus: Badische Fundberichte III, 1933–36, S. 162 (REVELLIO).

- 17 REVELLIO 1933, a.a.O. S. 369.
- 18 Die Herkunft des Rohmaterials war lange ungewiss. Die optische Bestimmung als Jadeit konnte durch einen Mineralogen, den emeritierten Prof. Dr. Wolfhard Wimmenauer (Freiburg i.Br.) erhärtet werden. Anhand eines mineralogischen Lehrbuches konnte ein Immersionsöl (Lichtbrechung 1,668) ausgewählt werden. Ein winziges Körnchen aus der Bruchfläche des Steinfragments wurde mit dem Öl auf einen Objektträger aufgebracht. Das Öl ermöglichte zunächst die Bestimmung des Lichtbrechungsindex (die Kanten der Probe werden dabei unter dem Mikroskop unsichtbar). Durch Zerdrücken der Probe entstanden kantige Stücke, was die gute Spaltbarkeit des Materials anzeigte und auch auf die Mohs-Härte von 6,5 hinwies. Unterm Binokular zeigten sich außerdem feine, schräg verlaufende Schleifspuren und in der Bruchstelle ein gleichmäßig körniges Gefüge. Die Bestimmung konnte kürzlich von PIERRE PÉTREQUIN bestätigt und auf den Monte Viso eingengt werden.
- 19 Pétrequin, P. 2010: Zwischen Atlantik und Schwarzem Meer – Die grossen Beile aus alpinem Jadeit im 5. und 4. Jt. v. Chr. In: Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.), Jungsteinzeit im Umbruch – Die „Michelsberger Kultur“ und Mitteleuropa vor 6000 Jahren. Karlsruhe/Darmstadt, S. 191–197, sowie im Katalogteil S. 364–365, 373–375 und PÉTREQUIN, P. ET. AL. 2012: Austausch auf europäischer Ebene – Alpine Jade des 6. bis 4. Jahrtausends v. Chr. In: Archäologie in Deutschland, Heft 2, S. 22–25.
- 20 Etwa 2 bis 2,5 km westlich oder auch über den Schächerpass direkt östlich könnte ein Verkehrsweg in Richtung Hochrhein und auch zum westlichen Bodensee und in den Hegau verlaufen sein. Nach Osten verläuft ein transeuropäischer Weg entlang der Donau. Nach Westen könnte der für die Latènezeit und die Römische Kaiserzeit besser fassbare Weg über den Südschwarzwald in den Breisgau auch schon in vorgeschichtlicher Zeit bestanden haben. Schon der inzwischen verstorbene LUDWIG PAULI nahm anlässlich der Bearbeitung von Funden aus dem frühkeltischen „Fürstensitz“ Breisach (1993) einen Verkehrsweg über den Südschwarzwald zur Heuneburg an die obere Donau (bei Herberlingen/Riedlingen) an. PAULI, L. 1993: Hallstatt- und Latènezeit. In: BENDER, H./ PAULI, L./STORK, I.: Der Münsterberg in Breisach II – Hallstatt- und Latènezeit. München, S. 21–172; bes. S. 163–166. Und nach Norden lief entweder über Hüfingen entlang dem Schwarzwaldrand oder auch weiter östlich (über Pfohren, Brigachtal/Bad Dürrheim) ein Verkehrsweg durch die Baar an den oberen Neckar. Die Verkehrslage des Fürstenbergs erscheint insgesamt besser als diejenige des „Kapfes“ bei Villingen. Dort befand sich die Höhensiedlung, die als früher „Fürstensitz“ (um 620 v. Chr.) zum bekannten Großgrabhügel Magdalenenbergle gehört haben soll. Die große Entfernung von 19 km und auch die 137 Nachbestattungen in 126 Grabgruben im Magdalenenbergle machen es allerdings eher unwahrscheinlich, dass das „Fürstengrab“ Magdalenenbergle mit seiner großen Holzkammer zum Fürstenberg in der südlichen Baar gehört haben könnte. Vielleicht gab es – sofern überhaupt eine Gleichzeitigkeit besteht – eine Konkurrenzsituation zwischen Magdalenenbergle/„Kapf“ bei Villingen und dem Fürstenberg.
- 21 VETTER 1996, a.a.O. S. 48 Bild 16, Badische Fundberichte III, 1933–36, S. 162 (REVELLIO)
- 22 Nach einer vorläufigen Bestimmung durch Gerhard Dangel (Augustinermuseum Freiburg, übermittelt durch Andreas Haasis-Berner; inzwischen bestätigt durch die Bestimmung der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt).
- 23 ZIMMERMANN, B. 2000: Mittelalterliche Geschosspitzen – Kulturhistorische, archäologische und archäometallurgische Untersuchungen. Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters Bd. 26, Basel, S. 46–48
- 24 Für die Gestaltung der Tafeln danke ich dem Graphiker Roland Straub, Donaueschingen. Für die Hilfe bei der Platzauswahl vor Ort, die Montage und Aufstellung ist Horst Vetter, dem Ortsvorsteher Gerhard Hogg und den Mitarbeitern des Bauhofes und der Firma Gliese zu danken. Für die Organisation und Finanzierung ist der Stadt Hüfingen, dem Naturpark Südschwarzwald und den Geldgebern (Land Baden-Württemberg, Lotterie Glücksspirale und der Europäischen Union (ELER) zu danken.

„Messo-Kirch“ oder „Messe-Kirch“ – Georg Tumbült und der Streit um den Namen der Stadt Meßkirch

von WERNER FISCHER

Vor 80 Jahren veröffentlichte GEORG TUMBÜLT, der Donaueschinger Archivrat, und in dieser Funktion auch Vorsitzender der Abteilung Geschichte des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, in dieser Zeitschrift einen Aufsatz über die frühe Geschichte der ehemaligen fürstenbergischen Residenzstadt Meßkirch.¹ Darin weist er erstmals auf die erste Nennung des Ortes im Jahr 1075 als ‚Messankirche‘ hin.² TUMBÜLT hatte damit den Schlüssel zur Deutung des Ortsnamens in der Hand: ‚messan-‘ ist der Genetiv eines weiblichen Substantivs nach der althochdeutschen a-Deklination, der Nominativ lautet ‚messa‘. Die bis dahin bekannten alten Belege waren (in Auswahl)³: ‚de Meschilchi‘ (im Jahr 1202) – ‚Missekilch‘ (1241) – ‚Messekilch‘ (1261, 1278, 1332, 1354) – ‚de Messekilke‘ (1273) – ‚de Missechilchen‘ (1274)⁴. Bei der Suche nach einem alten Wort, das ein Femininum ist und Formen mit *i* wie mit *e* zeigt, stößt man im Althochdeutschen auf lat./ahd. ‚missa‘, ahd. ‚messa‘ (mhd. und nhd. ‚messe‘). Das Wort bedeutet ‚die Messe im Gottesdienst‘. Meßkirch hieß also ursprünglich ‚Messe-Kirche‘. Damit wäre der bis dahin unangefochtene ‚Messo‘ erledigt gewesen.

Seit 1879 geisterte nämlich ein gewisser ‚Messo‘ in der Literatur zur Geschichte Meßkirchs herum, der von FRANZ LUDWIG BAUMANN, dem Vorgänger TUMBÜLTs im Donaueschinger Archiv, ‚erschaffen‘ worden war.⁵ Ein ‚Messo‘ ist zwar nirgends belegt, aber BAUMANN als Vertreter der romantischen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts suchte überall in den Ortsnamen nach Namen von Ortsgründern, und theoretisch wäre nach den damals bekannten alten Belegen eine Deutung wie ‚Messechilche‘ = ‚Messochilche‘ denkbar gewesen. Allerdings musste BAUMANN dabei die störenden Belege mit dem Bestimmungswort ‚misse-‘ ausblenden (s.o. aus den Jahren 1241 und 1274). ALBERT KRIEGER übernahm dann diese Annahme kommentarlos in sein Topographisches Wörterbuch.⁶ TUMBÜLT hat mit der Einführung von ‚Messankirche‘ als ältestem Beleg nicht die Chance ergriffen, die Diskussion in richtige Bahnen zu lenken. Er schreibt nämlich:

Die älteste Erwähnung eines Ortes Meßkirch geschieht in einer Biographie des hl. Haimerad [...] Über seinen Geburtsort sagt sein Biograph, der Mönch Ekkebert im Kloster Hersfeld [...] daß Haimerad aus Schwaben und zwar einem Ort genannt Messankirche gebürtig gewesen sei [...] Der Name des Ortes ist zu erklären als Kirche des Masso.⁷

TUMBÜLT war zwar kein Germanist, aber er hätte sehen müssen, dass das Femininum *messa* (und vor allem *missa*) unmöglich ein Männernamen sein kann. Allerdings hat TUMBÜLT erkannt, das ‚Messo‘ nirgends belegt ist, und erwog deshalb

die Möglichkeit, dass ‚Messo‘ durch Umlaut aus einem ‚Masso‘ entstanden sei:⁸ „Das Vorkommen des Personennamens Maso⁹ ist aus dem 7. und 9. Jahrhundert belegt, siehe Förstemann, Althochdeutsches Namenbuch I 2; S.1107 wird ebenda Messankirche als Kirche des Masso erklärt.“

Masso ist der Namengeber von Orten wie Messingen, Mössingen, Waldmössingen, Hochmössingen usw. Das *i* der Endung *-ingen* (= bei den Leuten des...) lautet den vorangehenden Vokal um: *Mass-ingen* > *Mässingen* > *Messingen* > (durch barocke Übrückung *Mössingen*) wie die beiden Orte bei Meßkirch *Manningen* > *Männigen* (1345) > *Menningen* (1467) und *Snark-ingen* > *Schnärkingen* (1354) > *Schnerchingen* (1454, heute *Schnerkingen*). Aber aus zwei Gründen kann *Messo* nicht durch Umlaut aus *Masso* entstanden sein: Erstens gilt diese Umlautregel nicht für zwei- und mehrsilbige Bestimmungswörter. Aus *Massokirche* kann also nicht *Messokirche* werden, weil kein *i* direkt auf das *a* folgt. Zweitens kann aus *Masso* auf keinen Fall ein *Misso* werden, so wenig wie aus *Massingen*, *Manningen* und *Snarkingen* ein *Missingen*, *Minningen* oder *Schnirkingen*. TUMBÜLT hat seinerseits, wie auch BAUMANN und KRIEGER, diese störenden Belege mit *misse-* jedoch nicht zur Kenntnis genommen.

Weil man so gut wie nichts über diesen legendären Messo wusste, haben GEORG TUMBÜLT und die Meßkircher Heimatforscher ihn in den folgenden Jahrzehnten mit immer neuen, frei erfundenen biographischen Details ausgestattet. Jahrzehntlang verkaufte die Brauerei Stärk in Meßkirch „Messo-Bräu“, für das



Meßkirch, Blick auf Schloss und Pfarrkirche, rechts vorne der Turm der Liebfrauenkirche.

Foto: Andreas Praefcke, Wikimedia Commons

ein mit Helm und Schnauzbart bewaffneter Recke warb; in Umzügen wurde der sagenhafte Messo mitgeführt; und nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Stadtverwaltung sogar eine Straße nach ihm benannt. So schreibt TUMBÜLT: „Ein sonst unbekannter Mann namens Masso war demnach der Erbauer und Eigentümer der ersten Kirche [...] In Masso haben wir aller Wahrscheinlichkeit nach einen alemannischen Grundbesitzer und Edlen zu sehen“.¹⁰ Diese Aussagen werden durch nichts gestützt.



Straßenschild in Meßkirch.

Der Meßkircher Schulrektor und Heimatforscher EUGEN EIERMANN schreibt in der Festschrift zur 700-Jahrfeier der Ersterwähnung als Stadt 1961 folgendes:

*Der Name Meßkirch sagt, daß die heutige Stadt Meßkirch ihren Namen Messo oder Masso verdankt, der die Christianisierung förderte und aus eigenen Mitteln den Christen der Gegend ihren Mittelpunkt für den Gottesdienst gab. Er erbaute die erste St. Martinskirche in Meßkirch, und so dürfte Meßkirch als Kirchort wohl an die 1200 Jahre alt sein. Dieser Messo oder Masso ist nur als freier Franke oder vielleicht noch als alemannischer Adliger denkbar, der nach dem bekannten Blutbad bei Cannstatt (746 n. Chr.), wo der alemannische Adel auf einem Thing vom Franken Karlmann niedergemetzelt wurde, sich mehr oder weniger gezwungen zur Mitarbeit mit dem Frankenreich heranziehen ließ.*¹¹

Manches in diesen Zeilen lässt den Leser stutzen: Verdankt Meßkirch den Ortsnamen einem Messo oder einem Masso? Dieser Messo oder Masso ist nur „als freier Franke“ denkbar – woher die Sicherheit? Sind Messo oder Masso typisch fränkische Namen? EIERMANN fährt fort: „[...] oder vielleicht noch als alemannischer Adliger denkbar“ – wenn er „nur als freier Franke“ denkbar ist, wie kann er dann „vielleicht“ auch jemand anderer gewesen sein? Dann berichtet EIERMANN, dass der besagte, möglicherweise alemannische, Adlige nach dem Blutbad von Cannstatt „sich mehr oder weniger gezwungen zur Mitarbeit mit dem Frankenreich“ heranziehen ließ – wieder fragt man sich: Wenn er als alemannischer Adliger das Blutbad von Cannstatt überlebte, warum musste er dann gezwungen werden? Musste er nicht den Franken dankbar sein, dass sie ihn am Leben ließen?

KARL SIEGFRIED BADER, auch er ein langjähriger Donaueschinger Hofarchivar und Vorsitzender des Baarvereins, brachte 1977 – er war inzwischen als Professor für schweizerische und deutsche Rechtsgeschichte in Zürich tätig – Bewegung in die Messo-Frage. In seinem Aufsatz über die Hausgeschichte der Grafen von Zimmern ging er auch auf den Ortsnamen *Meßkirch* ein. Ausgehend von den ältesten Belegen mit *Messa-* und *Misse-* kommt er zur Deutung: *Meßkirch* bedeutet *Messe-Kirche*; und er lehnt so die Messo-Theorie ab.¹²

Bei der Deutung eines Ortsnamens kann man in drei Schritten vorgehen: Erst sucht man die ältesten Belege für den Ortsnamen; dann wählt man die nahe-

liegendste, einfachste, einleuchtendste Erklärung aus; zuletzt macht man die Realprobe, indem man überprüft, ob die Deutung sprachlich, historisch und topographisch Sinn macht. Auf Meßkirch angewendet heißt das: Aus den ältesten Belegen geht hervor, dass in den Bestimmungswörtern *Misse-* und *Messe-* die Messe in der Kirche steckt; der Ort hieß also *Messe-kirche*. Beim zweiten Schritt, der Frage, warum der Ort so genannt wurde, scheiden sich allerdings die Geister. Der Verfasser geht bei der Deutung des Ortsnamens von *missa/ messa* als „Messe als Gottesdienst“ aus. Karl Siegfried Bader dagegen schreibt, *Messe* bedeute „in übertragenem Sinne aber auch Ortsbezeichnung, also Wallfahrt, Kirchplatz, schließlich Jahr- oder Kirchweihmarkt. ‚Meßkirch‘ erweist sich demnach, durchaus dem Befund einer Martinskirche entsprechend, als Sitz einer Zentralpfarre und eines sich daran anlehenden Marktes.“¹³ Was sagt der Namenkundler dazu? Die übertragene Bedeutung „Jahrmarkt, Kirchweihmesse“ findet sich zuerst im 10. Jh. in Urkunden (der Ort besitzt aber eine Martinskirche aus dem 8. oder 9. Jh.); und der Jahrmarkt wird nie als *missee* bezeichnet, immer nur als *Messe* oder als *Kirchweihmesse*, landschaftlich *Kirmes*, *Kirwe* oder *Kirbe*. Auch BADER blendet also Formen mit *missee-* aus. *Messe-Kirche* als „Jahrmarkt-Kirche“ oder als „Kirchweihmesse-Kirche“ zu deuten, wäre (laut Schritt 2) nicht die einfachste Deutung (die wäre „Messe“ im ursprünglichen Sinn).

Schritt 3: Wenn wir die Realprobe machen, dann erscheint die Benennung des Ortes im 8. oder 9. Jahrhundert nach einer Kirche, die nach einem Kirchweihmarkt benannt ist, der nur als Folge einer vorherigen Kirchengründung denkbar ist, hoch kompliziert und deshalb unwahrscheinlich. Geht man aber von *Messe-Kirche* aus, dann wäre folgende Deutung möglich: Meßkirch ist nach einer Kirche mit (damals) ständigem Priester benannt, der regelmäßig die Messe feierte – vielleicht zum Unterschied von einer *Zella* oder *Capella*. Für Meßkirchs Benennung als *Messe-Kirche* ergeben sich aber noch stärkere Argumente, wenn man die Wahl der Kirchenpatrone in Meßkirch und Umgebung näher betrachtet. Die ältesten Kirchen sind die Martins- und die Peter und Pauls-Kirchen, weil die Missionierung nach 496 und vor allem nach 746 in Alamannien von den Franken vorangetrieben wurde, wobei der Heilige Martin eine besondere Rolle spielte, da er der Hausheilige der Merowinger und der Nationalheilige der Franken war. Nun besitzt Meßkirch eine Martinskirche. Dazu kommt, dass drei Orte rund um Meßkirch die Spitzen eines Dreiecks bilden, die jeweils etwa drei bis 4 km voneinander entfernt sind, Schnerkingen, Rohrdorf und Heudorf, und alle drei Orte besitzen eine Peter und Pauls-Kirche! Dazu kommt noch eine vierte Peter und Pauls-Kirche in Leibertingen und das Ko-Patronat „Peter und Paul“ in der Martinskirche. Da im 8. und 9. Jahrhundert die Kirchen dünn gesät waren, haben wir es hier mit einer Konzentration von ganz alten Kirchgründungen auf engstem Raum zu tun, wie man sie im übrigen Südwestdeutschland nicht kennt. Die nächsten Martinskirchen waren damals in Mühlingen, (Aach-)Linz, Bietingen, Beuron, Mengen; die nächsten „Peter und Paul“ in Herdwangen und Laiz. Das könnte bedeuten, dass der Raum Meßkirch zur Zeit der Missionierung eine wichtige Mittelpunktfunktion zwischen Donau und unterem Bodensee hatte.

Wir können aber noch einer Spur folgen, nämlich dem Eigenkirchenwesen der missionierten germanischen Stämme. Dieses widersprach der Praxis der Kirchengründungen und des Kirchenrechts auf dem Boden des ehemaligen Römerreichs, wo Kirchen Einrichtungen des öffentlichen Rechts waren und die Christen und die Geistlichen einem Bischof unterstanden, der seinen Sitz (in vielen Fällen bis heute) in einem der ehemaligen weltlichen Verwaltungszentren der Römer hatte (Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Augsburg). Bei den Germanen, wo Privateigentum und Grundherrschaft wichtiger waren als im Römischen Reich, hatte jeder Hausvater, jeder Häuptling, jeder Adlige das Recht, in seinem Haus, auf seinem Hof oder in seinem Herrschaftsgebiet ein Heiligtum zu errichten, das ihm allein „gehörte“. Diese Praxis wurde nach der Missionierung einfach übernommen: Der Grund- und Ortsherr stiftete aus seinem Eigentum Grundstücke, damit eine Kirche gebaut und ein Geistlicher unterhalten werden konnte. Dieser war oft ein Verwandter und brauchte kein Geistlicher, Priester oder Mönch zu sein. Weil die Kirche dem Grundherrn gehörte und auf seinem Grund und Boden errichtet wurde, findet man bis heute viele Kirchen nördlich der Alpen in der Nähe eines Herrenhauses, einer Burg oder eines späteren Schlosses. Kirche und der Kirchenbesitz blieben im Eigentum des Grundherrn, der diesen verschenken, verkaufen, vererben oder verpfänden konnte. Deshalb lehnten Eigentümer einer Eigenkirche oder Kapelle jede Verbindung, Unterwerfung oder Geldzahlung unter und an einen Bischof ab. Der Bischof von Chur hatte zum Beispiel 31 Kirchen unter sich, daneben gab es aber in seinem Bistum über 200 von ihm unabhängige Eigenkirchen, die keine Abgaben an ihn abführten. Manche Herzöge schenkten ihrer Tochter bei der Hochzeit ein ganzes Bistum mit allen Leuten, ohne jemanden um Erlaubnis zu bitten. Man könnte überspitzt sagen: Jede private Kirchengründung war wegen der Einkünfte, die der Herr für sich einbehielt, eine gute Geldanlage.

Deshalb begann schon zu Zeiten von Karl Martell im 8. Jahrhundert der Kampf der römischen Kirche gegen diese Dezentralisation. Er sollte 500 Jahre dauern und mit dem Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst seinen Höhepunkt erreichen. Erst im 13. Jahrhundert waren auch die Kirchen nördlich und östlich des Rheins zur eigenen Rechtskörperschaft geworden, wie wir das heute noch kennen und für selbstverständlich halten. Ein letzter Nachklang alter Verhältnisse sind die bis heute symbolisch bestehenden sogenannten Patronatsrechte.¹⁴

Wie steht es mit der Eigenkirche in Meßkirch, die der alte Messo (oder Masso) gegründet haben soll? Der Ort nimmt eine Sonderstellung ein: Vor dem 12. Jahrhundert ist kein Ortsherr bekannt, der eine Eigenkirche hätte gründen können. Die frühesten bekannten Ortsherren, die Grafen von Rohrdorf, saßen auf der Burg Benzenberg bei Rohrdorf, eine Gehstunde entfernt. Erst um 1300 zogen ihre Nachfolger, die Truchsessen von Waldburg-Rohrdorf, nach Meßkirch um.

Wenn man die Ergebnisse der Namendeutung, der Verteilung ältester Kirchen in der Region und der Eigenkirchen-Forschung zusammennimmt, erscheint die Deutung von Meßkirch als *Messe-Kirche* nicht mehr abwegig. Es folgt daraus, dass die Martinskirche in Meßkirch eben *keine* Eigenkirche war, sondern eine vom Bischof gegründete und mit ‚echten‘ Geistlichen besetzte; und diese Geistlichen

feierten, im Gegensatz zu den Laien in den umliegenden Kirchen, regelmäßig die Messe.

Dass es in der Region noch weitere bischöfliche Kirchen gab, die keine Eigenkirchen waren, zeigt das Beispiel Pfullendorf. Bis ins hohe Mittelalter mussten die Einwohner der Stadt zum Gottesdienst in die eine Gehstunde entfernte Martinskirche in (Aach-)Linz pilgern, obwohl (oder weil) es in Pfullendorf eine gräfliche Eigenkirche gab. Ähnliches geschah in Veringenstadt, das, obwohl größer und Sitz eines Grafengeschlechts, bis ins 17. Jahrhundert nach Veringendorf eingepfarrt war. Man kann also präzisieren: ‚Meßkirch‘ bedeutet: eine bischöfliche, mit einem Geistlichen besetzte Kirche, in der, im Gegensatz zu den umliegenden Eigenkirchen, damals regelmäßig die Messe gefeiert wurde.

Obwohl der Verfasser immer wieder in Vorträgen, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln¹⁵ versuchte, die Eigenkirchen-These zu widerlegen, hängen die Meßkircher an ihrem alten Messo¹⁶. In der Ausstellung zum 750-jährigen Stadtjubiläum im Jahr 2011 aus Beständen des Städtischen Heimatmuseums wies die Beschriftung einer Vitrine auf Messo als Erbauer einer Kirche auf der grünen Wiese hin. Und der Meßkircher Pfarrer HEINRICH HEIDEGGER leitet noch 2012 in einem Buch über seinen Onkel Martin Heidegger, den wohl berühmtesten Sohn der Stadt, den Ortsnamen aus der Eigenkirche eines Messo her:

Der Name ‚Meßkirch‘ wird verschieden gedeutet: als Mesankirche (sic!), als ‚Kirche des Messo‘, welcher der Grundherr der Stadt war und eine Kirche auf dem vorspringenden Hügel gebaut hatte, die für die ganze Gegend eine Mittelpunktikirche wurde. Einer anderen, neueren Deutung zufolge ist der Name ‚Meßkirch‘ als ‚Kirche, in der die Messe gefeiert wurde‘, zu deuten, was theologisch allerdings unsinnig ist, weil in jeder Kirche die ‚Messe‘, die Eucharistie, gefeiert wird.¹⁷

Die Eigenkirchen-Diskussion wird nicht erwähnt. Diese Argumentation lässt aber auch außer acht, dass ‚Meßkirch‘ kein theologischer Begriff, sondern ein Name ist. Auch die Träger von Familiennamen wie Pfaff, Pastor, Probst, Bischof oder Bapst sind oder waren ja in den wenigsten Fällen Priester, Pfarrer, Pröbste, Bischöfe oder Päpste. Und es gibt viele andere vergleichbare, „theologisch unsinnige“ Ortsnamen: z. B. sechsmal Taufkirchen, dreimal Pfarrkirchen, zweimal Leutkirch einmal Pfaffenkirchen. Wird nicht in jeder Kirche getauft? Gehört nicht zu jeder Kirche ein Pfarrer? Gehören nicht zu jedem Gottesdienst Leute?¹⁸

Die germanistische Ungenauigkeit des Donaueschinger Archivrats TUMBÜLT aus dem Jahre 1933 hat in Meßkirch bis heute zu einem Streit geführt. Der Verfasser hofft, mit diesem Aufsatz die wissenschaftliche Herleitung des Ortsnamens Meßkirch aus einer dem Bischof unterstellten Kirche, in die die Bewohner der umliegenden Orte gingen oder gehen mussten und in der ein dazu befugter Theologe oder Mönch die Messe feierte, einem breiteren Publikum nahezubringen.

Dr. phil. Werner Fischer, Studium in Freiburg i. Br., 1957 Dissertation über „Die Flurnamen der Stadt Müllheim in Baden. Ein Beitrag zur Sprachgeschichte und Volkskunde des Markgräflerlandes“. Nach wissenschaftlicher Tätigkeit am Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Freiburg seit 1961
Lehrer, 1970–95 auch Stellv. Schulleiter des Martin-Heidegger-Gymnasiums in Meßkirch;
Vorträge und Aufsätze zu namenkundlichen und historischen Themen.

Dr. Werner Fischer
Im Kleinöschle 10
88605 Meßkirch
Tel 07575 1690
kawefischer@gib8.de

Anmerkungen

- 1 GEORG TUMBÜLT: Geschichte der Stadt Meßkirch nach ihren rechtlichen und kirchlichen Verhältnissen bis zum Jahr 1600. Mit vier Beilagen und einem Plan, in: Die Baar, Zeitschrift für Volkskunde, Heimat-, Natur- und Denkmalschutz, Donaueschingen-Villingen, Jahreshft 1933.
- 2 Der Beleg von 1075 stammt aus der Vita des heiligen Heimerad, im Kloster Hersfeld verfasst; dort schreibt der Mönch Egbert (Ekkebert), Heimerad stamme aus Schwaben *de loco qui dicitur Messankirche* („aus einem Ort genannt Messankirche“), EKKEBERT: Vita Sancti Haimeradi Presbiteri, in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum, Tomus X, Hannoverae MDCCCLII, auch in: CHRISTOPH WITT: Der heilige Heimrad von Meßkirch. Pilger, Priester, Einsiedler. Gmeiner-Verlag Meßkirch 2009, S. 100.
- 3 ALBERT KRIEGER: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1905, Bd. 2, Spalte 181.
- 4 Die Belege mit *i* sind allesamt Personennamen, deren Schreibweisen meist konservativer sind. Der Beleg *de Missechilchen* (1274) findet sich im Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich Bd. 4, Nr. 255, 1888 ff.
- 5 FRANZ LUDWIG BAUMANN: Die Gaugrafschaften im Wirtenbergischen Schwaben, 1879. Baumann war von 1872–1895 im F.F. Archiv in Donaueschingen tätig und von 1883–1896 auch Vorsitzender der Abteilung

Geschichte des Baarvereins.

- 6 ALBERT KRIEGER: a. a. O. Spalte 183
- 7 TUMBÜLT a. a. O. S. 11
- 8 ERNST FÖRSTEMANN: Altdeutsches Namenbuch, Band I, Personennamen, Bonn 1900² ff. FÖRSTEMANN führt zwar in seinem Namenbuch (Bonn 1900 ff.) *Messankirche* auf, vielleicht von ALBERT KRIEGER übernommen, aber ohne Kommentar. In Sp. 1069 f. schreibt er: „zu dem p.n. Masso [...] gehören die folgenden fünf namen Massenbach, Massenbreith, Massenbrunnen, Massenheim, Massinhuson“, also nicht Meßkirch! FÖRSTEMANN erklärt den Namen auch nicht, wie TUMBÜLT behauptet, sondern schreibt, „ich deute die elemente der namen, nicht sie selbst. Letzteres wäre ein gar zu schlüpfriges gebiet“. TUMBÜLT hat FÖRSTEMANNS Warnung nicht beachtet, und er hat offenbar nicht selbst in FÖRSTEMANNS Werk nachgesehen: FÖRSTEMANNS Namenbuch heißt nicht *Althochdeutsches Namenbuch*, sondern *Altdeutsches namenbuch* (sic!), und der Beleg steht nicht auf S(eite), sondern in Sp(alte) 1107.
- 9 „Das Vorkommen des Personennamens Maso ist aus dem 7. und 9. Jahrhundert belegt“, siehe FÖRSTEMANN, Althochdeutsches Namenbuch I 2; S. 1107 wird ebenda Messankirche als Kirche des Masso erklärt.“ TUMBÜLT schreibt abwechselnd Maso und Masso.
- 10 TUMBÜLT a. a. O. S. 11 f.
- 11 EUGEN EIERMANN: Christianisierung und Kirchengründung des Messo, in: Meßkirch gestern und heute. Heimatbuch zum 700-jährigen Stadtjubiläum 1961, Eigenverlag Stadt Meßkirch, S. 11
- 12 KARL SIEGFRIED BADER: Zur späteren Hausgeschichte der Grafen von Zimmern und ihrer Herrschaftsnachfolger, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, 13. Band 1977, S. 119 ff.
- 13 BADER, a. a. O. S. 122
- 14 ULRICH STUTZ: Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts, Berlin 1895; DERS.: Eigenkirche, Eigenkloster, in: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 23. Band, 1913; beide Aufsätze als Nachdruck bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt, Band XXVIII der Reihe „Libelli“ 1955; die Forschungsergebnisse von Stutz gelten auch heute noch

- als Standard, siehe: HEIKO STEUER: Archäologie und Geschichte. Die Suche nach gemeinsam geltenden Benennungen für gesellschaftliche Strukturen im Frühmittelalter, S. 16 ff., in: ANDREAS BIHRER u. a. (Hrsg.): Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2009.
- 15 WERNER FISCHER: Warum heißt Meßkirch „Meßkirch“? in: Mitteilungsblatt des Freundes- und Förderkreises des Martin-Heidegger-Gymnasiums Meßkirch 2/1987, S. 28 ff.; DERS: Warum heißt Meßkirch „Meßkirch“? in: ARMIN HEIM: Meßkirch-Bibliographie, Meßkirch 1988, S. 61 ff.; WERNER FISCHER: Missa – Messe – Messo? Eine notwendige Klärung, in: Meßkircher Heimathefte Nr.13, 2005, S. 138 ff.
- 16 So erschien der alte Messo 2005 in einem Zeitungsartikel von Heim, Alfred Th. 2005a: Eine der Ursparreien des Landes, in: Südkurier Nr. 132 v. 11.06. Der Autor, ein ehemaliger Lokalredakteur, erwähnt darin den angeblichen Messo als einzigen Namensgeber, ohne auf eine weitere Deutungsmöglichkeit hinzuweisen: „Ein fränkischer Adeliger namens Masso, Messo oder Messan – es gibt verschiedene überlieferte Schreibweisen – soll die Meßkircher Kirche erbaut haben [...] Von ihm leiten viele Historiker die Namensgebung für den Ort ab.“ Falsch ist nicht nur seine Aussage, *Messo* sei eine der „überlieferten Schreibweisen“; *Messo* ist nämlich nirgends überliefert oder belegt. Auch hat der Autor nicht verstanden, dass *messan-* der Genitiv und nicht die Grundform eines Substantivs ist und dass es sich um ein Femininum handelt. Auch weitere seiner Aussagen sind fragwürdig. *Messo* soll eine Eigenkirche auf freiem Feld errichtet haben, die heutige Martinskirche, um die sich mit der Zeit eine Siedlung entwickelte, das heutige Meßkirch. Dazu sagt der Historiker: Kirchen wurden damals nie auf der grünen Wiese gegründet. Wenn es eine Eigenkirche war, dann entstand sie auf Veranlassung eines Ortsherrn in einer bestehenden Siedlung; wenn eine Kirche auf der grünen Wiese gegründet wurde, dann war es keine Eigenkirche. Auf die Antwort des Verfassers FISCHER, W. 2005: „Messo“ war nicht der Begründer Meßkirchs, in: Südkurier Nr. 155 v. 08.07. ließ HEIM, Alfred Th. 2005b: Messo oder doch Messe? In: Südkurier Nr. 167 v. 22.07. umgehend einen öffentlichen Verriss folgen, den er mit Zweifeln an der Wissenschaftlichkeit dieser Theorie rechtfertigte. Weitere Versuche einer Berichtigung blieben erfolglos, weil der damalige Lokalredakteur dieses Urteil eines Laien über einen Wissenschaftler als (wörtlich) „letztes Wort in dieser Angelegenheit“ betrachtete.
- 17 HEINRICH HEIDEGGER: Martin Heidegger. Ein Privatporträt zwischen Politik und Religion, Gmeiner Verlag Meßkirch, 2012, S. 51
- 18 Weder HEINRICH HEIDEGGER noch der Verleger Armin Gmeiner waren bereit, von dieser Formulierung abzurücken. Im gleichen Jahr 2012 lebte die Debatte wieder auf durch einen Leserbrief eines Biberacher Archivrats als Reaktion auf einen Vortrag des Verfassers: TEYKE, TOBIAS: 2012a: Nicht überzeugend. Leserbrief zum Vortrag des Historikers Werner Fischer über die Herkunft des Stadtnamens „Meßkirch“, in: Südkurier Nr. 252 vom 30.10. Wieder brach da jemand eine Lanze für den alten Messo mit den längst widerlegten Argumenten, wieder wurden die Belege mit ‚misse‘- ausgeklammert, und wieder behielt ein namenkundlicher Laie das letzte Wort, vgl. FISCHER, W. 2012: Alte Hüte, in: Südkurier Nr. 257 v. 6.11.; abschließend: TEYKE, T. 2012b: Lohnende Erinnerung, in: Südkurier Nr. 263 vom 13.11.

Ein „neues“ Gemälde von Johann Achert in der St. Blasius-Kirche in Aasen

VON WINFRIED HECHT

Im Rahmen von Forschungen zur kirchlichen Kunstgeschichte fiel dem Verfasser 2012 in der katholischen Pfarrkirche St. Blasius im heutigen Donaueschinger Teiltort Aasen am rechten Seitenaltar ein Oberbild auf (vgl. Abb.). Schon aus stilistischen Gründen kann es unzweifelhaft dem Rottweiler Barockmaler Johann Achert (ca.1655–1730) zugeschrieben werden, der mit seinem Werk in den letzten Jahren zunehmend Aufmerksamkeit nicht nur bei Spezialisten der Kunstgeschichte gefunden hat.¹ Achert wird in den Quellen ungefähr seit 1680 greifbar. Er hat ein aufschlussreiches Skizzenbuch hinterlassen, großformatige Altarblätter für die Stadtkirche in Weil der Stadt und für Kirchen in Solothurn und Freiburg i. Ü. gemalt, für Klöster wie Salem, Beuron, St. Blasien, Rottenmünster oder Wittichen gearbeitet und zahlreiche Aufträge aus den Kreisen von Adel und Klerus erhalten. So können heute mehr als 140 Werke des Meisters namhaft gemacht werden. Seine Rottweiler Werkstatt wurde durch seinen Sohn Jakob Christoph (1690–1750) weiterführt.

Das nach oben mit einem Korbogen abschließende Bild Acherts in Aasen ist in Öl auf Leinwand gemalt und weist allem Anschein nach noch den originalen Rahmen aus dem 18. Jahrhundert auf. Es misst etwa 90 cm auf 60 cm und zeigt rechts einen Geistlichen in Chorhemd und Stola, der den Segen erteilt und in seiner Linken ein Kruzifix hält. Vor ihm ruht eine Frau mit halb geschlossenen Augen, die von einer weiteren weiblichen Gestalt von rückwärts gestützt wird. Im Hintergrund erkennt man oben zwei Männer, die erwartungsvoll auf den segnenden Geistlichen blicken. Einer von ihnen hat ein Tuch um den Kopf geschlungen, der andere trägt eine Art Mütze. In beiden könnte man Orientalen sehen. Das am unteren Rand der Malfläche etwas beschädigte Gemälde lässt an dieser für Achert üblichen Stelle keine Signatur oder Datierung erkennen.

In Übereinstimmung mit Daniel Zahn möchten wir in dem dargestellten Geistlichen den 1622 heilig gesprochenen Jesuiten Franz Xaver erkennen.² Der Heilige ist offenbar bei der Segnung einer Kranken wiedergegeben, die ihm von Einheimischen bei seiner Missionstätigkeit vorgestellt worden ist. Das Bild ist auffallend gut gezeichnet und gemalt und weist in Aufbau und Kolorit die Kennzeichen des künstlerischen Stils von Johann Achert in bester Qualität auf. Allerdings könnte es am oberen Rand beschnitten sein, vielleicht nachträglich im Hinblick auf seinen endgültigen Bestimmungsort. Entstanden dürfte es in den Jahren nach 1700 sein.

Natürlich stellt sich die Frage, wie dieses Gemälde Acherts gerade nach Aasen und in die dortige Kirche gelangt ist. Dieses Gotteshaus war ja zu Beginn des 18. Jahrhunderts keine Pfarrkirche, und Aasen gehörte zur Pfarrei des benachbarten Heidenhofen.³ Erst 1730 stiftete ein aus Aasen stammender Geist-



Der heilige Franz Xaver, eine Kranke segnend. Gemälde als Oberbild des rechten Seitenaltars der katholischen Pfarrkirche in Donaueschingen-Aasen. Foto: Berthold Hildebrand, Rottweil

licher eine Kaplanei für seinen Heimatort, dessen Kapelle dann bis 1747 bis auf den Turm durch eine neue Kirche ersetzt worden ist. Nachdem Johann Achert bereits 1730 verstorben ist, dürfte sein Bild des Heiligen Franz Xaver zunächst noch in der alten Kapelle von Aasen verwendet gewesen sein. Wie aber kam das Gemälde dorthin?

Aus dem Werksverzeichnis ist bekannt, dass der Künstler für Heidenhofen tätig gewesen ist. Bis zur Regotisierung der dortigen Pfarrkirche im 19. Jahrhundert befanden sich dort zwei größere Altartafeln und weitere Arbeiten des Rottweiler Meisters, die danach in die Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen gelangt sind.⁴

Zur Entstehungszeit dieser Gemälde war Johann Michael Greysing von 1692 bis zu seinem Tod 1720 Pfarrer in Heidenhofen und hat die dortige Kirche „bald nach 1700 [...] umgebaut“.⁵ Greysing wurde 1665 in Schnepfau im Bregenzer Wald geboren.⁶ Als Geistlicher trat er nachweislich als Wohltäter der Rottweiler Jesuiten in Erscheinung und mag über die Patres auch den etwas älteren Johann Achert kennengelernt haben. Ihn hat Greysing dann möglicherweise beauftragt, für „seine“ neue Kirche in Heidenhofen zu malen. Greysing trat aber auch – wie der Rottweiler Kunsthistoriker Hermann Huber vor ein paar Jahren ermittelt hat – für die 1705 erneuerte Kirche seines Heimatortes Schnepfau mit großzügigen Zuwendungen in Erscheinung – beispielsweise mit einem erhaltenen Altarbild, welches die Muttergottes mit dem Jesuskind und die Heiligen Johann Baptist und Johannes Evangelist zeigt.⁷ Gemalt hat dieses Ölgemälde niemand anders als wiederum Johann Achert. Greysing hat außerdem 380 Gulden für einen Bruderschaftsaltar in Schnepfau gestiftet, der dem Heiligen Franz Xaver geweiht war. Man wird daher mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, dass Greysing auch selbst Mitglied der entsprechenden Schnepfauer Bruderschaft mit Franz Xaver als Titelheiligem gewesen ist. Als Freund der Jesuiten und vor dem Hintergrund der in seiner Heimatpfarrei gepflegten Verehrung des Patrons der Asienmission lag ihm der Kult Franz Xavers jedoch sicher auch sonst nahe.

So kann man davon ausgehen, dass Pfarrer Greysing Johann Achert nicht nur für seine Pfarrkirche in Heidenhofen hat arbeiten lassen, sondern ein Bild des Meisters auch für die Kapelle in Aasen zur Verfügung gestellt hat. Vom Thema her mit dem hl. Franz Xaver bei der Segnung einer Kranken mag dieses Gemälde ihm persönlich besonders wichtig gewesen sein. So scheint es zumindest nicht ausgeschlossen, dass der Pfarrer von Heidenhofen das Bild erst vor seinem 1720 erfolgten Tod der Kapelle in Aasen aus seinem Nachlass vermacht hat. Das Aasener Ölbild mit der Krankensegnung des heiligen Franz Xaver ist auf jeden Fall eine besonders gelungene Arbeit des Rottweiler Künstlers. Achert hat den Jesuitenheiligen übrigens auch um 1720 für die Ruhe-Christi-Kirche in Rottweil gemalt⁸.

PS: Ende 2013 konnten in Rottweiler Privatbesitz noch ein weiteres Achert Ölgemälde mit dem heiligen Franz Xaver ermittelt werden. Es besitzt ein großes Format und offenbar noch den Originalrahmen. Das signierte Bild stammt vermutlich aus dem einstigen Jesuitenkolleg in Solothurn. Es wäre reizvoll, die Gemälde Acherts mit Franz Xaver aus Aasen, der Rottweiler Ruhe-Christi Kirche und aus Solothurn einmal nebeneinander zu zeigen.

Winfried Hecht, geboren 1941, in Rottweil aufgewachsen, Studium der Geschichte und Romanistik in Tübingen, Portier und Coimbra. Promotion in Würzburg. Von 1968 bis 2006 Leiter des Stadtarchivs Rottweil und der Rottweiler Museen. Korrespondierendes Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Themen aus der südwestdeutschen Geschichte und Kunst.

Adresse des Verfassers:

Dr. Winfried Hecht
Lorenzgasse 7
78628 Rottweil
winfried.hecht@rottweil.de

- 1 Dazu HECHT, W. 1990: Neues zum Werk des Rottweiler Barockmalers Johann Achert. In: Heilige Kunst 23. Jg., S. 30–44 oder SCHMID, A. A., 1998, Neues zum Werk des Malers Johann Achert. In: Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 100 (= Festschrift Michael Petzet), München S. 614–620
- 2 Freundliche briefliche Mitteilung von Daniel Zahn, Aasen, vom 22. Mai 2013 an den Verfasser.
- 3 WILLIMSKI, P. 1957, Die Ortschronik von Aasen. Donaueschingen 1957 S. 32 ff.
- 4 Vgl. HECHT, W. (Hrsg.) 1980 Johann Achert. (ca.1655–1730). Katalog zur Ausstellung aus Anlass des 250. Todestages des Künstlers am 14. Oktober 1980, Rottweil, Nr. 66–69 auf S. 40 ff. mit Abb. 56-59 und anschließende Auskünfte von Georg Goerlipp, Donaueschingen.
- 5 H. FREY, 1968, Heidenhofen. Eine kleine Heimatkunde. Freiburg i. Br., S.79
- 6 Dazu HUBER, H. 2005, Ein Achert – Bild in Vorarlberg. In: Rottweiler Heimatblätter 66. Jg., Nr.5 S. 3-4
- 7 Ebd.
- 8 HECHT, W. (Hrsg.) 1980 (wie Anm. 4) Nr. 51 S. 37 mit Abb. 43

Robert Gerwig als Reichstagsabgeordneter für Donaueschingen-Villingen

VON MICHAEL TOCHA

Robert Gerwig ist als Erbauer der Schwarzwaldbahn berühmt. Aber es gibt noch eine andere Seite in seiner Biografie: Der große Ingenieur war sein halbes Leben lang auch politisch tätig. 1855–1857 und 1863–1873 vertrat er als nationalliberaler Abgeordneter den Wahlkreis Wolfach-Hornberg-Triberg-Furtwangen, 1875–1878 Pforzheim in der Zweiten Kammer des badischen Landtags, neun Jahre saß er für den badischen Wahlkreis 2, der die Amtsbezirke Triberg, Villingen, Donaueschingen, Bonndorf und Engen umfasste, im Reichstag (1875–1884). Er hatte also von 1875 bis 1878 sogar ein doppeltes Mandat im Landtag und im Reichstag inne. In den Reichstag wurde er vier Mal gewählt: 1875, 1877, 1878 und 1881. Sein Wirken im nationalen Parlament und sein Bezug zum Wahlkreis, die stets im Schatten seiner Bedeutung als Bahnbauer stehen, sollen im Folgenden anhand der verfügbaren Quellen, vor allem der örtlichen Presse und der Verhandlungsprotokolle des Reichstags, erstmals ins Licht gerückt werden.¹

Die erste Frage ist, warum angesichts des politischen Klimas und der Konflikte der 70er Jahre ein katholisch geprägter Wahlkreis wie Donaueschingen-Villingen mitten im Kulturkampf einen evangelischen Nationalliberalen, also einen ideologischen Gegner des Katholizismus, nach Berlin entsandte. Das blieb noch so bis über die Jahrhundertwende hinaus: Donaueschingen-Villingen war der letzte badische Wahlkreis, den das Zentrum den Liberalen 1905 abjagen konnte.² Wir stoßen hier auf einen Sonderfall der politischen Kultur in Deutschland: In Baden, obwohl zu zwei Dritteln katholisch, war der Liberalismus während der zweiten Jahrhunderthälfte die tonangebende politische Kraft – „gut badisch sein heißt liberal sein.“³ Die Grundlage dafür bildeten die Netzwerke der städtischen Honoratioren; sie beherrschten die öffentliche Meinung, und der Zensus für die Wählbarkeit in den Landtag begünstigte sie zusätzlich. Zwar führten die Kulturkämpfe der 60er und 70er Jahre auch hier zu einem Aufschwung der Katholischen Volkspartei (ab 1888 Zentrum), die Nationalliberalen konnten ihre Vorherrschaft jedoch behaupten. Gerade auch Donaueschingen war eine ihrer Hochburgen mit dem zweitgrößten nationalliberalen Bezirksverein im ganzen Land.⁴ Die herausragende Persönlichkeit war hier der Hofapotheker Ludwig Kirsner (1810–1876), der zur Führungsspitze der badischen Nationalliberalen gehörte. Er war Landtagsabgeordneter und Präsident der Zweiten Kammer und vertrat seit 1867 seinen Heimatwahlkreises auch im Zollparlament und ab 1871 im Reichstag, schied jedoch 1874 aus und widmete sich wieder verstärkt der Landespolitik. Sein Nachfolger wurde der bekannte Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl. Als dieser am 5. November 1875 starb, mussten die Nationalliberalen eine Persönlichkeit von

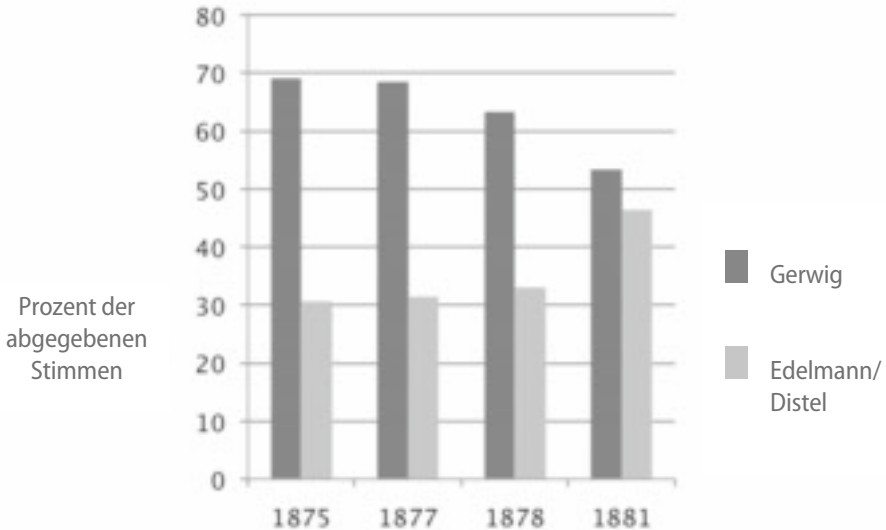


Robert Gerwig als Reichstagsabgeordneter
Nachlass Julius Hölder, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Q 1/37

ähnlichem Format in die Ersatzwahl schicken, und wer konnte da aussichtsreicher antreten als der politisch gemäßigtere Robert Gerwig, der die Region erst zwei Jahre zuvor mit einer grandiosen Bahnlinie an Nation und Welt angeschlossen hatte? Es war Kirsner, der die Fäden zog: Gerwig werde in Privatgesprächen und Lokalblättern in seltener Übereinstimmung genannt, daher erlaube er sich, ihn öffentlich vorzuschlagen, schreibt er am 17. Dezember im „Schwarzwälder“. Als Gegenkandidaten brachte die ultramontane „Freie Stimme“ in Radolfzell den Stiftungsverwalter Carl Edelmann aus Konstanz in Stellung. Bis zur Wahl am 30. Dezember ist die Atmosphäre wenig weihnachtlich, vielmehr aufgeladen mit kulturkämpferischer Polemik: Edelmann stifte konfessionellen Unfrieden und sei bisher im Bezirk eine Null gewesen; wer nicht in die finstere feudale Zeit zurückwolle, „wo an der Stelle des Rechts und

der Freiheit bodenlose Willkür und Gewalt herrschten“, könne seine Stimme nur Gerwig geben.⁵ Der „Schwarzwälder“, immerhin das Amtsblatt für Donaueschingen-Triberg-Villingen, zeigt sich in diesen Wochen unverhohlen als Parteiorgan der Nationalliberalen. Ihre Meinungsführerschaft dürfte die Wahl entschieden haben, eine entsprechende katholische Presse gab es auf der Baar und im Schwarzwald noch nicht. Was bei nüchternerer Betrachtung für Gerwig sprach, brachte der Furtwanger Gemeinderat in einer Wahlempfehlung auf den Punkt: Alle anderen Rücksichten müssten zur Seite treten, alle politischen Fragen außer Acht gelassen werden, es gehe ausschließlich um die industriellen Interessen der Region, und die seien bei Gerwig in den allerbesten Händen.⁶ Gerwig gewann mit 69,1% der abgegebenen Stimmen, Edelmann konnte nur in Bezirken abseits der Schwarzwaldbahn wie Bonndorf, Furtwangen und „Hintervillingen“ einen Achtungserfolg erzielen. Angesichts einer Wahlbeteiligung von 62% hat Gerwig allerdings nirgendwo mehr als die Hälfte aller Wahlberechtigten für sich mobilisiert. In den folgenden Wahlen nahm sein Stimmenanteil stetig ab: 1877 erhielt er 68,46 %, 1878 63,33 %, 1881 53,42 %.⁷ Da er selber als Person hoch geachtet war, spiegelt sich in dieser Entwicklung der allgemeine Niedergang des Nationalliberalismus im Zeichen von Sozialistengesetz und Schutzzöllen wider.

Im Reichstag ergriff Gerwig das Wort zu Themen, die seine Sachkenntnis berührten. In seinem ersten Redebeitrag am 6. Dezember 1876 sprach er sich dafür aus, die Aufsicht über die Schifffahrt auf dem Rhein beim Reichskanzleramt



Stimmanteile für Gerwig (Nationalliberale Partei) und Edelmann/Distel (Katholische Volkspartei)

Grafik: M. Tocha

anzusiedeln. Während andere Redner darin eine politische Grundsatzfrage, nämlich die nach Reichs- oder Länderkompetenz, erkannten, begründete Gerwig seine Stellungnahme ausschließlich technisch und mit Effizienzüberlegungen.⁸ Auch in späteren Debatten war der Rhein für Gerwig ein wichtiges Anliegen. Noch häufiger freilich meldete er sich in Fragen des Eisenbahnwesens zu Wort. In der Haushaltsdebatte am 29. März 1878 plädierte er für eine nachhaltigere Beteiligung des Reichs am Bau der Gotthardbahn, am 1. April 1878 sprach er als Berichterstatter über Rentabilität und Ausbau der elsass-lothringischen Bahnen. Stets befasst er sich mit Finanzierung, Beamtenstellen und Tarifen; seine Redebeiträge sind sachorientiert und detailreich, nur selten hören wir bei ihm grundsätzliche Positionen heraus. So lässt er seine Auffassung über den technischen Fortschritt und die Rolle des Staates in der Wirtschaft erkennen, als er sich am 29. April 1879 für den Ausbau der Telegrafie einsetzt: Die Wissenschaft habe glänzende Fortschritte gemacht, in Zukunft werde man nur noch unterirdische Telegrafienlinien anlegen, „und Sie wissen ja, dass andere Staaten dem vorleuchtenden Beispiel von Deutschland folgen werden.“ Gleichzeitig beklagt er mangelnden Einsatz für Zukunftsaufgaben:

Plötzlich läßt der Staat die Flügel hängen, er will keine Eisenbahnen, keine Kanäle, keine Straßen mehr bauen, er will keine Telegraphenlinien mehr anlegen, man sagt immer, wir müssen nur sparen. Aber, meine Herren, wenn wirklich Noth im Volke ist, wenn es an Arbeit fehlt, wer ist denn als der erste berufen zu helfen? Das ist der Staat, er muß, so weit es irgend zulässig erscheint, dafür eintreten, daß durch öffentliche Arbeiten Beschäftigung gegeben wird.⁹

Man fühlt sich bei diesen Worten an einen Keynesianer des 20. Jahrhunderts erinnert, der durch staatliche Eingriffe die Konjunktur ankurbeln will. Wenig liberal klingt es, wenn er am 1. Juli 1879 Schutzzölle auf Strohbinden für die Strohhutproduktion fordert: Die Freigabe der Zölle habe „zum Verfall dieser achtbaren Beschäftigung von weiblichen Personen in den Bergdistrikten“ beigetragen, aber auch *die inzwischen aufgetretene Konkurrenz aus China. In China werden auch durch Personen der niederen Klasse, die man wohl unter den Namen Kulis zusammenfassen darf, Strohbinden gemacht. Daß diese dort nicht theuer zu stehen kommen, daß sie über England zu uns in kolossaler Masse hereingeführt werden, daß manche Strohhutfabrikanten lieber diese wohlfeilen chinesischen Geflechte kaufen, wenn sie auch damit die inländische Industrie unterdrücken, das ist etwas thatsächliches.*¹⁰

Man sieht, dass die Politik schon vor über hundert Jahren durch die Folgen der Globalisierung gefordert war. Um die Menschen, die sie vertraten, vor Härten zu schützen, waren zunehmend auch Liberale bereit, von Grundsätzen wie Freihandel und laissez-faire abzurücken. Gerwigs Redebeiträge machen deutlich, dass er die Erwartungen, er werde sich im Reichstag für die industriellen Interessen seines Wahlkreises und des Landes einsetzen, in diesem Sinne zu erfüllen suchte. Darauf konnte er verweisen und für seine Tätigkeit Rechenschaft ablegen, wenn er den Wahlkreis besuchte. Das tat er in der Regel vor Wahlen. Am 6. Januar 1877 kam er nach Triberg. Die Stadt war beflaggt, Geschützsalven verkündeten seine Ankunft. Vor einer Versammlung in der großen Gewerhalle entfaltete Gerwig sein Programm; der „Schwarzwälder“ verzeichnet allgemeine Zustimmung.¹¹ Einen Tag später trat er im „Felsensaal“ in Engen auf. Dort hatte ihn kurz zuvor eine Versammlung als Kandidaten nominiert, denn er habe sich „nicht nur in Baden, sondern in ganz Europa durch seine großartigen Leistungen einen hohen Ruf erworben.“¹² Ende Juli 1878 redete Gerwig in Bonndorf. Mit dem mäßigen Zulauf war das Hausblatt der Nationalliberalen nicht recht zufrieden und führte ihn darauf zurück, dass viele Bauern in der Sommerszeit auf den Feldern hätten arbeiten müssen. Es haderte auch mit den Tribergern, die in der Wahl vom 30. Juli 1878 Neigungen zum politischen Katholizismus hatten erkennen lassen: Sie seien Gerwig doch zu immerwährendem Dank verpflichtet, wer nicht für ihn sei, solle sich wenigstens enthalten!¹³ Am 16. Oktober 1881 sprach Gerwig in der Restauration „Leitz“ in Villingen. Dank der Presseberichte wird hier sein politisches Programm in Grundzügen greifbar. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen stellt er sich hinter Rudolf v. Bennigsen – den nationalliberalen Parteiführer, der eng mit Bismarck zusammengearbeitet hatte und das selbst noch über die Wende von 1878/79 zu einer konservativen Innen-, Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik hinaus versuchte. Gerwigs Leitziele sind, klassisch nationalliberal, die Größe des deutschen Vaterlands und ein gesunder, blühender Bürgerstand mit konstitutionellen Rechten. Dazu könnten auch Zölle beitragen; er frage immer, ob sie dem großen Ganzen oder einzelnen Industrien förderlich seien, und hole dazu auch die Meinung von Experten ein. Daher habe er Zölle auf ausländische Uhren mit veranlasst, bei den Strohflechtwaren sei er leider nicht durchgedrungen. Die Gewerbefreiheit müsse für alle Segen bringen, auch der Arme habe heute seine gerechten

Ansprüche. Daher befürworte er die „Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Unfallversicherungsgesetzes“. Hier zeigt sich wieder, was auch schon in den Reichstagsreden deutlich wurde: Gerwig leitet seine Entscheidungen weniger von liberalen Prinzipien ab, sondern beurteilt den Einzelfall nach praktischer Nothwendigkeit aus der Sicht der Betroffenen und ist dabei grundsätzlich geneigt, der Linie des Reichskanzlers zu folgen. Bennigsen, Schutzzölle, Unfallversicherung: mit diesen programmatischen Positionen erweist er sich als Nationalliberaler des rechten Flügels, der zu weit reichenden Zugeständnissen an konservative und interventionsstaatliche Zeitströmungen bereit ist. Bemerkenswert sind seine Aussagen zur Religion: Sie sei die beste Trösterin des Menschen im Leid, daher seien Gottesfurcht und Frömmigkeit hohe Güter. In deren Pflege sollten die einzelnen Konfessionen nicht gehindert werden – soweit sie nicht in das Rechtsgebiet des Staates eingreifen. Im Übrigen vermöge er nicht zu erkennen, „dass der jetzige Staat eine oder die andere Konfession auf deren Gebiet hindere“, wie von gewisser Seite behauptet werde.¹⁴ Dass Gerwig das Thema auf diese Weise aufgreift, zeigt das Bemühen, nach dem Abflauen des Kulturkampfes die Schärfe der Auseinandersetzung zu mildern und Wähler aus den konfessionellen Milieus bei sich zu halten. Der Wahlaufruf, der kurz darauf im „Schwarzwälder“ erschien, spricht allerdings wieder die alte Sprache der Verunglimpfung und der Ausgrenzung.

Wähler! Mitbürger von Stadt und Land!

Der Tag der Entscheidung ist da. — Unser Kandidat, der Mann, dem wir das Vertrauen schenken, ist

Herr Baudirektor Robert Gerwig,

je der unsere Wohlthat ist, indem ihm vertritt, der sich den Ruf eines Schutzwahlmannes, besten Beweises er sich gemacht hat, zu hat, der bewirkt, daß er ein Ding hat für das Wohl der Arbeit, der Gesundheit, der Bescheidenheit und Intelligenz, der Bürger von Stadt und Land, der mit ruhigen Sinne an seiner Seite für Recht und Recht, die Wohlthat der Gerechtigkeit und Gerechtigkeit an im Tage hat.

Den bewährten bisherigen Abgeordneten gegenüber wird von gegenüber Seite als Bewerber ein Mann vorgeschrieben, besten Beweises an persönlicher Thätigkeit der Thätigkeit ist, der nicht einmal die Beweisthätigkeit aus dem Schutzwahlmannen hat, der alle notwendig nicht selbständig an sich handeln kann, der notwendig Wahlmann mit der Zustimmung der, der rechtlichen, nachsichtigen muß!

Wähler! Sollte auch in die Wahl Mann fallen? Jeder Verantwortliche muß sich zeigen, daß die Wohlthaten, die die Ultramontanen machen, (Hörst du) mit die Wahl nicht, auch die Wohlthaten der Wahl unterstützen und zu machen. —

Wähler! Wernitz hat sich bewährt, mit Themen und seinen Befehlen wählen, trübt alle gesonnen und hilft mit uns:

Hrn. Baudirektor Robert Gerwig.

Wahlaufruf für Gerwig 1881. „Der Schwarzwälder“ No. 127, 27. Oktober 1881, S. 1;

nach der Vorlage im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen erstellt von M. Tocha

Im Bau eines Reichstagsgebäudes fand Gerwig die Gelegenheit, sich auch auf dem Gebiet der Architektur einen Namen zu machen. Dabei war der rheinische Zentrumsabgeordnete August Reichensperger der Gegenspieler, an dem er sich immer wieder abarbeitete – ungewöhnlich für den sonst so sachlichen Gerwig. Reichensperger war ein leidenschaftlicher Verfechter des gotischen Baustils, Renaissance und Klassizismus lehnte er ab. Auch für das neue Parlamentsgebäude wollte er einen gotischen Entwurf, während die vorliegenden Pläne einen Bau im Stil der italienischen Renaissance, der Herrschaftsarchitektur des Kaiserreichs, vor-

sahen. In zahllosen Reden hatte er diese Meinung vorgetragen und dabei die Geduld seiner Zuhörer wohl des Öfteren auf die Probe gestellt. In der Sitzung vom 26. Juni 1879 sprach er sich dafür aus, mit dem Bau noch zu warten, und dafür finanzielle, aber auch ästhetische Gründe angeführt. Gerwig widersprach und legte sogar einen Schuss Pathos in seine Worte: „Meine Herren, ich kann mich solchen Gedanken durchaus nicht anschließen; ich freue mich, daß heute noch ein Strahl der nationalen Begeisterung, welche seiner Zeit in diesem Hause herrschte, als man sich für ein monumentales, der deutschen Nation würdiges Haus aussprach, zu uns hereindringt.“¹⁵ Er plädierte dafür, das Vorhaben der Budgetkommission zu übergeben und es dadurch zu beschleunigen. Selbst in einer Debatte über ein ganz anderes Thema, nämlich die Rheinkorrektion (17. März 1880), konnte sich Gerwig eines Seitenhiebs auf seinen Widerpart nicht enthalten: „Ich als Techniker bin noch schuldig, eine kurze Bemerkung dem Herrn Abgeordneten Reichensperger zu machen. Es hat mich schon oft gedrückt, wenn er den allein seligmachenden gothischen Styl uns hier vorgepriesen und alles schlecht geheißsen hat, was ihm nicht dahin paßt.“ Nun habe er auch noch die Wasserbautechniker schlecht gemacht, und er wundere sich schon sehr, dass er sich auch auf diese Materie geworfen habe. „Denn ich glaube, wenn er den Wunsch hegt, daß es mit dem Rhein anders werde, so ist das nicht Gothik – das ist Renaissance.“ Das Protokoll verzeichnet Heiterkeit.¹⁶ Am 9. Juni 1883 debattierte der Reichstag den Entwurf des Architekten Paul Wallot, der einen monumentalen Renaissancebau vorsah; eine Jury, der auch Gerwig angehörte, hatte ihm den ersten Preis zuerkannt. Reichensperger begründete noch einmal seine Ablehnung: Die italianisierende Renaissance habe keine Wurzeln in der deutschen Geschichte, sie stamme aus einer Zeit, in der der Fürstenabsolutismus die Volksfreiheit vernichtet habe, die gotische Kunst dagegen sei germanischen Ursprungs und habe im ganzen christlichen Abendland geherrscht. Der neue Bau sei allzu palastartig, und er wünsche sich „fast das Glück dazu, so gern ich auch jünger sein möchte, daß ich nicht in den Reichstagspalast einziehen werde, ja, werde einziehen können.“ Gerwig antwortete unmittelbar und führte aus, jede Zeit habe ihren Stil, das Parlamentshaus werde „ein Zeichen der Kunstrichtung sein, in der wir eben jetzt leben.“¹⁷ Gemeinsam mit anderen Abgeordneten brachte er den Antrag ein, der Reichskanzler möge mit der Parlaments-Baukommission dafür sorgen, dass der Entwurf Wallots ausgeführt werde, und schloss seine Rede mit einem Kommentar

*auf die melancholische Bemerkung des Herrn Abgeordneten Reichensperger, daß er nicht mehr erleben möge, in dem neuen Hause sein zu müssen. Im Gegentheil, ich will von Herzen wünschen und hoffen, daß es ihm ebenfalls vergönnt sei, in diese Hallen der Renaissance des wiedererstandenen deutschen Reiches einzutreten und daß er sich dann [...] hoch darüber freuen wird, daß es endlich dem deutschen Volke gelungen ist, auch ein äußeres Zeichen seiner Einigung gefunden zu haben. Ich bin fest davon überzeugt, es wird ein hoher Festtag für alle deutschen Stammesgenossen, für alle, die unter diesem Zeichen geeint sind, sein, wenn zum ersten Mal eingetreten wird in diese Hallen; es wird dann das hoch über der Kuppel wehende schwarz-weiß-rothe Banner uns alle mit Stolz erfüllen.*¹⁸

Das Protokoll verzeichnet Bravo-Rufe – das einzige Mal nach einer Rede von Robert Gerwig.

In diesen Rededuellen wird deutlich, dass es um mehr ging als nur um persönliche Vorlieben. Man gewinnt den Eindruck, dass Gerwig, der sich ansonsten aus ideologischen Streitigkeiten heraushielt, hier den Kulturkampf auf seine Weise nachvollzog – personalisiert im Meinungsstreit mit Reichensperger, dem herausragenden Repräsentanten des politischen Katholizismus, und begrenzt auf eine Sachfrage, für die sich beide zuständig fühlten. Gotik oder Renaissance – das war im Kern die Frage, an welche Tradition das deutsche Volk anknüpfen und welches Selbstbild es in seinem wichtigsten staatlichen Bauwerk zum Ausdruck bringen wollte. Beide Seiten wollten ein Gegenwartsbedürfnis durch eine Geschichtskonstruktion absichern, wofür das Zeitalter des Historismus gleich mehrere Optionen bereithielt. Die Gotik hochzuschätzen bedeutete, sich am 13. Jahrhundert zu orientieren, als sich die großen Nationen Europas herausbildeten, aber durch das Band des gemeinsamen christlichen Glaubens geeint waren. Die Deutschen im mittelalterlichen Reich, so glaubte man besonders nach den Freiheitskriegen, hätten sich jene Baukunst in besonderer Weise anverwandelt und sie zu Vollendung gebracht. Daher galt die Gotik ungeachtet ihrer französischen Ursprünge als „altdeutscher“ Nationalstil. Bei der italienischen Renaissance dagegen traten der sakrale Sinngehalt und die volkstümlich-organische Auffassung zurück, sie betonte mit ihren wuchtigen Rathäusern und Palazzi mit Bossenmauerwerk die Macht von Städten und Adelsgeschlechtern. Dieser Stil hatte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland begonnen, sich für Säkularbauten durchzusetzen, zunächst bei Banken, später auch Staatsgebäuden. Seiner Formensprache wurde die Kraft und Vornehmheit zugeschrieben, die Macht des Deutschen Reiches zum Ausdruck zu bringen.¹⁹ Deshalb herrschte weitgehend Einigkeit, dass auch der neue Reichstag so zu errichten sei. Reichensperger mit seiner Gotikbegeisterung war ein Rufer in der Wüste, fast alle wollten einen monumentalen Baukörper, der Sieg, Einheit und Überlegenheit der Deutschen eindrucksvoll verkündete. Gerwig macht sich also zum Sprecher des „mainstream“, wenn er für die Florentiner Renaissance Partei ergreift, und seine Formulierungen belegen, dass er sich mit deren ästhetisch-politischer Aussage identifiziert. Letztlich sind seine Argumente wie immer pragmatisch: Sie trifft nun einmal den Geschmack der Zeit, und sie ist geeignet auszudrücken, was sie ausdrücken soll. Er hält Reichensperger entgegen, „Wir können nicht aus der Vergangenheit schöpfen“,²⁰ und übergeht damit, dass auch die Neo-Renaissance ein Geschichtskonstrukt ist: nur die Gotik ist Vergangenheit, Renaissance ist jetzt. Eine Auseinandersetzung mit ihren ästhetischen Qualitäten und historischen Voraussetzungen, wie sie Reichensperger so ausgeprägt betreibt, finden wir bei Gerwig nicht.

Durch seine Reden im Parlament und durch seine Tätigkeit in der Baukommission hat Gerwig dazu beigetragen, dass das neue Reichstagsgebäude nach dem Wallot-Entwurf im Stil der Renaissance verwirklicht wurde. Deshalb finden wir ihn, am Ende seiner Karriere als Abgeordneter und auch schon am Abend seines Lebens, unter den Ehrengästen Kaiser Wilhelms I. bei der Grundsteinlegung am 9. Juni 1884. Ironie des Schicksals: Reichensperger († 1895) erlebte die Vollendung

des Baus zehn Jahre später noch mit, Gerwig († 5. Dezember 1885) war das nicht mehr vergönnt.

Anfang September 1884 teilte Gerwig mit, dass er sich nicht mehr um ein Mandat bei der bevorstehenden Reichstagswahl am 28. Oktober bewerben wolle. Seine Parteifreunde im Wahlkreis bedauerten, einen „so ausgezeichneten Kenner unserer Schwarzwaldindustrie“, in dem sie ihren „berufensten Vertreter“ gefunden hätten, zu verlieren. Offenbar gab es Versuche, ihn umzustimmen, sein Entschluss stand jedoch fest.²¹ Daher bestimmten die Nationalliberalen den Konstanzer Landgerichtspräsidenten Kiefer als neuen Kandidaten. Er trat gegen den Freiherrn Hermann v. Hornstein-Binningen an, der von den Ultramontanen nominiert worden war, der Katholischen Volkspartei jedoch nicht angehörte. Hornstein gewann die Wahl, Kiefer erzielte nur im Amtsbezirk Donaueschingen eine Mehrheit. So ging mit dem Rückzug Gerwigs zugleich auch die Epoche der liberalen Vertretung der Schwarzwald-Baar-Region im Reichstag vorläufig zu Ende. Erst 1896–1905 konnten sich die Nationalliberalen mit Friedrich Fallersloh nochmals durchsetzen, bis Josef Duffner aus Furtwangen den zweiten badischen Wahlkreis 1905 endgültig für das Zentrum gewann.

Welchen Rang nimmt Robert Gerwig als Abgeordneter ein? Er gehört nicht zu den herausragenden Parlamentariern des Kaiserreichs, aber er war auch kein



Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes am 9. Juni 1884 durch Kaiser Wilhelm I. Unter den Ehrengästen (auf der Tribüne, mit Regenschirmen) war auch Robert Gerwig.

Foto: Ottomar Anschütz, Quelle: Wikipedia

Hinterbänkler. In den neun Jahren seiner Tätigkeit im Reichstag hat er Zeichen gesetzt und ein Profil entwickelt. Dieses besteht zum einen in einer pragmatischen, an sachlichen Notwendigkeiten orientierten Sichtweise. Die Themen, zu denen er sprach, kannte er bis ins Detail; sein Satz „Ich als Techniker“ charakterisiert seine Tätigkeit im Reichstag. Immer ging es darum, Projekten zum Durchbruch zu verhelfen, nicht darum, solche zu bremsen. Dabei fällt auf, dass er von Sparsamkeit des Staates offenbar nicht so viel hielt. Während andere Redner mahnend an die Kosten erinnerten, sprach sich Gerwig stets dafür aus, die veranschlagten Mittel auszugeben. Zeigt sich darin eine Prägung durch die badischen Verhältnisse? Bekanntlich war ja die badische Staatsbahn mit ihren aufwändigen Trassen und Doppelspuren diejenige mit dem größten kilometrischen Anlagekapital, d.h. jeder Streckenkilometer war hier teurer als irgendwo sonst in Deutschland. Vielleicht hatte der Kommentator der „Schweizer Grenzpost“ 1875 beim Ausscheiden Gerwigs aus der Bauleitung der Gotthardbahn dessen Ausgabenfreude hellseherisch hergeleitet:

Herr Gerwig stammt aus der badischen Staatsingenieurschule, welche dafür bekannt ist, daß sie sehr solid und sehr schön baut, aber um die Kosten sich blutwenig kümmert. Das Geld ist ihr nur eine Chimäre, und beim Staatsbau allein ist's ihren Zöglingen deßhalb recht wohl, weil dort ein einfacher Landtagsbeschluss stets neues Geld herschafft, wie weiland der Stab Mosis Wasser aus dem Felsen schlug. So soll denn auch das Meisterstück Gerwig's, die Schwarzwaldbahn von Donaueschingen nach Offenburg, eine prachtvolle Anlage sein, aber heidenmässig viel Geld gekostet haben.²²

Die ausgeprägte Sachorientiertheit Gerwigs schließlich verleitet zu dem Schluss, er sei ein unpolitischer Abgeordneter gewesen. In der Tat gibt es nur wenige Äußerungen von ihm, die grundsätzliche politische Einstellungen zeigen. Seine Anliegen waren die Rheinkorrektion, die Finanzierung der Gotthardbahn, die Frachttarife für Weißblech und die Kuppel über dem Reichstag, aber er stritt nicht für mehr Rechte für die Abgeordneten unter dieser Kuppel. Dennoch wäre es verfehlt, ihn unpolitisch zu nennen. So wie er sich für die Renaissance als den offiziellen Baustil einsetzte, weil sie modisch und imposant war, so war er ein Anhänger der bestehenden Herrschaftsordnung mit ihrer siegesdeutschen Selbstdarstellung. Im Kaiserreich waren für ihn wie für zahlreich Zeitgenossen die politischen Hoffnungen der zurückliegenden Jahrzehnte auf Einheit und Mitbestimmung verwirklicht. Auch als Parlamentarier blieb er der Staatsdiener, der er zeitlebens war, und zeigt Züge des süddeutschen „Geheimratsliberalen“, eines aufgeklärten und für die Entwicklungstendenzen und Ideen der Zeit aufgeschlossenen Beamten, für den aber die Erhaltung der Ordnung und der Autorität des Staates das oberste Ziel darstellt.²³ Mochten Bebel und Lasker, Virchow und Windthorst im Reichstag mit Bismarck streiten und die politischen Zustände kritisieren, Gerwigs Sache war das nicht, ihm ging es im Rahmen eines funktionierenden und starken Staates um die Verbesserung der materiellen Verhältnisse. Er richtete sich im Gehäuse des Konstitutionalismus ein und wusste die Möglichkeiten, die dieser trotz aller Beschränkungen bot, wirksam zu nutzen. Das ist auch politisches Verhalten und im Kaiserreich eher die Norm als die Ausnahme.

Michael Tocha war bis 2012 Lehrer am Gymnasium am Hoptbühl in VS-Villingen und Fachberater des Regierungspräsidiums Freiburg für Geschichte. Er hat Schulbücher, Module im Landesbildungsserver sowie orts- und regionalgeschichtliche Aufsätze verfasst.

Michael Tocha
Langes Gewann 33
78052 Villingen-Schwenningen
Tel. 07721-26464
tocha.vs@gmx.de

Anmerkungen

- 1 Zu diesem Thema gibt es bisher keine Untersuchung. Das könnte auch mit Schwierigkeiten beim Zugriff auf die Quellen zusammenhängen. GERHARD BERNSTEIN schrieb 1989: „Über Gerwigs Aktivitäten im Reichstag liegen keine Dokumente mehr vor.“ (Leben und Werk des badischen Bürgers und Ingenieurs Robert Gerwig, in: Hegau 46, 1989, S. 142). Die Reichstagsreden jedoch wurden gedruckt und sind inzwischen allgemein zugänglich: 1997–2009 hat die Bayerische Staatsbibliothek mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft die Verhandlungsprotokolle des Reichstags digitalisiert und ins Netz gestellt (<http://www.reichstagsprotokolle.de/index.html>).
- 2 Vgl. KARL BACHEM 1927–1931: Vorgesichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei: Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung, sowie zur allgemeinen Geschichte des neueren und neuesten Deutschland, 1815–1914, 9 Bde. Köln, Band 8, S. 464
- 3 ULRICH TJADEN 2002: Liberalismus im katholischen Baden. Geschichte, Organisation und Struktur der Nationalliberalen Partei Badens 1869–1893, Diss. Freiburg, S. 8f.
- 4 Vgl. ebd., S. 256
- 5 „Der Schwarzwälder“ No. 294, 29. Dezember 1875, S. 2 (Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Film Nr. 38)
- 6 Vgl. Personalakte Robert Gerwigs, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK), 76, No. 2757, Bl. 117
- 7 Vgl. ParlamentarierPortal des Zentrums für Historische Sozialforschung Köln, http://biosop.zhsf.uni-koeln.de/ParlamentarierPortal/biorabkr_db/biorabkr_db.php (Aufruf 19. 2. 2013). Die dort angegebene Zahl für 1875 (64,05%) ist nach der Zahlenangabe im „Schwarzwälder“ No. 2 vom 4. Januar 1876, S. 1, korrigiert.
- 8 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k2_bsb00018385_00009.html (Aufruf 19. 2. 2013)
- 9 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018399_00611.html (Aufruf 19. 2. 2013)
- 10 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018402_00260.html (Aufruf 19. 2. 2013)
- 11 No. 5, 9. Januar 1877, S. 2
- 12 Der Schwarzwälder No. 4, 6. Januar 1877, S. 2
- 13 Der Schwarzwälder No. 94, 6. August 1878, S. 2
- 14 Der Schwarzwälder No. 123, 18. Oktober 1881, S. 2, und No. 125, 22. Oktober 1881, S. 2
- 15 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018402_00169.html (Aufruf 21. 2. 2013)
- 16 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018408_00527.html (Aufruf 21. 2. 2013)
- 17 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k5_bsb00018441_00629.html (Aufruf 22. 2. 2013)
- 18 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k5_bsb00018441_00634.html (Aufruf 21. 2. 2013)
- 19 Vgl. HAROLD HAMMER-SCHENK 1985: Architektur und Nationalbewusstsein, in: Funkkolleg Kunst, Studienbegleitbrief 9, Weinheim und Basel, S. 39
- 20 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k5_bsb00018441_00629.html (Aufruf 22. 2. 2013)
- 21 Vgl. Der Schwarzwälder No. 108, 11. September 1884, S. 2, und No. 111, 18. September 1884, S. 1
- 22 Personalakte, GLAK 76, No. 2757, Bl. 84; ALBERT KUNTZEMÜLLER 1924: Robert Gerwig und die Gotthardbahn, Sonderdruck aus „Archiv für Eisenbahnwesen“ 27, S. 75
- 23 Vgl. LOTHAR GALL 1980: Bismarck. Der weiße Revolutionär, Frankfurt am Main, Berlin, Wien, S. 482

Eine Skizze des Donauquellentempels aus dem Jahre 1914

von ULF WIELANDT

Genau 100 Jahre alt ist die von einem unbekanntem Zeichner am 28. Juli 1914 – also unmittelbar vor dem 1. Weltkrieg – angefertigte kleine Skizze „Mündung der ‘Donau’ in die Brigach“, die sich im Besitz des Autors befindet. Sie zeigt den Quellentempel der Donau, der anlässlich eines der zahlreichen Besuche Kaiser Wilhelms II. in Donaueschingen beim Fürsten zu Fürstenberg¹ erbaut worden war. Aus diesem Quellentempel fließt am Ende des neu kanalisierten Donaubachs das Wasser der 1875 neu gefassten Donauquelle „rauschend in die Brigach“². Der Tempel steht am Parkeingang gegenüber dem 1840 für die Museumsgesellschaft erbauten Haus³, dem späteren Kino und heutigen Museum Biedermann. Vor dem Museum gibt heute eine Hinweistafel die wesentlichen Informationen zu dem Quellentempel.

Sucht man in den verschiedenen Beschreibungen der Baar und Donaueschingens, so wird dieses Monument mehrfach erwähnt. So ist z.B. in dichterischer Freiheit bei FRANZ SCHNELLER zu lesen: „Dort, wo sich über der Mauer des Schlossparks ein Rundtempelchen erhebt, vermählt sich in aller Stille die fürstliche Donauquelle mit der Brigach, die bekanntlich mit der Breg die Donau zuwegebringt“⁴. Auch MAX RIEPLE erwähnt den Quellentempel: „Durch einen von Kaiser Wilhelm II. gestifteten, aus verschiedenen Marmorarten gestalteten kleinen Tempelbau entsendet die Quelle ihr Wasser in die gemächlich vorüberfließende Brigach“⁵. Und KARL WACKER notiert:

Der jetzige Ausfluss der Donauquelle aus dem Schlossgarten wurde erst um das Jahr 1870 hergestellt. Ursprünglich floss aus der Quelle ein Bach am Schloss vorbei und dieser Wasserlauf hieß Donau. Den neuen, künstlichen Ausfluss hat der Fürst Max Egon zur Erinnerung an einen Besuch Kaiser Wilhelms II. mit dem Donauquellentempel gekrönt, den der Kaiser entworfen hat.⁶

VOLKHARD HUTH nennt den Baumeister Wilhelms II., den Baurat Franz Schwechten, als Bauleiter.⁷ Und GÜNTER REICHELt schreibt, dieser Zufluss aus der Schlossquelle in die Brigach ist „gekrönt von einem klassizistischen Tempel mit dem pathetischen Spruchband, Kaiser Wilhelm II., Enkel Wilhelms des Großen, habe das Haupt der Donau geschmückt.“⁸ Am ausführlichsten ist die Schilderung bei GEORG TUMBÜLT:

Neben dem Schloss sprudelt eine starke Quelle, die schon zu des alten Plinius Zeiten als Ursprung der Donau angesehen wurde. Der Abfluss dieser Quelle, das Donaübächlein, zog sich früher vor dem Schlosse her, um sich nach kurzem Lauf (etwa in der Höhe des jetzigen Fischhauses) mit der Brigach zu vereinigen. Im Jahre 1828 wurde das Bächlein trocken gelegt und der Abfluss der Donauquelle auf dem nächsten Weg durch einen überdeckten Kanal in die Brigach geleitet. Dort wo der Kanal einmündet, hat Kaiser

*Wilhelm II. im Jahre 1900 einen prächtigen Pavillon aus Untersberger Marmor in antikisierendem Stile errichten lassen. Der Architrav trägt die Inschrift: Danuvii caput exornavit Imperator Germanorum Guilelmus II., Friderici filius, Guilelmi Magni nepos. Die Säulen sind Monolithe (Findlinge aus einem Stück), das Umfassungsgitter ist eine echte Bronze und das Deckeninnere mit Glasmosaik geschmückt.*⁹

Nur was das Entstehungsjahr des Tempels betrifft, irrt TUMBÜLT, denn das Tempelchen wurde im August 1910 fertig gestellt und nicht schon 1900.¹⁰ Diese auf dem Architrav angebrachte Inschrift ist andeutungsweise auch auf der Bleistiftskizze zu entziffern.

Fassen wir die verschiedenen Informationen zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Der aus verschiedenen Stilelementen bestehende Donauquellentempel wurde im August 1910 anlässlich seines Besuchs in Donaueschingen nach Plänen Kaiser Wilhelms II. durch seinen Baurat Franz Schwechten errichtet. Es ist ein im Grundriss quadratischer, klassizistischer Tempelbau über einer runden Öffnung, aus der sich das Quellwasser der Schlossquelle in die Brigach ergießt. Über diesem brückenartigen Unterbau ruht auf vier Säulen mit jeweils einem korinthischen Kapitell mit ionischen Voluten ein mit einem Spruchband versehener Architrav. Ein flaches Zeltdach schützt den innen offenen kleinen, mit einem Schutzgitter für Besucher versehenen Tempelbau, der im Jahre 2013 eine Sanierung erfahren hat.

Die Bleistiftskizze, deren Strichführung im Wesentlichen in Parallelschraffur ein interessantes Spiel zwischen hell und dunkel ermöglicht – nur das Wasser der Brigach, der Quellenausfluss und das Tempeldach sind mit blauem und weißem Farbstift oder Pastell unterlegt – ist auf einem einfachen Blatt angefertigt, auf dessen rechter Seite bereits zuvor am 25. Juli 1914 weitere Zeichnungen gemacht worden waren: sie zeigen eine „Donaubrücke“ und zwei Bergskizzen vermutlich ebenfalls aus der näheren Umgebung. Bei der Quelltempelskizze fällt auf, dass das Wort „Donau“ in Anführungsstriche gesetzt ist. Wollte der Autor damit vielleicht andeuten, dass der Streit um die echte Donauquelle und deren Wasser noch nicht eindeutig entschieden ist? OTTO ROMBACH nimmt noch in seinem Nachwort zu seinem den Donauursprungstreit in heiterer Form behandelnden Roman *Cornelia und der standhafte Geometer* zu diesem Thema Stellung.¹¹ Was den noch unbekanntem Zeichner selbst anbelangt, so wäre durchaus denkbar, dass eines Tages ähnliche und möglicherweise datierte bzw. beschriftete Zeichnungen dieses Künstlers auch dessen Identität ans Tageslicht bringen.

Ulf Wielandt, geb. 1939 in Augsburg, absolvierte seine Gymnasialzeit in Donaueschingen. Das Studium der Germanistik und Romanistik in Hamburg und Freiburg schloss er mit einer Promotion über „Hiob in der alt- und mittelhochdeutschen Literatur“ ab. Nach einem Jahr als „Assistant des langues vivantes“ in Angers unterrichtet er von 1969–2004 am Leibniz-Gymnasium Rottweil Deutsch und Französisch. Er schrieb mehrere Lehrwerke für Französisch und war Mitherausgeber der Zeitschrift „fran-

zösisch heute“. Seine regionalgeschichtlichen Interessen gelten u. a. den Flurnamen des Kreises Rottweil sowie Fragen des Brauchtums. Ulf Wielandt wurde zum „Officier dans l'ordre des palmes académiques“ ernannt.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Ulf Wielandt
Friedlandstr.46
78628 Rottweil
ulf_wielandt@web.de



- 1 Vgl. V. HUTH, 1989: Donaueschingen. Stadt am Ursprung der Donau. Sigmaringen, S. 186: Von 1900 bis 1913 besuchte Wilhelm II. vierzehn Mal Donaueschingen. An anderer Stelle ist von 13 bzw. 16 Besuchen die Rede, z.B. in: L. HONOLD, 1978: Donaueschingen und seine Stadtteile. Treffpunkt am Ursprung der Donau. Freiburg, S.10. Vgl. W. HÖNLE, 1986: Donaueschingen in alten Ansichtspostkarten 1890 – 1915. Donaueschingen. Dort wird auf den Seiten 49 (Mai 1904), 56 (1900), 66, 68 (Mai und Nov. 1910) und 69 (Nov. 1908) auf Besuche des Kaisers in Donaueschingen verwiesen.
 - 2 V. HUTH, a. a. O., S. 236: „Die Donauquelle selbst wurde im Anschluss an Schlossumbauten während der 1820er Jahre mit einer runden Einfassung versehen, die eine ältere rechteckige ersetzte. Jetzt leitete man den Abfluss der Quelle auf dem kürzesten Wege unterirdisch in die Brigach und warf den alten Graben des Donaubächles zu. Bis 1898 mündete das Quellbächle dann in einer einfachen Dohle in die Brigach, ehe es dann jene Fassung (237) erhielt, auf der man 1910 den Donauquellentempel errichtete.“ Über die Neufassung der Donauquelle 1875: S. 242. Vgl. auch G. REICHELT, 1990: Wo Donau und Neckar entspringen. Die Baar. Donaueschingen, S. 59: „Seit 1828 ist nämlich der ursprüngliche Lauf des Donaubachs gänzlich anders und unterirdisch verlegt worden. Er ergießt sich 90m entfernt rauschend in die Brigach.“ In dem in dichterischer Freiheit gestalteten Roman von OTTO ROMBACH, 1938: Der standhafte Geometer bzw. neu als 1952: Cornelia und der standhafte Geometer. Stuttgart, wird auf S. 34 und 38 die Donauquelle am Schloss noch mit dem offen zur Brigach fließenden Donaubach beschrieben, auf dem Kinder mit großer Begeisterung Rindenschifflein treiben lassen. Zu Rombachs Roman siehe auch HUGO SIEFERT 2010: Notizen zu Otto Rombachs „Roman von der jungen Donau“ Der standhafte Geometer (1938). In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturkunde der Baar, Bd. 53, S. 7–34.
 - 3 Vgl. M. RIEPLE, o. J.: Donaueschingen. Stadt ohne Langeweile. Donaueschingen, S. 27: „Der Bau wurde um 1840 nach Plänen des Fürstlichen Bauinspektors Martin Heim für die „Museumsgesellschaft“ gebaut.“
 - 4 FRANZ SCHNELLER 1947: Brevier einer Landschaft. Freiburg, S. 112f.
 - 5 M. RIEPLE, o. J.: Donaueschingen. Stadt ohne Langeweile, S. 15. Nur am Rande streift RIEPLE, M. o.J.: Land um die junge Donau, Konstanz, S.6. den Donauquellbach in seinem besinnlichen Heimatführer Ebenso RIEPLE M. 1938: Donaueschingen. – In: H. E. BUSSE, (Hrsg.): Badische Heimat – Die Baar. Heimat und Volkstum. Freiburg, S. 321
 - 6 K. WACKER, 1966: Der Landkreis Donaueschingen. Konstanz, S. 56. Mit Verweis auf den Historiker Andreas Hund.
 - 7 V. HUTH 1992: Erinnerung und Gegenwart. Donaueschingen, S. 68: „Entworfen hat dieses kleine Monument in antikisierendem Stil Kaiser Wilhelm II. höchstselbst, der die Ausführung des Baus seinem erprobten Baurat Franz Schwechten überließ.“
 - 8 G. REICHELT, 1990: Wo Donau und Neckar entspringen. Die Baar. Donaueschingen, S. 59. K. WACKER, a. a. O., S.56: „Der Tempel trägt eine lateinische Inschrift, die auf deutsch heißt: „Kaiser Wilhelm, Friedrichs Sohn, Wilhelms des Großen Enkel, hat die Quelle der Donau geschmückt.“ Vgl. dazu auch B. EVERKE in seinem im Dez. 1995 gehaltenen Vortrag über die Donauquelle, <http://webuser.hs-furtwangen.de/~vsfg/do/doquelrede.htm> (Aufruf 2. 12. 2013)
 - 9 G. TUMBÜLT, 1922: Die Fürstlich Fürstenbergische Residenzstadt Donaueschingen. Donaueschingen, S. 16f.
 - 10 Ebenso handelt es sich um einen Druckfehler, wenn bei E. HUBER, 1978: Vom Schwarzwald zur Baar. Sigmaringen, S. 65 als Jahresangabe steht: „Das Wasser fließt heute unterirdisch weiter und mündet bei einem von Kaiser Wilhelm II. 1912 gestifteten neoklassizistischen Pavillon in die Brigach.“ Übrigens ebenso bei FINKE & ZU LYNAR, 1989: Die Baar. Konstanz, S. 59: „Kaiser Wilhelm II. ließ 1912 über die Stelle der Einmündung einen neoklassizistischen Tempel errichten.“
 - 11 Vgl. O. ROMBACH, a. a. O., S. 469: „Im Jahre 1927 erließ der Staatsgerichtshof eine Vorentscheidung im Donaustreit-Prozess. [...] Im Frühjahr 1937 brachte das Reichsgesetzblatt den Beschluss zum Abdruck, dass nun die Vorbereitungen getroffen werden sollten, die Streitigkeiten zwischen Württemberg und Baden um das Donauwasser endgültig zu beenden. Es blieb bei Vorbereitungen.“ Zum Streit um die Donauquelle bzw. das Donauwasser vgl. u. a. auch K. Wacker, a. a. O., S. 56 oder G. Reichelt, a. a. O., S. 59f.
- Für ihre hilfreichen Hinweise möchte ich an dieser Stelle Thomas Borstorff und Hugo Siefert, beide Rottweil, sehr herzlich danken.

Das Villinger Werk der »Vereinigten Aluminium- Gießereien Singen-Teningen GmbH« 1939–1946

Ein Schweizer Rüstungsunternehmen im ehemaligen Landkreis Villingen

von JOACHIM STURM

Rüstung und V2 im Schwarzwald und am Bodensee

Das lange gehegte Bild der friedliebenden, heimatverbundenen Industrie des Schwarzwaldes mit ihren Produkten für Heim und Herd, hauptsächlich von leise schlagenden Zeitmessern für die Wohnstube und für jeden Geschmack muss, je länger je mehr, durch den bisher weitgehend verborgen gebliebenen Aspekt einer militärischen Produktion ergänzt werden. Nicht erst im Zweiten Weltkrieg waren die regionalen Firmen in die Entwicklung und Produktion von Rüstungsgütern eingespannt. Unternehmen wie die 1911 sich mit der Fa. Johann Haller Schwenningen vereinigende Gebr. Junghans aus Schramberg errangen mit der Entwicklung von Zündern aller Arten bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine militärtechnologische Spitzenstellung. Bei anderen Firmen im heutigen Landkreis führten ursprünglich zivile Entwicklungen später zu umfangreichen militärischen Aufträgen insbesondere zu Zeiten des Dritten Reiches und ab Kriegsbeginn 1939. Gerade auch die nach dem Kriege führenden Betriebe hatten oftmals den Grundstein zu ihrem Erfolg durch technologisch hoch entwickelte Produkte in der Kriegs- und Rüstungswirtschaft errungen. So entstanden beispielsweise bei der Firma SABA 1944 rund 70% aller Bodenfunkgeräte für Panzer und Fernsprecher für die Wehrmacht.¹ Die daraus erwachsenen Kenntnisse und Verfahren wie auch die aus der Fertigung hochwertiger Markengeräte, um sich vom Volksempfänger abzusetzen, schufen nach 1945 eine Ausgangsbasis für die breite und qualitativ anspruchsvolle Fabrikation von Haus- und Unterhaltungsgeräten.

Wer glaubt, dass mit den bewusst oder durch Nachlässigkeit verschwundenen Archiven der untergegangenen Uhrenindustrie oder den Firmen aus deren Umkreis die Kenntnis um eine bisher in der breiten Öffentlichkeit unbekannt militärische Produktion verschwunden sei, der irrt. Wo schriftliche Zeugnisse fehlen, bieten themenbezogene Veröffentlichungen wie diejenige zu den Militäruhren² einen guten Überblick über die aus dem Raum Villingen in Kriegszeiten gelieferten Rüstungsgüter. Auch die zahlreicher gewordenen Forschungsarbeiten zur Kriegswirtschaft in Baden³ enthalten des Öfteren Hinweise auf die Rüstungsproduktion im Raum des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises, aus denen sich nach und nach ein umrisshafteres Bild gewinnen lässt. Oftmals sind es auch in anderem Zusammenhang entdeckte schriftliche Hinweise, welche die Aufmerksamkeit auf bisher unbekannt Zusammenhänge um die Rüstungswirtschaft des Zweiten Weltkrieges auf dem Gebiet des heutigen Landkreises lenken. Aufhorchen ließ etwa ein im Zuge der Erforschung der Zwangsarbeit aufgefundener Eintrag zu einem bei der Betriebskrankenkasse der Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen versi-

SABA-RADIO-WERKE VILLINGEN, SCHWARZWALD

SABA-Werbung im Einwohnerbuch Villingen 1949. Nach dem Kriege übersprang SABA die für die Firma wichtige Zeit der Rüstungsproduktion und berief sich nur auf die Tradition des Uhrenbaues. Bibliothek Kreisarchiv SBK

cherten und ab März 1943 mehrfach im städtischen Krankenhaus Villingen behandelten Zivilarbeiter.⁴ Auch die Überstellung von Villingen nach Friedrichshafen oder umgekehrt von ukrainischen Zwangsarbeitern bot einen Fingerzeig.⁵ Es wurde deutlich, dass zwischen beiden Firmen wohl eine besondere wirtschaftliche Beziehung bestehen musste.

In Frage kam aufgrund der bei der VAG hergestellten bekannten Legierungen und der relativ ausführlich bekannten Fabrikation der Luftschiffbau Zeppelin im Bereich der Luft- und Raketenrüstung nur eine Zusammenarbeit, d. h. Zulieferung bei der Fertigung des später als V2 bekannt gewordenen Aggregates 4 (A 4) des Heeres. Die in Friedrichshafen beheimatete Luftschiffbau Zeppelin GmbH war nicht erst seit der Rüstung im Dritten Reich für die Herstellung von Fluggerät und entsprechenden Bauteilen bekannt. Durch ihre bis vor den Ersten Weltkrieg reichende hohe Fertigungskompetenz und ihr technologisches Knowhow geriet sie schnell ins Visier der deutschen Kriegsrüstung und wurde als süddeutsche Fertigungsstätte der ersten Großrakete V2 bestimmt.⁶ Dabei war die Luftschiffbau Zeppelin GmbH von Anfang an in die Entwicklung und Produktion eingebunden. Bereits ab Spätsommer 1941 wurde von der Heeresversuchsanstalt Peenemünde (HVP) bei der Luftschiffbau Zeppelin die Produktion von Triebwerksbehältern, Hecks, Mittelteilen und die Serienmontage ganzer noch bis 1943 „Aggregat 4“ genannten Flugkörper vorbereitet.

Im März 1942 richtete sich das Heereswaffenamt wegen des Mangels an Flüssigsauerstoff auf eine jährliche Beschaffung von 5.000 Raketen ein, die in Peenemünde und Friedrichshafen



Die Aluminium-Gießerei 1928. Sammlung M. Hildebrandt Villingen

produziert werden sollten. Erst am 22. Oktober 1942 gelang in Peenemünde der erfolgreiche Start einer V2. Bis zur Aufnahme der industriellen Montage vergingen allerdings noch Monate, da man sich über Prioritäten im Fernwaffensystem unschlüssig war. Erst Mitte März 1943 beschloss die von Rüstungsminister Speer gegründete „Kommission für Fernschiessen“, dass die ebenfalls entwickelte V1 und die V2 sich gegenseitig ergänzen sollten. Nachdem der V2 jetzt dieselbe Priorität eingeräumt wurde wie dem Adolf-Hitler-Panzerprogramm, wurde die Großserienfertigung eingeleitet. Diese Entscheidung war nicht leicht gewesen, weil die beanspruchte Fertigungskapazität einer zusätzlichen Produktion von 24.000 Jagdflugzeugen entsprach, sie wurde aber noch einmal unterstrichen, als Hitler am 7. Juli 1943 nach einer Filmvorführung von Albert Speer und einem Vortrag von Wernher von Braun, dem Entwickler der V2, das Reichsluftfahrtministerium als Stelle für die Organisation der Zulieferteile benannte.

Zu diesem Zeitpunkt waren bei Raderach nahe Friedrichshafen die Anlagen zur Serienfertigung von 300 Raketen pro Monat nicht nur nahezu fertig gestellt, sondern sie hatten bereits bei einem Bombenangriff in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1943 erste Schäden erlitten. Diese waren rasch behoben und man plante gar eine Erhöhung der Fertigungskapazität auf 375 Stück. Allerdings wurde die Produktion dann auf die Herstellung von Halbschalen und Teile von Treibstofftanks beschränkt, wobei man nach Saulgau in die Produktionshalle für Bindemäher der Erntemaschinenfabrik Bautz auswich.⁷ Zu einer Fertigung des kompletten Geräts an diesem einen Platz kam es durch verschiedene Umstände nicht mehr, die Endmontage wurde nur noch in dem unter Tage liegenden Mittelwerk (KZ Mittelbau-Dora) bei Nordhausen durchgeführt. Insgesamt wurden 1944 reichsweit 4.128 Raketen endmontiert, bis zum 18. März 1945 wurden noch einmal 1.669 Raketen fertig gestellt.

Die Vereinigten Aluminium-Gießereien als Teil der AIAG

Die als Zulieferer bestimmte Vereinigte Aluminium-Gießereien Singen-Teningen GmbH, Werk Villingen, erst 1957 in Aluminiumgießerei Villingen (AGV) umbenannt – war eine der AWS (Aluminium Walzwerke, Singen) direkt unterstellte Fertigungsstätte für gegossene Aluminiumteile. Diese wiederum gehörte zur weltweit agierenden Aluminium Industrie Aktiengesellschaft (AIAG) mit Sitz im schweizerischen Chippis. Die im Deutschen Reich gelegenen Fertigungsstätten der AIAG lieferten während des Krieges 1/6 der gesamten deutschen Aluminiumproduktion.⁸ Darüber lieferte auch die schweizerische Holding in den Jahren 1939–1945 hauptsächlich an die deutsche Rüstungsindustrie, was ihr den 6. Rang in der Liste der Schweizer Exportgüter und einen hohen Gewinn von netto 74 Mio Sfr. verschaffte. Allerdings verringerte die Schweiz ab 1942 die Exportquote nach Deutschland, um dem Drängen der Alliierten ein Zeichen guten Willens entgegenzusetzen. Die VAG in Villingen bekam dies jedoch nicht zu spüren. Als Hersteller von Rüstungsgütern erster Priorität blieb sie bis über die Kapazitätsgrenze und bis zur letzten Stunde hinaus ausgelastet und mit dem für das Gießen notwendigen Metall gut versorgt.⁹

Mit ihrer Profitabilität als Fertigungsstätte von Militärgütern trug sie, ganz wie auch Singen, dazu bei, die durch Preiskontrollen und Preissteuerung in der Wehrwirtschaft bei anderen Firmen des Verbunds entstandenen Verluste oder Mindereinnahmen abzufedern.¹⁰ Mit Kriegsbeginn 1939 sollte allerdings die Schweizer Eigentümerschaft der VAG und anderer im Deutschen Reich liegender Betriebe nicht mehr allzu deutlich hervortreten. Außerdem musste unter dem Druck zunehmender Geheimhaltung die Unterrichtung der Konzernleitung in Chippis und deren Einflussnahme auf den Geschäftsgang den Rahmenbedingungen angepasst werden musste. So kam es 1939 zur Bildung der Aluminium-Industrie-Gemeinschaft (ALIG) in Konstanz, deren Leitung der auch der VAG Villingen direkt übergeordnete Direktor der AWS Singen, Hans Constantin Paulssen¹¹, zusammen mit Heinrich Boschan, einem Gesellschafter der Aluminiumhütte Lend übernahm. Die ALIG wurde damit zum offiziellen Aushängeschild und zum Dreh- und Angelpunkt der der AIAG-Gruppe zugehörigen deutschen Aluminiumindustrie, zu der auch die Villingener VAG zählte. Deren Direktor Friedrich Hahn¹²



Das Werk um 1937. Luftbildausschnitt Kreisarchiv SBK

hatte über Singen nach Konstanz zu berichten. Dort wurden die Informationen für die Schweizer Leitung gebündelt und die aus der Schweiz kommenden Anweisungen entgegengenommen und weitergegeben. Aber auch Hahn selbst konnte im Verlaufe des Krieges in die Schweiz reisen und – möglicherweise angesichts der anlaufenden Fahrzeugprogramme zur Ausrüstung der Ostfront wie der Aufnahme der V2-Teile-Herstellung – Produktion und Vorgehen mit der Konzernleitung abstimmen.¹⁴

Die seit Kriegsbeginn wegen der Zensur¹⁵ extrem verlangsamte, jedoch angesichts der Herstellung rüstungstechnologisch bedeutsamer Gießteile extrem sensible Geschäftskorrespondenz der VAG mit der Konzernspitze ging ebenfalls nun über Konstanz. Besonders dringende Geschäftspapiere konnten seit Juni 1941 beim Grenzübergang Kreuzlinger Tor nach vorheriger Kenntnisnahme durch den Abwehrbeauftragten der IHK in die Schweiz verbracht oder von dort übernommen werden.¹⁶ Da Paulssen als direkter Vorgesetzter der VAG zudem ein Dauervisum für die Schweiz besaß, war eine rasche Verständigung zwischen der Gießerei und der Konzernspitze weiterhin gewährleistet.

Die AIAG behielt also – trotz erschwelter Bedingungen – die Aufsicht und Weisungskompetenz wie sie auch durch die Reisemöglichkeiten der ALIG-Leiter vertrauliche Informationen über Produkte und Produktionsziffern erhalten konnte. Den deutschen Behörden war durchaus bewusst, dass hier eine Schwachstelle lag, durch die Informationen über die Rüstung ins Ausland gelangen konnten. Generell wurde daher von deutscher Seite versucht, Schweizer Staatsbürgern den Verbleib in den Leitungsstellen von Schweizer Firmen zu erschweren. So sollten seit 1941 in Deutschland beschäftigte Schweizer für die Dauer des Krieges Wohnsitz in Deutschland nehmen und auf Grenzübertritte in die Schweiz verzichten.¹⁷ Um der Gefahr zu begegnen, dass durch Abweisungen an der Grenze Probleme im Zusammenspiel zwischen Konzernleitung und im deutschen Grenzraum beheimateten Unternehmen auftreten könnten, ließ die AIAG daher einige Angestellte, vor allem in leitenden Positionen, in Deutschland wohnen. Zu ihnen zählte der Ingenieur und Prokurist Paul Holzach, der am Kriegsende als Vertrauensmann der AIAG tätig war und sich vor allem um „Schutzbriefe“ für die Werke in Rheinfelden, Singen und Villingen bemühte¹⁸, welche, wohl wie in Singen ans Werktor geschlagen¹⁹, eine Besetzung oder Demontage durch die einrückenden Alliierten verhindern sollten. In der VAG Villingen selbst konnten bis heute fünf Schweizer Staatsbürger namentlich identifiziert werden, von denen mindestens einer an führender Stelle als Kassier und kaufmännischer Abteilungsleiter im Betrieb beschäftigt wurde.²⁰ Die Beschäftigung weiterer Schweizer, auch in der Produktion²¹, ist sehr wahrscheinlich, waren von den 1941 in Villingen wohnhaften 44 Schweizer Staatsbürgern²² im Sommer 1943 noch immerhin 29 in Villingen ansässig, einer davon gar in einem Ausländerlager²³ (Alu-Baracke?). Bei einem guten Teil von ihnen könnte es sich um Personen mit Bezug zur VAG gehandelt haben, denn seit November 1941 war das Reichsarbeitsministerium bei Arbeitsgenehmigungen auf das Einzelfallverfahren übergegangen, wobei geprüft wurde, ob „zwingende wehrwirtschaftliche Gründe“²⁴ vorlagen.

Der von der VAG verarbeiteten Rohstoff kam als Rohaluminium oder als Halbfertigprodukt aus der Schweiz, und zwar im Rahmen eines Geschäfts, bei dem seit 1941 Deutschland u.a. aus den besetzten südfranzösischen Bauxitminen Aluminiumoxyd („alu calcinée“)²⁵ in die Schweiz lieferte und dafür einen Teil des Rohstoffes, anfänglich genau 75% der gewonnenen Roh- und Halbfertigprodukte zurück erhielt.²⁶ Selbst als die Bauxitminen im August 1944 infolge der Landung der Alliierten in der Provence verloren gingen, hatte dies auf die Arbeit der VAG keinen Einfluss. Das Werk konnte praktisch bis kurz vor der Besetzung weiterarbeiten²⁷ und seine Teile gießen.²⁸ Erst am Freitag, den 20. April 1945 gegen 17.00 Uhr wurde die Arbeit eingestellt.²⁹ Die Rohstoffversorgung war aber auch dem Umstand zu verdanken, dass der im Luftkampf und andernorts anfallende Aluminiumschrott ab 1944 (im gesamten Reich) etwa 50% des Rohstoffes lieferte.³⁰ Die im Gegensatz zum vorgesetzten Singener Hauptwerk insgesamt eher weniger problematische Rohstoffversorgung³¹ könnte nicht zuletzt auch der in Villingen hergestellten Rüstungsgüter höchster Dringlichkeit geschuldet sein. Die VAG war nicht nur im Schweizer Eigentum sondern bezog auch den bei der Aluminiumverarbeitung in hohen Mengen benötigten elektrischen Strom zum Teil aus der Schweiz.. Nach einer 1944 erstellten deutschen Aufstellung lieferte die Schweiz jährlich 1 Mio KWh Strom, wovon ein Teil über die Leitungen des Kraftwerkes Lauffenburg³² nach Villingen geliefert wurde, wengleich der Hauptanteil von einem Gasgenerator, ab 1943 zusätzlich von einem mit Holz beheizten Generator vor Ort erzeugt wurde.³³ Das als Tochterunternehmen der Vereinigten Aluminium-Gießereien Singen-Teningen arbeitende Werk Villingen war somit ein der Schweizer AIAG-Holding in Chippis angehörendes, teilweise mit Schweizer Elektrizität im nationalsozialistischen Deutschland für die Rüstung arbeitendes Metallgießwerk.

Entbehrungen und Gefahr: Arbeiter und Zwangsarbeiter

Die VAG unterschied sich trotz ihrer Schweizer Eigentümerschaft in nichts von den übrigen Rüstungsbetrieben. Wie alle in Deutschland tätigen Schweizer Tochtergesellschaften verlangte auch sie zum Ersatz der eingezogenen Arbeiter und zur Steigerung der Produktion Zwangsarbeiter. Im April 1943 waren 118 Zwangsarbeiter im Werk im Einsatz, 33 % der gesamten Belegschaft³⁴, nachdem das Verhältnis 1942 und zu Jahresbeginn 1943 schon vorübergehend bei 50% gelegen hatte.³⁵ Während im vorgesetzten Werk Singen der Ausländeranteil an der Belegschaft von 23,3% 1943 „nur“ auf 48,9% im Jahr 1945 stieg,³⁶ explodierten die Zahlen in Villingen geradezu. Bereits im Oktober 1943 zählte man dort 62%³⁷ ausländische Arbeiter, in den ersten Januartagen 1944 gar 68%³⁸ und gegen Kriegsende immer noch 66%³⁹. Das waren selbst für die Rüstungsindustrie außerordentlich hohe Anteile.⁴⁰ Geschuldet ist dieser starke Anstieg wohl der Einstellung zahlreicher Franzosen, Holländer und Belgier, welche die Arbeitsverwaltung in Laufe des November und Dezember 1943 zugewiesen hatte.⁴¹ Diese außerordentliche Steigerung könnte durchaus auf das auf Hochtouren laufende V2-Fertigungsprogramm zurückzuführen sein.

Da die bis heute bekannten Zwangsarbeiter nur zu einem geringen Teil eindeutig mit bestimmten Firmen in Verbindung gebracht werden können, ist nur mit Vorbehalt auf die Zusammensetzung der Zwangsarbeiterschaft der VAG nach Nationalitäten schließen. Über zwei Drittel kamen aus Westeuropa, wobei die Franzosen mit 31 % der Zwangsarbeiterschaft den höchsten Anteil stellten, gefolgt von den Holländern (21 %) und Belgiern (18%). Die sowjetischen Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter aus Russland und der Ukraine bildeten mit 16% eine relativ kleine Gruppe, gefolgt von den Italienern (10%), wohl ausschließlich italienische Militärinternierte (IMIs).

In der Größenordnung nicht feststellbar ist die Beschäftigung von Umsiedlern aus dem Lager St. Ursula (Villingen) und dem Slowenenlager Maria Tann/Unterkirnach. Nachweisbar ist bisher nur eine weibliche Person aus St. Ursula, die möglicherweise in der Kantine beschäftigt war.⁴²

Auf die Zusammenstellung der Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen nach Qualifikation und Nationen hatte das Unternehmen wohl einen eher geringeren Einfluss. Von der Übernahme von Zwangsarbeitern (KZ-Häftlinge?) der Zeppelin Luftschiffbau in Friedrichshafen einmal abgesehen, gelang die Anstellung von fachlich qualifizierteren Franzosen und anderen Westeuropäern (Belgiern und Holländern). Bei den Franzosen handelt es sich dabei wohl durchweg um von der Vichy-Regierung seit 1942 durch die beiden Abkommen im Zuge der „relève“ und „transformation“ durch den „Generalbevollmächtigten für Arbeitseinsatz“ Fritz Sauckel erpresste Facharbeiter. Zu dieser Gruppe zählten möglicherweise auch einige Aluminiumarbeiter aus dem Verarbeitungswerk Etablissement Charles Coquillard SA in Froges, an dem die AIAG eine Minderheitenbeteiligung hatte.



Die VAG um 1940, im Vordergrund das Kienzlewerk. Sammlung M. Hildebrandt Villingen

Auf Vermittlung Paulssens wurden nachweisbar einige nach Singen und vielleicht auch nach Villingen zwangsverpflichtet.⁴³

Nicht festzustellen ist, wie viele der Franzosen bereits durch eine vor 1943 eigenmächtige „wilde“ Werbung, wie sie auch von anderen Rüstungsbetrieben durchgeführt wurde, nach Villingen gelockt wurden.⁴⁴ Es müssten jedoch deutlich weniger als 5% der gesamten, zu Kriegsende im Landkreis eingesetzten französischen Zivilarbeiter gewesen sein.⁴⁵ Es ist gleichfalls nicht auszuschließen, dass die französischen Arbeiter zu den in die Luftwaffenindustrie umgesetzten Arbeitskräften zu zählen sind, nachdem deren ursprüngliche Arbeitsstellen bereits ab Spätherbst 1941 durch den Einsatz russischer Kriegsgefangener besetzt wurden.⁴⁶

Die Franzosen stellten die in der Hierarchie⁴⁷ der Zwangsarbeiter ganz oben angesiedelte Gruppe. Wie alle Zwangsarbeiter ohne Möglichkeiten der Lösung eines (freiwillig?) eingegangenen Vertrages, hatten sie jedoch die größten Einflussmöglichkeiten auf die Gestaltung ihrer Arbeit und die Durchsetzung von Wünschen. In der großen Mehrheit scheint diese Gruppe aus Zivilfranzosen bestanden zu haben, von denen ein Teil Vorkenntnisse aus der Metallbranche besaß. Die ersten französischen Zivilkräfte, mindestens 20, waren spätestens seit April 1943 bei der VAG beschäftigt.⁴⁸ Dies wäre allerdings gegenüber den anderen Aluminiumwerken der Gruppe ein deutlicher Unterschied, da beispielsweise von den in der Aluminium GmbH Rheinfelden eingesetzten 1718 Kriegsgefangenen 614 kriegsgefangene Franzosen, d.h. keine Zivilfranzosen waren.⁴⁹ Im Übrigen entspräche dieser Einsatz eines Kernes ziviler westlicher Facharbeiter dem Arbeitseinsatz anderer an der V2-Herstellung beteiligter Firmen. So waren neben der Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen-Raderach oder Saulgau auch in der Göttinger Aluminium GmbH, die ab 1943 Elastic-Stop-Muttern produzierte⁵⁰, eine größere Zahl ziviler, d.h. nicht aus einem Stalag übernommener Facharbeiter zu finden.

Zu den bei der VAG beschäftigten Franzosen gehörte eine eher sehr kleine, zahlenmäßig nicht fassbare Gruppe, die von der Luftschiffbau Zeppelin herkam und von der mindestens einer, Louis Duchem, verletzt ins Villingen Krankenhaus eingeliefert wurde.⁵¹ Die Versetzungsgründe und Umstände können wegen fehlender biographischer Angaben nur vermutet werden. Möglicherweise stammte die Gruppe wohl vom zweiten, aus dem KZ Buchenwald nach Friedrichshafen am 11. Juli 1943 überstellten Transport von 400 überwiegend französischen Häftlingen. Dort sollten sie aufgrund der nicht vorhandenen, jedoch dringend benötigten Spezialkenntnisse durch SS-Obersturmbannführer Maurer gegen deutsche Facharbeiter ausgetauscht werden.⁵² Dies scheint, wie die Zuweisung zur VAG zeigt, wohl auch teilweise gelungen. Zugleich hielt man die Männer im Produktionsverbund bei einer Zulieferfirma und könnte gehofft haben, auf diese bei dringendem Bedarf zurück zu greifen. Verantwortlich für diese Zuweisungen war der Leiter des Bauwesens der SS, Hans Kammler, der Zulieferfirmen immer wieder bevorzugt mit KZ-Häftlingen versorgte.⁵³

Die Herstellung von Teilen für das Mittelstück der V2 lag damit von Anfang an mit in den Händen einer Gruppe von französischen Facharbeitern, die durch eine nicht bestimmte Zahl französischer und Hilfskräfte anderer Nationalität ergänzt wurde. Letztere kamen durchweg aus dem Stalag V B,⁵⁴ vermutlich

ergänzt durch KZ-Häftlinge französischer und anderer Nationalität, wie die Überstellung eines Ukrainers gleichzeitig mit den Franzosen aus Friedrichshafen andeutet.⁵⁵

Auch bei den im Werk eingesetzten Niederländern ist durchweg von einer zwangsweisen Dienstverpflichtung auszugehen, da ab April 1942 niederländische Unternehmen einen bestimmten Prozentsatz ihrer Arbeiter zum Reichseinsatz abgeben mussten. In allen Fällen erfolgte die Zuweisung jedoch durch das in den Bereich des Reichstrehändlers für Arbeit Südwestdeutschland gehörende Arbeitsamt Villingen, das den gesamten Arbeitseinsatz (mit entsprechenden Sanktionen) im Landkreis überwachte und koordinierte. Im Gegensatz zu anderen Unternehmen der Aluminiumindustrie hätte damit die VAG zunächst eine qualifiziertere Facharbeiterschaft zur Verfügung gehabt, da weit über die Hälfte der Zwangsarbeiter aus den westlichen besetzten Ländern kamen und manche doch eine einschlägige Vorbildung im Metallbereich besaßen. Allerdings unterlagen sie ähnlich den Zwangsarbeitern aus dem Osten der argwöhnischen, rassenideologisch geprägten und zuweilen so gewalttätig wie bedrohlichen Arbeitsaufsicht, so dass



Die Firma Kienzle besaß direkt angrenzend an die Gießerei einen Sportplatz.

Das Foto stammt vom Betriebssporttag am 31. August 1940. Sammlung M. Hildebrandt Villingen

eine größere Anzahl es vorzog nicht mehr aus dem Heimaturlaub zurückzukehren.⁵⁶

Nicht auszuschließen ist, dass auch die nach dem 11. September 1943 aus dem Stalag V B zwangsweise zugewiesenen italienischen Militärinternierten, die bald darauf als Kriegsgefangene entlassen und in den Zivil-, d.h. Zwangsarbeiterstatus überführt wurden, einige Metallbearbeitungskennnisse besaßen.⁵⁷ Nur so konnte wohl auch die für die gegossene Rüstungsgüter notwendige hohe Fertigungskompetenz aufrechterhalten werden. Andere Aluminium verarbeitende Unternehmen waren hier schlechter gestellt. Der Direktor der Aluminium GmbH Rheinfelden beispielsweise konnte sich zwar im Villinger Stalag V B französische Kriegsgefangene aussuchen, doch ist zu bezweifeln, dass viele hierunter eine fachliche Vorbildung besaßen.

Nicht auswählen hingegen konnte man bei den osteuropäischen Zwangsarbeitern, insbesondere bei den russischen Kriegsgefangenen. Sie wurden von der Lagerkommandantur des Stalag V B ohne mögliche Einflussnahme von Seiten der Firmen zugewiesen.⁵⁸ Spätestens seit April 1942 kann man von einem Einsatz russischer Zwangsarbeiter bei der VAG ausgehen, nachdem das Arbeitsamt zu diesem Zeitpunkt einen beabsichtigten Einsatz von 50 Russen angekündigt hatte.⁵⁹ Bereits im Juni forderte die Gießerei mit Hilfe der Stadtverwaltung erneut 84 Russen an.⁶⁰ Der nach dem Festfahren des Krieges im Osten und der damit einhergehenden Bindung deutscher Arbeitskräfte im Militärdienst notwendig gewordene Einsatz russischer Kriegsgefangener wurde vom Rüstungskommando Freiburg/Villingen nach dem Fall von Stalingrad kritisch bewertet. Die von der Rüstungsdienststelle bemängelte „unverkennbare Minderleistung“ wurde dabei zunächst nicht auf vorausgegangene schlechte Behandlung und ungenügende Verpflegung, sondern auf die von anderen Ausländern verbreitete Propaganda und die Entwicklung der militärischen Lage im Osten zurückgeführt.⁶¹ Schon zu Jahresbeginn 1944 musste das Rüstungskommando die Einschätzung korrigieren. Jetzt war unverkennbar, dass der „Leistungsrückgang bei Ostarbeitern infolge der Kürzung des Ernährungssatzes“⁶² Auswirkungen auf die Fabrikation hatte.

Sicher ist, dass der VAG, so wie auch anderen Industriebetrieben des Villinger Raumes, die Zwangsarbeiter nicht aufgezwungen werden mussten. Die durch Einberufungen zur Wehrmacht gerissenen Lücken in der Arbeiterschaft, eine allmähliche Gewöhnung an den Einsatz unfreiwilliger Arbeitskräfte sowie der Druck zur Erhöhung der Rüstungsproduktion ließen in Villingen wie auch sonst in der deutschen Wirtschaft moralische Bedenken schnell in den Hintergrund treten. Das Arbeitsamt war sich der rüstungswirtschaftlichen Bedeutung der VAG bewusst und hatte wohl vor Anfang des Krieges auch noch versucht, gerade in gehobeneren Positionen deutsche Arbeitskräfte zuzuweisen, die aus anderen Wirtschaftsbereichen oder der Wehrmacht wegen gesundheitlicher Probleme ausschieden.⁶³ Hierzu zählte u.a. der Jurist Edwin Hartmann, der in leitender Stelle in die Buchhaltung kam.⁶⁴

Von den ohne Schutzmaßnahmen produzierenden Zwangsarbeitern wurden unter Ausbeutung der letzten körperlichen Reserven Höchstleistungen erpresst. 6-Tage-Wochen mit bis zuletzt einer täglichen Arbeitszeit von 12 und mehr

Stunden unter der Androhung der Verschleppung in ein AEL (Arbeitserziehungslager)⁶⁵ waren die Regel und entsprachen der offiziellen Ideologie des rücksichtslosen Verbrauchs von fremden Arbeitskräften. Grundsätzlich wurden alle Arbeitskräfte vom Werkschutz strengstens überwacht, der sich im Laufe des Krieges zu einer paramilitärischen Einheit fortentwickelt hatte und seit Oktober 1943 im gesamten Deutschen Reich dem Reichssicherheitshauptamt unterstand.⁶⁶ Die Werkschutzleitung bedurfte nun der Bestätigung durch die Gestapo und sollte mit Uniform auftreten, wobei die Wehrmacht weiterhin die Waffen zu stellen hatte. Leiter des Werkschutzes war der 1940 aus dem Singener Werk entsandte August Quenzer⁶⁷. Er unterstand dem Abwehrbeauftragten des Mutterwerks, Paulssen in Singen oder dessen beiden (Abwehr-)Stellvertretern, den Direktoren Fritz Gischas und Traugott Hillmann, die als „Hilfsorgane der Geheimen Staatsorgane“ fungierten.⁶⁸ Sie waren verpflichtet etwaige, weit auszulegende, staatsgefährdende Bestrebungen⁶⁹, sofort zu melden, wobei sie von der Gestapo-Leitstelle entworfene Vordrucke für die Einweisungsbeschlüsse zu verwenden hatten.⁷⁰ Sehr wahrscheinlich wurden alle Arbeiter wie in anderen Villingener Betrieben durch V-Männer der Gestapo überwacht, um bei geringster Unregelmäßigkeit sofort entsprechende Sanktionen verhängen und etwaige Widerstände im Keim ersticken zu können.⁷¹ Es könnte sich dabei durchaus um eine größere Personengruppe gehandelt haben, zu der auch ausländische Arbeiter zählten.⁷² Es stand dabei ganz im Rahmen der gegen Kriegsende zunehmenden Radikalisierung der Gestapo, dass sie auch die Betriebsleitungen zur schärfsten Überwachung der ausländischen Zwangsarbeiter zwang. Arbeitgeber mussten selbst mit staatspolizeilichen Maßnahmen rechnen, wenn sie ihre Aufsichtspflicht verletzen.⁷³

Die Arbeiter wurden im Werk gepflegt, wobei zwischen deutschen Arbeitern und den nach Volkszugehörigkeit unterschiedenen Zwangs- und Ostarbeitern wohl deutliche Unterschiede gemacht wurden. Zudem kann aus der vom Reichsministerium für Landwirtschaft am 6. Oktober 1942 aufgelisteten Minimalmenge für Ostarbeiter und sowjetische Kriegsgefangene (pro Woche 2600 g Brot, 250 g Fleisch, 130 g Fett, 7000 g Kartoffeln, 150 g Nahrungsmittel, 110 g Zucker, 14 g Tee-Ersatz und „Gemüse nach Aufkommen“) nicht auf die wirklichen Ernährungsverhältnisse geschlossen werden. Sie hingen stark von der Betriebsleitung und den jeweiligen Küchen wie deren Einsatzwillen und Findigkeit ab. Hauptursache für die Sterblichkeit der sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter blieb von 1942 bis 1945 die schlechte Ernährung. Wenngleich man aus Gründen der Erhaltung der Arbeitskraft im Oktober 1942 die Rationen erhöht hatte und das Reichsernährungsministerium am 26.7.1944 die Ernährung derjenigen der übrigen Kriegsgefangenen gleichstellte, blieb die Ernährungslage äußerst schlecht. Der geringe Nährwert der zugestandenen Lebensmittel, regelmäßig verzögerte Essensausgabe, Abzweigung von Lebensmitteln durch Korruption in den Betriebsküchen oder ein schlechter Lebensmitteleinkauf ließen die angeordneten Ernährungssätze schnell zur Theorie werden.⁷⁴

Ob die besonders schlechte Ernährung, die man im Werk Singen⁷⁵ festgestellt und zu verbessern⁷⁶ suchte, auch auf die Zustände bei der VAG übertragen werden kann, bleibt fraglich. Für den Spätsommer 1943 sind erstmals größere

Schwierigkeiten dokumentiert, als Transportprobleme die Heranschaffung von Kartoffeln aus den zugewiesenen Versorgungsgebieten Kaiserstuhl, Kinzigtal und Reichenau verzögerten.⁷⁷ Wenngleich bisher nicht nachweisbar, mag daraufhin kurzfristig im Winter 1943/44 wie in den kleineren Industriestandorten des Hochschwarzwaldes ein Kartoffelmangel und, damit einhergehend, ein weiterer Leistungsabfall bei den Zwangsarbeitern eingetreten sein.⁷⁸ Denn diese hatten nicht wie andere Villingener Bürger die Möglichkeit ihre Versorgung durch eigene „Gartenlandwirtschaft“ mit Gemüseanbau und Geflügelzucht aufzubessern.⁷⁹ Allerdings könnte bei der VAG die Ernährungslage recht stabil gewesen sein oder sich nur vorübergehend und kurzfristig verschlechtert haben, denn bei Kriegsende lagerten noch 1.200 Zentner Kartoffeln und Lebensmittel im Wert von 20.000 RM in den Vorratsräumen, was mindestens einer recht ordentlichen Vierteljahresversorgung der gesamten Belegschaft entsprach.⁸⁰

Während für die Verpflegung der Arbeiter und insbesondere der russischen Zwangsarbeiter bei der VAG keine weiteren oder näheren Erkenntnisse vorliegen⁸¹, bestehen zumindest für die Arbeitsdisziplin einige Hinweise. Auch in der VAG galt das Prinzip der rigorosen Durchsetzung der Arbeitsdisziplin und Einsatz der Arbeitskraft bis zur Erschöpfung. Die Verfügbarmachung sämtlicher menschlicher Ressourcen für die Rüstung traf dabei alle Arbeiter.⁸² In der Härte der Ahndung vermeintlicher oder tatsächlicher Arbeitsvergehen gab es jedoch je nach Nationalität des zu Bestrafenden durchaus Abstufungen. Deutschen wurde im Gegensatz zum Vorgehen beispielsweise im Ruhrgebiet⁸³ die Einweisung in ein AEL (Arbeitserziehungslager) zur Disziplinierung zumeist nur angedroht. Seltener erfolgten wirkliche Sanktionen wie die gegen den als Handformer beschäftigten, aus der Schweiz zugezogenen deutschbürtigen Jura-Studenten Heinz Meier. Er wurde 1943 wegen (angeblicher) Betriebssabotage (Zuspätkommen, mangelnde Arbeitsdisziplin) bestraft und trotz seiner Schweizer Staatsangehörigkeit und seiner Stellung als Spezialist zur Wehrmacht eingezogen.⁸⁴

Zuständig für die Aufrechterhaltung der Arbeitsdisziplin war auch der für die Bewachung im Betrieb zuständige Werkschutz. In größeren Betrieben wie der VAG bewaffnet, war dieser bereits kurz vor Kriegsbeginn zum Schutz vor Sabotage und Spionage gebildet worden. Bald aber wurde die Überwachung der Ausländer und der deutschen Belegschaft zum Kampf gegen sogenannte „Arbeitsbummelanten“ oder Saboteure zu dessen Hauptaufgabe⁸⁶ unter der Aufsicht der für diese Aufgabe seit März 1940 für Ausländer und im Juni darauf auch für Deutsche zuständig gewordenen Gestapo.⁸⁶

Zu Jahresbeginn 1943 gab das Rüstungskommando den Hinweis, dass der nebenamtliche Werkschutz etwa 2 % der deutschen oder 10 % der ausländischen Belegschaft entsprechen solle.⁸⁷ Bei den Vereinigten Aluminium Gießereien müssten demnach bis zu 40 Personen im Werkschutz eingesetzt worden sein. Da Pistolen nicht mehr verfügbar waren, sollte das Werkschutzpersonal mit Karabinern oder Gewehren ausgerüstet werden.⁸⁸

Über Einweisungen von in der Interpretation des NS-Regimes unliebsam aufgefallenen Arbeitern in Arbeitserziehungslager (AEL) durch die Gestapo aufgrund von Meldungen durch den Werkschutz oder dem Arbeitsamt Villingen liegen keine

konkreten Anhaltspunkte vor. Es kann jedoch von solchen Fällen ausgegangen werden, da diese in den zum Konzernverbund gehörigen Firmen wie der Alu Rheinfelden, jedoch auch dem konzernfremden Aluminiumwalzwerk Wutöschingen GmbH gängig waren⁸⁹. In ein KZ oder ein AEL eingewiesene Arbeiter waren, gemäß einem Geheimerlass der Gestapo, aus Gründen der Abschreckung der Belegschaft bekannt zu geben. Nicht nachgewiesen, jedoch zu vermuten ist deshalb, dass dies gleich anderen Firmen⁹⁰ mittels Aushang am Schwarzen Brett geschah.

Zur Behandlung von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen in den Betrieben bestand eine Unzahl sich widersprechender Regelungen, welche die gegensätzlichen Ziele der Erhaltung der Wirtschaftskraft und der Durchsetzung der nationalsozialistischen Rassenideologie widerspiegelten. So stand es letztendlich im Ermessen des Werkschutzes und der ab 1943 zum nebenamtlichen Werkschutz verpflichteten Vorarbeiter, Meister oder Angehörigen der Betriebsleitung, wie sie mit ihren Zwangsarbeitern umgehen wollten.

Wie in vielen Betrieben kamen auch bei der VAG von der Betriebsleitung keine klaren Vorgaben insbesondere zur Vermeidung körperlicher Züchtigungen, so dass die Angehörigen des Werkschutzes nach eigenem Ermessen handeln konnten. Sie agierten dabei umso freier, als sie zwar von der Firma angestellt, ansonsten jedoch der sicherheitspolizeilichen Aufsicht des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei unterstellt waren, wobei die Dienststellen der sich radikalierenden Geheimen Staatspolizei ab dem 1. Oktober 1943 nicht mehr allein die Überwachung, sondern auch die Führung des Werkschutzes übernahmen.⁹¹ Die von der für den Bezirk Villingen zuständigen Singener Gestapostelle („Grenzpolizeikommissariat Singen“) über das Bürgermeisteramt den Firmen 1943 übermittelten Hinweise sahen für jeden (Hilfs)wachmann ausdrücklich die „körperliche Einwirkung“ auf russische Zwangsarbeiter bei Unbotmäßigkeiten, den Waffengebrauch bei Fluchtversuchen und das Verbot jeder Pflege von Kameradschaft vor.⁹²

Untergebracht waren die Zwangsarbeiter nach Nationalitäten getrennt in unterschiedlichen Lagern und Quartieren. Franzosen, Belgier und Holländer wohnten zum Teil bei Privaten, in ihrer Mehrheit im Industriegemeinschaftslager Niederwiesen oder im Lager Rabenscheuer (Rosengasse 22). Die aus dem Osten kommenden Beschäftigten der VAG wie die Italiener (IMIs, d.h. italienische Militärinternierte) fanden in der Aluminium-Baracke auf dem Firmengelände und im Industriegemeinschaftslager-Ost (Rietheimer Str.) Unterkunft.

Eine Trennung der Nationalitäten nach Lagern wurde nicht streng durchgehalten, wohl jedoch innerhalb der Lager, wobei augenscheinlich in keinem Falle Zwangsarbeiter aus dem Osten in das Lager Rabenscheuer gewiesen wurden. Deren Unterbringung erfolgte gemäß der rassenideologisch abgestuften Hierarchie der Zwangsarbeiterschaft nur in den eigens dafür bestimmten und überwachten Lagern Aluminium-Baracke und dem Industriegemeinschaftslager (Ost), einem für Zwangsarbeiter aus dem Osten im Herbst 1942 geplanten Teil des ehemalige RAD-Lagers „Niederwiesen“ mit einer Kapazität von 390 Plätzen. Geführt wurde letzteres von dem Uhrenfabrikanten Franz Kaiser als Vorstand der Lagergesellschaft, einer von Villingen Betrieben auf der Grundlage einer Verordnung des Innenministeriums gemeinsam gegründeten Gesellschaft bürgerlichen Rechtes.⁹³

Allerdings dürfte die Unterbringung der „Westarbeiter“ in der Rabenscheuer nicht sehr viel besser als diejenige der in den anderen Lagern Untergebrachten gewesen sein, sonst wäre es wohl durch die Insassen nicht zu lebensgefährlichen, weil mit dem Tode bedrohten, Brennholzdiebstählen gekommen.⁹⁴ Im Gegensatz zu den Zwangsarbeiterlagern Rabenscheuer und Industriegemeinschaftslager (Ost) ist der Aufbau und Betrieb des Lagers „Aluminium-Baracke“ bisher nicht erforscht. Nicht einmal der genaue Standort konnte bisher ermittelt werden. Die während des Krieges nach einem einheitlichen Raster und Standardmaßen aus vorgefertigten (Holz-)Bauteilen ohne vorher zu erwirkende Baugenehmigung errichtete Einfachunterkunft ermangelt bis heute wie weitere Zwangsarbeiterunterkünfte einer genauen Beschreibung. Sie ist nicht einmal auf Bauplänen der damaligen Jahre eingezeichnet.

Bleibt die Frage, ob die VAG, besser noch die ihr übergeordnete AWS (Alu-Werk Singen) einen Einsatz von Zwangsarbeitern hätte ablehnen bzw. sabotieren können. Aus Beispielen anderer Produktionszweige ist bekannt, dass Firmeninhaber bei einer vermeintlichen Gefährdung ihrer Produktionsmittel durchaus Obstruktion betrieben, ohne dass ihnen größere Gefährdungen erwuchsen. Bei der Aluminiumindustrie und der Priorität der V2-Fertigung stellt sich die Frage schärfer. Da eine Abgabe der Teileproduktion an andere, „willige“ Firmen nicht möglich war, wäre der Druck auf die VAG wohl ungleich stärker gewachsen. Andererseits war das Deutsche Reich auf eine Zulieferung von Rohaluminium aus der Schweiz dringend angewiesen, so dass ein Ausgleich hätte gefunden werden müssen. Die Frage lässt sich letztendlich nicht beantworten.

Die Schweizer Konzernleitung der AIAG wusste sowohl über die Produktion der VAG wie über den Einsatz von Zwangsarbeitern Bescheid. Schon im März 1941 war von der Geschäftsleitung der Rheinfeldener Aluminium GmbH über die Beschäftigung von Ostarbeitern berichtet worden, wie Schweizer Industrielle überhaupt durch Firmenbesuche in Deutschland auf das Vorhandensein von Ostarbeitern aufmerksam wurden. Obwohl also die Konzernspitze über den Zwangsarbeitereinsatz informiert war,⁹⁵ nahm sie aus unterschiedlichen Gründen keine vertiefte Kenntnis von den genaueren Einsatzbedingungen. Erst als nach dem Kriege Betriebsleiter und Werkschutzangehörige vor Gerichten zur Rechenschaft gezogen wurden, war auch die Konzernleitung mit den näheren Umständen des Zwangsarbeitereinsatzes konfrontiert.⁹⁶ Während die aus dem Osten stammenden Zwangsarbeiter bis Kriegsende in den Sitzungen der Konzernleitung nicht thematisiert wurden, befasste man sich nach der Landung der Alliierten in der Normandie hingegen relativ rasch mit dem Schicksal der französischen Arbeiter. Die in der Verwaltungsratssitzung in Lausanne im September 1944 diskutierte Möglichkeit, französische Zwangsarbeiter durch die Schweiz an die französische Grenze zu überstellen, beruhte keineswegs auf humanitären Überlegungen. Es wurde befürchtet, dass die Alliierten bei Entdeckung der Lebens- und Arbeitsbedingungen Maßnahmen gegen Firmen wie die VAG ergreifen könnten, welche wirtschaftlichen Schaden hervorriefen.

Die Produktion

Die schweizerische Aluminium Industrie AG besaß während des dritten Reiches in Deutschland mindestens vier Fabriken, die allesamt Weiterverarbeitungsstätten von Rohaluminium waren. Allein in Villingen, so der den Alliierten nach der Besetzung zu liefernde Bericht, bestand mit der VAG die einzige Aluminium- und Magnesiumgießerei der Gruppe.⁹⁷ Als Teil der Aluminium Walzwerke, Singen (AWS) wurde sie als Rüstungsbetrieb eingestuft und von dem 1943 von Villingen nach Freiburg verlegten „Rüstungskommando Villingen“ wehrwirtschaftlich betreut.⁹⁸ Bereits Ende 1939 arbeitete sie zu 92% für die Wehrmacht und fabrizierte Gussteile für die Ju 88 der Luftwaffe⁹⁹, für U-Boote¹⁰⁰ oder Panzer. Die Fertigungspläne gab die Wehrmacht vor und wie bei der lokalen Villingener oder Schwenninger Uhrenindustrie, welche Zünder fertigte, waren (uniformierte) Abnahmebeamte des Reichsluftfahrtministeriums („Bauaufsicht Luft“) zur Qualitätskontrolle der abgelieferten Teile vor Ort.¹⁰¹ Durch ihr Engagement in der Rüstungsproduktion, wohl die stärkste der süddeutschen Aluminiumfabriken, gelang es ihr, den Umsatz zwischen 1938 und 1944 auf fünf Millionen Reichsmark¹⁰² zu verfünffachen. Durch Rationalisierungsmaßnahmen konnte sie gleichzeitig, trotz der 1941 eingeführten Festpreise für Rüstungsprodukte, ihren Gewinn verbessern. Der Stundenaufwand für 100 gr Guß konnte um 9,2 %, der Ausschuss um 24% und der Materialverbrauch um 20,8 Prozent verringert werden.¹⁰³ Die herausragende Stellung im Bereich der Leichtmetallgüsse¹⁰⁴ führte zu Aufträgen aus dem Bereich der höchsten Dringlichkeitsstufe. Für das Ende 1942 geplante und 1943 anlaufende Adolf-Hitler-Panzerprogramm mit zu Beginn monatlich 800 Kampfpanzern lieferten die VAG die Saugstutzen, Kupplungsgehäuse und Abschlussdeckel.¹⁰⁵ Zugeliefert wurden daneben in der Marinerüstung Leichtmetallgussteile¹⁰⁶ für die Torpedofertigung, wie generell Halbzeug für alle drei Waffengattungen.

Mit 82 Arbeitern aus der Belegschaft nahm die VAG ab März 1943 die Produktion von Rohguß-Flanschen für die V2 auf.¹⁰⁷ Die von Zeitzeugen bzw. ehemaligen Arbeitern aus der unmittelbaren Nachkriegszeit ins Gespräch gebrachten „Halbschalen“ sind wohl insofern richtig, als die nachgewiesenen Flanschen wohl Verbindungsteile für diese Stücke waren. Doch ist auch die (vorübergehende?) Fabrikation von Halbschalen, d.h. den Verkleidungen der Rakete, nicht von der Hand zu weisen. Noch zu Beginn der 1950er Jahre sollen in den Lagern die Gussformen für diese Teile gelegen haben. Auch die am 23. April 1945 vom französischen Militär verfügte Sperrung des Werks soll unter anderem aufgrund der V-Waffen-Herstellung erfolgt sein.¹⁰⁸ Die Fertigung der Bauteile begann, kurz nachdem im März 1943 der Entschluss zur Großserienfertigung gefallen war und zeitgleich mit der Fertigungsaufnahme von Bauteilen in anderen Fabriken wie Friedrichshafen. Zu diesem Zweck und zur Teileherstellung für das Panzerprogramm wurde Ende März 1943 ein Anbau an den Vergüteraum Werk I geplant, welcher den bereits bestellten neuen Vergütofen für die Teileherstellung aufnehmen sollte.¹⁰⁹ Zugleich wurde zum Jahresende 1943 eine durch die Produktionsausweitung nötig gewordene große Sandaufbereitungsanlage für 250.000 RM erstellt.¹¹⁰ So lief die Fertigung der Teile wenige Monate vor der noch zu Beginn des zweiten Vier-

teljahrs 1944 angesetzten Endmontage der Rakete an¹¹¹, wobei die Gussteile aus Villingen nach (Friedrichshafen-) Raderach oder Saulgau zu bringen waren.

Seit der Plan einer Taktstraßen-Serienfertigung ganzer Raketen in Friedrichshafen aufgegeben wurde, hatte der im Speer-Ministerium seit 15. Januar 1943 eingerichtete Sonderausschuss beschlossen, die Luftschiffbau Zeppelin (LZ) zur Leitfirma für die Baugruppe Mittelteil zu machen. Anfang 1944 hatte man dann die Zulieferproduktion für die V2 in verschiedene Baugruppen untergliedert. So bestand der Rumpf aus den Gruppen Spitze, Mittelteil, Heck und Halterungen. Das Triebwerk gliederte sich in Behälter, Pumpen und weitere Teile. Die für jede dieser Untergruppen eingesetzte Leitfirma kümmerte sich eigenverantwortlich um die Qualität und die Produktionszahlen der von den nachgeordneten Firmen zu liefernden Einzelteile. So stand die VAG mit der LZ in enger Verbindung und unter enger Fertigungskontrolle wahrscheinlich bis Anfang April 1945, als die Endmontage im Mittelbau Dora in Nordhausen eingestellt werden musste. Die Auslieferung der Teile war aber bereits seit geraumer Zeit beschwerlich geworden. Mit zunehmender Beschädigung der Bahnverbindungen durch Bombardierung wurde der Transport der Teile auf der Schiene immer wieder verzögert. Ab Anfang September 1944 stellte daher das OKH (Oberkommando des Heeres) LKWs zur Verfügung, welche die Gussteile an den Bodensee brachten.¹¹² In der VAG selbst kam es zu Fertigungsengpässen und man griff wie zahlreiche andere Rüstungsfirmen zum Instrument der „Auftragsverlagerung“, indem Teile der Fertigung an Firmen weitergereicht wurden, die bisher nicht oder nur in geringem Maße in die Rüstung einbezogen worden waren. So wurde ab Sommer 1944 die Möbelschreinerei Johann Hölzle in Villingen beauftragt, die Gussmodelle für alle herzustellenden Waffen- und Rüstungsteile zu fertigen.¹¹³ Die Teileherstellung lief ohne jede Einschränkung bis zum 18. April. Tags darauf begann die Freisetzung von Teilen der Belegschaft, insbesondere von französischen¹¹⁴, holländischen und belgischen Zwangsarbeitern.¹¹⁵

Offen bleiben muss, ob es sich hierbei um die von der Konzernleitung in der Schweiz diskutierte Entlassung französische Zwangsarbeiter und deren Heim-schaffung über die Schweiz handelt, die unter dem Gedanken stattfand, den einrückenden Alliierten keinen lebenden Beweis für den Einsatz westlicher Zwangsarbeiter zu liefern. Dazu trat – wie in der übrigen, Zwangsarbeiter beschäftigenden Villingener Rüstungsindustrie – wohl die Absicht, Verantwortung und Gehälter für ein wegen Produktionsausfall nicht mehr brauchbares Personal von sich zu schieben.

Besetzung, Demontage, Nachkriegsproduktion

Wenige Tage nach der Stilllegung des Werkes übernahm der vom Volkssturm zurückgekehrte leitende Angestellte der Buchhaltung Edwin Hartmann am 24. April die Abwicklung der Geschäfte bis zum 30. Juni, da er neben guten Französischkenntnissen auch eine Mitgliedschaft in der SPD bis zur Machtübernahme vorweisen konnte und kein Mitglied der NSDAP gewesen war.¹¹⁶ Direktor Hahn wurde durch die einmarschierende Truppe festgenommen und zwölf Tage ohne Angabe von Gründen im Amtsgefängnis Villingen festgesetzt. Die Werksicherung

selbst hatten zunächst französische Kriegsgefangene kurz nach Eintreffen der ersten Militärs übernommen, bevor Aufsicht und Polizeigewalt zwei Tage später neben Hartmann an den Arbeiter Fritz Oehler, den Former Alfons Forster und den Schlosser Karl Häringer übertragen wurden. Dann kamen bis zur ihrer Repatriierung verschiedene aus der Zwangsarbeiterschaft rekrutierte, vor allem russische Wachmannschaften. Es folgten Zerstörungen und Plünderungen in größerem Stil.¹¹⁷

Ab 21. April begann eine acht Tage währende intensive Durchforstung der Personalakten aller Angestellten und Arbeiter durch die Polizei (oder „Gruppe Frank“?) und die schon vor Kriegsende in Villingen entstandene Widerstandsbewegung. Belastende Schriftstücke wurden entnommen, der Rest verbrannt. Der bei der Besetzung vorgezeigte Schweizer Schutzbrief und der Hinweis auf Schweizer Schutzrechte halfen zunächst nur insofern, als der offizielle Werksbesuch des Militärs ohne die sonst übliche Mitnahme des Kassenbestandes und ohne Protest nach dem Hinweis auf Schweizer Interessen zu Ende ging.

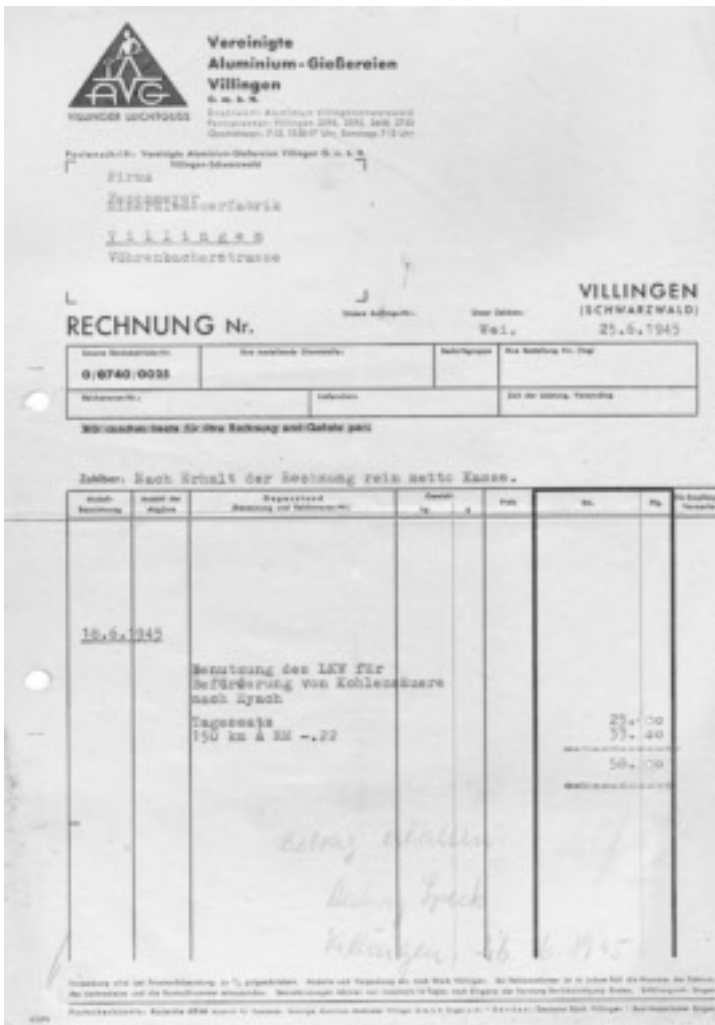
Am 28. April besuchten französische "Sachverständige für industrielle Angelegenheiten" das Werk, die angeblich über einen Abtransport oder Verbleib der Maschinen entscheiden sollten und erneuten Besuch in Aussicht stellten¹¹⁸. Die Gruppe war wohl die dem 2. Büro des Generalstabs der Ersten Armee von Lattre de Tassigny zugeordnete "Section T" unter der Leitung von Hauptmann Gaston de Verbigier de Saint-Paul. Diese Spezialeinheit hatte die Erfassung und Erkundung aller Unternehmen und Forschungszentren zum Auftrag, welche für die Landesverteidigung von Interesse hätten sein können. Es handelte sich somit hier um den Versuch der Erlangung militärischen Wissens und nicht um eine Vorbereitung der Reparationsentnahmen.¹¹⁹

Der Hinweis auf Schweizer Eigentümerschaft allerdings erwies sich nur bedingt als hilfreich, denn schon am 9. Mai zerrissen russische Zwangsarbeiter den Schutzbrief und auch die einige Tage zuvor aufgezogenen Schweizer Flagge musste eingeholt werden. Ab 2. Mai bewachten französische Pioniere das Werk, die weitere Zerstörungen und Entnahmen verhinderten. Vom 16. Mai an kam es dann erneut zu einer Bewachung durch ehemalige russische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Erst am 16. Juni trat endgültig Ruhe ein, als die französische Einheit "C.L.R.M. 757/2" (2. Sektion der Kompanie 757, „Compagnie Légère de Réparation du Matériel“)¹²⁰ für einige Wochen einzog.

Am 15. Dezember erteilte Militärgouverneur Robert eine (mündliche) Produktionsgenehmigung, ergänz und bestätigt am 23. April 1946 durch die schriftliche Genehmigung des „Chef de la Commission du Contrôle Air“ erfolgte. Allerdings muss es bereits kurz nach Kriegsende, wenn auch nicht zu Gußarbeiten, so doch wieder zu einer in ihrem Umfang nicht zu bestimmenden betrieblichen Tätigkeit gekommen sein (siehe Foto Rechnung).

Als gegen Jahresende 1945 die Entnahme von Betriebsteilen als Reparation konkret wurde, erhielt die AIAG zum Schutz ihrer Fabriken in Deutschland Bescheinigungen der Schweizer Regierung. Dabei ging die Holding so weit, für etwaige Produktionsminderungen und Produktionsausfälle auch der VAG durch Stilllegungen oder Requisitionen Entschädigungen von der französischen Besat-

zungsmacht zu fordern.¹²¹ Mit der bescheidenen kontinuierlichen Produktionsaufnahme war es jedoch nach etwa acht Monaten bereits wieder vorbei. Am 14. September 1946 wurde die Firma durch die französischen Militärbehörde unter Sequester gestellt und die Liquidation ins Auge gefasst. Als Bevollmächtigter des Militärgouvernements fungierte zunächst Lucien François Veyronnet, der zu Jahresbeginn 1947 durch den „Administrateur-liquidateur“ Alfred Müller ersetzt wurde. Dieser schlug den Villingener Kaufmann Erich Oberländer als Verwalter der Reparations-Güter, d.h. der zu entnehmenden Maschinen vor, was zunächst jedoch abgelehnt wurde. Man kann dies als Beginn der geordneten Demontagen im



[Abb6] Hinweis auf Wiederaufnahme der betrieblichen Tätigkeit. Rechnung Juni 1945 für die Mineralwasserfabrik Fesenmeyer. Sammlung M. Hildebrandt Villingen

Zuge des (ersten) Industrieplanes der Besatzungsmächte vom 28. März 1946 werten, bei dem u.a. die Betriebe zur Erzeugung und Weiterverarbeitung von Aluminium Deutschland untersagt bleiben sollten.¹²² Am 16. Mai 1947 übernahm das noch immer vorgesezte und verbundene Alu-Werk in Singen sämtliche Unterhaltungskosten, die Kosten der Reparationen, Transporte und Buchhaltung für die VAG. Jetzt zog man beispielsweise auch die seit 1.5.1945 bestehende Forderung aus letzten Rüstungsgeschäften in Höhe von 40.030. – RM gegenüber den Bernbachwerken¹²³ in Neuenstein ein. Am 4. Juli 1947 trennten sich Singen und Villingen, das nun als Objekt Nr. 2058 zur Demontage freigegeben wurde. Die Beschlagnahme wurde am 30. September 1948 aufgehoben und das Werk weitergeführt.¹²⁴ Allerdings hatten Requisitionen und Demontagen das Werk weitgehend leer geräumt, so dass die Gießerei Anfang 1949 mit einer sehr bescheidenen Produktion wieder in Betrieb ging.

Von den Leitungspersonen aus der Zeit vor der Besetzung überdauerten scheinbar nur Friedrich Hahn und kurzfristig Edwin Hartmann. Eine größere personelle Kontinuität im Bereich des leitenden Personals muss allerdings bezweifelt werden, da die Schweizer Konzernleitung in ihre deutschen Firmen jetzt Leiter aus der Schweiz entsandte.¹²⁶ Auch die Belegschaft musste nahezu komplett neu aufgestellt werden, was zunächst durch die Aufnahme von deutschen Flüchtlingen aus den Ostgebieten mit Vorkenntnissen im Metallbereich geschah. In der Produktion konnte die Gießerei an Kenntnisse und Verfahren anknüpfen, die sie während der Rüstungsphase erworben hatte. In den ersten Monaten nach dem Kriege vergaben die französischen Streitkräfte manche Aufträge und nutzten das militärische Know-how, während die Alu-Gießerei mit Unterbrechungen, holprig, aber zunehmend in die Friedensproduktion des Wiederaufbaues hineinglitt. Die ab Anfang der 1950er Jahre aus Aluminium-Silizium oder Aluminium-Magnesium-Legierungen im Sand- oder Kokillenguß hergestellten Werkstücke waren für den Zweiradbau (Motroroller, Motorrad, Moped) oder Spezialmaschinen (Druckmaschinen, Bäckereimaschinen) bestimmt, wo es auf leichte und dennoch haltbare Teile ankam. Dazu kamen schwerere Werkstücke wie die Motoren- und Getriebegehäuse für LKWs oder Fahr-Schlepper. Auch sie profitierten von den technischen Erfahrungen aus der einstigen Rüstungsfertigung. Am 7. Oktober 1957 übernahm die Bizerba-Gruppe Balingen das Werk, welches 1995 in Konkurs ging.

Joachim Sturm, geb. 1951 in Landau/Pfalz, Schulzeit in Landau und Freudenstadt, Studium der Fächer Germanistik, Geschichte, Philosophie und Jura an den Universitäten Frankfurt, Nizza und Straßburg. Promotion zur bürgerlichen Absolutismuskritik vor 1789 in der „Reiseliteratur“. Stadtarchivar in Lahr 1979 bis 1988. Seit 1988 Kreisarchivar des Schwarzwald-Baar-Kreises.

Veröffentlichungen u.a. zur Ortsgeschichte Blumberg, Dauchingen, Hüfingen, Mundelfingen und Vöhrenbach.

Derzeitige Hauptforschungsgebiete: Stadtgeschichtsforschung, Kreisgeschichte 1940–1950 (Umsiedler, Zwangsarbeiter, Endphaseverbrechen, Rüstungsindustrie, Besatzung und Nachkriegszeit)

Quellen

- Bundesarchiv Berlin
Best. R 2/1606
Best. R 58/797
- Bundesarchiv CH-Bern
Best. E 2200.36 Série C, Bd.36
Best. E 2200.37 1967/51, Bd.13
- Diplomatische Dokumente der Schweiz
(Forschungsgruppe u. Kommission)
- Diplomatische Dokumente der Schweiz, 1848
ff., Online Datenbank Dodis: dodis.ch.
- FF-Archiv Donaueschingen
Forstadministration, Holzhauerei IV/1,
1935–1944
- Bundesarchiv – Militärarchiv Freiburg
Best. RH 8/1210
Best. RW 20-5/39
Best. RW 21-21/4-11
- Staatsarchiv Freiburg
Best. A 42/2 Nr.42
Best. D 81/707
Best. G 11/6: Nr.26
- Archives du Ministère des Affaires Etrangères
F-La Courneuve
Bestandsgruppe: Zone Francaise
d'Occupation en Allemagne et en Autriche
vormals Archives de l'Occupation Colmar,
Best. Affaires économiques et financières
AEF Nr.513/6 Konkordanzliste
in Bearbeitung!
- Generallandesarchiv Karlsruhe
Abt. 237/24381, 24389, 24392, 24398,
Abt. 371, Zug. 1991/49
Abt. 455/1581 (Zug. 1991/41)
Abt. 465b/181.009
- Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis Villingen
Best. A 6/510; A 7/396, 402, 406;
Best. S - Sonderbestand Zwangsarbeiter;
- Stadtarchiv Villingen-Schwenningen
Best. 1.17
Best. 2.2 XI/1.7; XV/56 Revellio
Best. 2.2/5592
Best. 2.16, 942/75
Best. 2.29 / Hauptkassenbücher
städt. Krankenhaus 1943–1945
Registratur Stadtbauamt: Goldenbühlstr. 14

Literatur

- ASSFALG, STEFAN ALEXANDER: Fremdarbeiter in Villingen während des zweiten Weltkrieges, Magisterarbeit, Tübingen, 1997, 111 S. (Bibliothek KrA SBK, Sign. G-LAN/D 5.9.1/ASS)
- BARANOWSKI, FRANK 2013: Rüstungsproduktion in der Mitte Deutschlands 1929–1945, Bad Langensalza
- BAUZ, INGRID, SIGRID BRÜGGEMANN, ROLAND MAIER 2013: Die Geheime Staatspolizei in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart
- BOCKS, WOLFGANG: Die Lage der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen in Rheinfelden, In: Fremd und nicht freiwillig. Zwangsarbeit und Kriegsgefangenschaft in Rheinfelden/Baden und Umgebung 1940–1945. Begleitheft zur Ausstellung im Haus Salmegg, Rheinfelden/Baden, November 1992
- BORIES-SAWALA, HELGA 1996: Franzosen im „Reichseinsatz“. Deportation, Zwangsarbeit, Alltag; Erfahrungen und Erinnerungen von Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern, 3 Bde., Frankfurt (zugl. Diss. Bremen 1995)
- BUDRASS, LUTZ 1998: Flugzeugindustrie und Luftrüstung in Deutschland 1918–1945 (Schriften des Bundesarchivs 50), Düsseldorf
- DEFRANCE, CORINE (2001): La mission du CNRS en Allemagne (1945–1950), in: La revue pour l'histoire du CNRS [online], 5 | 2001, online gestellt am 20. Juni 2007, eingesehen am 18 Dezember 2013. URL: <http://histoire-cnrs.revues.org/3372>
- DROBISCH, KLAUS 1965: Der Werkschutz – betriebliches Terrororgan im faschistischen Deutschland, In: Akademie der Wissenschaften (Hg.), Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1965, Teil IV, Akademie-Verlag, Berlin (Ost), 1965, S. 217–247
- HEUSLER, ANDREAS 2000: Prävention durch Terror. Die Gestapo und die Kontrolle der ausländischen Zwangsarbeiter am Beispiel Münchens, In: GERHARD PAUL U. KLAUS-MICHAEL MALLMANN (Hrsg.) Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg (2000), S. 221–236
- HUG-BIEGELMANN, RAIMUND 1994: Friedrichshafen und die Wunderwaffe V2: das ehemalige Wehrmachtsgelände bei Raderach und die Luftschiffbau Zeppelin GmbH, In: Leben am See 11.1994, S. 302–316
- KNOEPFLI, ADRIAN 2010: Im Zeichen der Sonne.

- Licht und Schatten über der Alusuisse 1930–2010. CH-Baden
- KOOP, VOLKER 2005: Besetzt. Französische Besatzungspolitik in Deutschland. Berlin
- KRAUSE-SCHMITT, URSULA 1997: Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu den Stätten des Widerstands und der Verfolgung. Bd. 5: Baden-Württemberg; 2, Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen, Frankfurt a. M.
- LACHELE, RAINER 2006: Der Saft aus der Dose: über 100 Jahre Strom in VS, Villingen-Schwenningen
- LOTFI, GABRIELE 2003 (1. Aufl. 2000): KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich, Frankfurt
- MAIER, HELMUT 2002: Rüstungsforschung im Nationalsozialismus, Göttingen
- MEIER, INGEBORG 1992: Die Stadt Singen am Hohentwiel im Zweiten Weltkrieg, Konstanz
- METZLER, GEORG 1996: Geheime Kommandosache: Raketenrüstung in Oberschwaben; das Aussenlager Saulgau und die V2 (1943–1945). Bergatreute
- PETER, ROLAND 1995: Rüstungspolitik in Baden: Kriegswirtschaft und Arbeitseinsatz in einer Grenzregion im Zweiten Weltkrieg, München: Oldenbourg
- RAUH-KÜHNE, CORNELIA 1999: Hans-Constantin Paulssen: Sozialpartnerschaft aus dem Geist der Kriegskameradschaft, In: Deutsche Unternehmer zwischen Kriegswirtschaft und Wiederaufbau, S.109–192, München
- RAUH, CORNELIA 2009: Schweizer Aluminium für Hitlers Krieg? Zur Geschichte der „Alusuisse“ 1918–1950. München
- Reich, Das deutsche. und der Zweite Weltkrieg, 1979 – 2008, 10 Bde., Stuttgart, München, hier: Bd. 5/2 1991: Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen, Stuttgart
- RIEDEL, HERMANN 1968: Villingen 1945. Bericht aus einer schweren Zeit. Villingen
- RUCH, CHRISTIAN; RAIS-LIECHTI, MYRIAM; PETER, ROLAND 2001: Geschäfte und Zwangsarbeit: Schweizer Industrieunternehmen im „Dritten Reich“. Zürich
- SCHREIBER, GERHARD 1990: Die Italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich 1943 bis 1945. Verraten, Verachtet, Vergessen, München
- SPOERER, MARK 2001: Zwangsarbeit unterm Hakenkreuz: Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939 – 1945, Stuttgart
- STOLLE; MICHAEL 2001: Die Geheime Staatspolizei in Baden, Personal, Organisation, Wirkung und Nachwirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich, Konstanz
- STREIT, CHRISTIAN 1991: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945, Bonn
- STURM, JOACHIM 2013: Segelflugzeugbau und Luftrüstung auf der Baar. Die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen GmbH, In: SVG 56.2013, S. 109–132
- WAGNER, JENS-CHRISTIAN 2. Aufl. 2004: Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen
- WAIBEL, WILHELM J. 1995: Schatten am Hohentwiel. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Singen, Konstanz
- WEBER, EDWIN ERNST 2009: Der „Ausländer-einsatz“ am Fallbeispiel des Hüttenwerks Lauchertal 1940–1945, Ostfildern
- WOLF, WERNER 1985: Die Luftangriffe auf die deutsche Industrie 1942–1945, München

Anmerkungen

- 1 R. PETER 1995, S. 130
- 2 dazu K. KNIRIM 2002
- 3 zuletzt für die Frage nach der Beteiligung Schweizer Firmen an der Rüstung RUCH/RAIS-LIECHTI/PETER 2001
- 4 Louis Duchem, vermerkt ab 1.3.1943 und erneut 20.–22.7.1944, cf. StAVS, Best. 2.29/Städt. Krankenhaus Villingen, Hauptkassenbuch 1943/45
- 5 z.B. eigene Angaben Wladimir Sajenko, Gebiet Kiew: KrASBK, Sonderbestand Zwangsarbeiter
- 6 umfassend R. HUG-BIEGELMANN 1994, S. 302–316
- 7 dazu und zum KZ-Aussenlager Saulgau des Konzentrationslagers Dachau cf. G. METZLER 1996
- 8 Zur Geschichte der zuletzt als Alusuisse fungierenden Gruppe, mit Angaben zum vorgeschetzten Werk Singen jedoch ohne nähere Angaben zu Villingen cf. A. KNOEPFLI 2010: Im Zeichen der Sonne. Licht und Schatten über der Alusuisse 1930–2010
- 9 Ausführlicher über die planerischen Maß-

- nahmen zur Aluminiumelektrolyse und Einbindung der Industrie in die Luftrüstung cf. L. BUDRASS 1998 S. 602–622
- 10 C. RAUH 2009, S. 293
- 11 über das Leben und die außergewöhnliche Karriere des zuletzt bis 1964 als Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände amtierenden Paulssen cf. die umfangreiche Biographie von C. RAUH-KUEHNE 1999, S. 109–192 oder C. RAUH 2009, S. 110–129; Paulssen war mit dem seit Ende Januar 1944 (1945?) amtierenden vorletzten Villingener Kreisleiters der NSDAP, Fritz Senft (1905 Burgwindheim – 1962 Mannheim), seit längerem gut bekannt. Bei C. RAUH-KÜHNE 1999 Hinweis auf das Tagebuch Paulssens und die Erwähnung der Anwesenheit Senfts bei der Ehrung von Paulssen zu dessen 50. Geburtstag in Konstanz 1942. Das inzwischen im Institut für Zeitgeschichte (IfZ) in München lagernde Privatarchiv Paulssens wurde vom Verfasser (J.S.) im Hinblick auf die Geschichte der Vereinigten Aluminium-Gießereien nicht ausgewertet.
- 12 geb. 6.3.1909 Villingen – (1950 nach Stuttgart Bad Cannstadt verzogen), gest. 23.11.1974 in Karlsruhe-Durlach
- 13 Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 5/2, Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen (1999), S. 562ff.
- 14 dies zumindest suggerieren die erteilten Sichtvermerke für Reisen in die Schweiz: 16.04. – 31.05.1943, wohl auch 1.6.–30.6.1944, Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis (SBK), Best. A 7/ Nr. 406;
- 15 GLA Karlsruhe Abt. 237/24392, Bezirksstelle Konstanz der IHK Freiburg an Bezirkswirtschaftsamt Karlsruhe, 29.3.1940
- 16 Schreiben der Abwehrstelle im Wehrkreis V an die Bezirksstelle Konstanz der IHK Freiburg vom 14.06.1941, Erlaubnis für Paulssen, Boschan u. Frl. Schröder, Unterlagen nach Überprüfung am Übergang Kreuzlinger Tor direkt in die Schweiz zu verbringen, GLA 237/24398
- 17 zit. bei C. RUCH/ M. RAIS-LIECHTI/ R. PETER 2001, S. 272, FN 39
- 18 Bundesarchiv Bern, E 2200.37 1967/51, Bd. 13, AIAG an EPD, 13.9.1944
- 19 C. RAUH-KÜHNE 1999, S. 168; H. RIEDEL 1968, S. 118 erwähnt die Respektierung des Schutzbriefs ab dem 23.4.1945, also erst drei Tage nach Einmarsch, ohne jedoch Auskunft über den Ort der Anbringung oder Aufbewahrung zu geben.
- 20 Ernst Karl Dösegger, geb. 25.05.1919 in St. Gallen, Heirat 1943 mit der ebenfalls bei der VAG beschäftigten Karola Blau in Blumberg, Hochzeitsreise wohl August 1943 in die Schweiz (Kreisarchiv SBK, Best. A 7/Nr. 402 Sichtvermerke 43–45)
- 21 namentlich genannt in: Stadtarchiv Villingen, Krankenhaus Villingen, Hauptkassenbuch 1943/44 und 1944/45.
- 22 Staatsarchiv Freiburg, Best. G 11/6 Nr. 26
- 23 Leiter des Arbeitsamtes Villingen an den Landrat in Donaueschingen, 1.11.1941
- 24 Stadtarchiv Villingen, Best. Revellio 2.2 XV/56
- 25 Staatsarchiv Freiburg, Best. G 11/6, Nr. 26, 5.11.1941
- 26 das Rohmaterial wurde von der Firma „Bauxites du Midi S.A.“, Brignoles, geliefert, cf. Bundesarchiv Berlin, Best. R 2 / 21606, insbes Schreiben 14.11.1942 der ALIG an den Reichsminister betr. Ausgleich der Frachtmehrkosten
- 27 Über die zuvor auch italienischen Lieferungen von Tonerde aus Italien und über Deutschland cf. C. RAUH 2009, S. 220f.
- 27 W. WOLF 1985, S. 107
- 28 dies ergibt sich aus der Vergabe von Sichtvermerken am 19.4.1945 an den bei der VAG beschäftigten holländischen Zwangsarbeiter Peter Cornelius Fransen „u. 4 Andere“ durch das Bezirksamt Villingen zwecks „Reise“ (sic!) nach Holland ab 19.04.1945: Kreisarchiv SBK, Best. A 7, Nr. 402 Sichtvermerke 43–45
- 29 H. RIEDEL 1968, S. 117
- 30 L. BUDRASS 1998, S. 827
- 31 Hierzu C. RAUH 2009, S. 266f.
- 32 Das mit Schweizer Beteiligung gegründete Kraftwerk Laufenburg lieferte seit 1911 Strom nach Villingen, vgl. LACHELE 2006, S. 42–48
- 33 zu entnehmen aus der Bauakte Goldenbühlstr.14, Teil III, 1943–1943: Registratur Stadtbauamt Villingen
- 34 Bundesarchiv-Militärarchiv, RW 20-5/39
- 35 Bundesarchiv-Militärarchiv, RW 21-21/4, S. 24f., KTB Rüko Freiburg 4. Q. 1942; RW 21-21/5, Bl. 34 für 1. Q. 1943
- 36 C. RAUH 2009, S. 280, dort Tabelle mit Betriebszahlen der AWS 1939–1945
- 37 Generallandesarchiv Karlsruhe,

- 237/24381 Lagebericht für das badische Bodenseegebiet vom 17.10.1943
- 38 Generallandesarchiv Karlsruhe, 237/24381. Lagebericht der Zweigstelle Konstanz der Wirtschaftskammer Freiburg vom 24.1.1944
- 39 zahlenmäßige Aufschlüsselung bei H. RIEDEL 1968, S. 119
- 40 Dazu beispielsweise die Zahlen bei BARANOWSKI (2013), S. 192–196. Ein höherer Ausländeranteil scheint, von Ausnahmen abgesehen, nur im Bereich des Bergbaus und der Verhüttung bestanden zu haben.
- 41 dies lässt sich zumindest aus der Liste der ausgestellten vorläufigen Fremdenpässe erkennen. Einige Personen der Liste werden in den Folgemonaten als Angestellte der VAG infolge von Verletzungen im Krankenhaus Villingen behandelt. Kreisarchiv SBK, Best. A 7, Nr. 396 (Liste der ausgestellten Fremdenpässe 1942–1945)
- 42 Stadtarchiv Villingen, Best. 2.29 Krankenhaus: Hauptkassenbuch Volksdeutsche 43/45
- 43 C. RAUH 2009, S. 284; bis zum Abschluss des Artikel blieben Nachforschungen ergebnislos.
- 44 dazu H. BORIES-SAWALA 1996: Franzosen im „Reichseinsatz“. Deportation, Zwangsarbeit, Alltag; Erfahrungen und Erinnerungen von Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern
- 45 die Verzeichnisse der ausgestellten Fremdenpässe und Reiseerlaubnisse weisen eine signifikante Steigerung ab dem ersten Jahresdrittel 1943 auf. Nachweisen ließen sich etwa 700 Arbeitsverhältnisse von Franzosen (auf dem Gebiet des heutigen Landkreises), davon etwa 50 vor Jahresende 1942. Kreisarchiv SBK, Best. A 7/Nr. 396
- 46 Erlaß des Reichsarbeitsministeriums bez. des Einsatzes russischer Kriegsgefangener und Umsetzung französischer Kriegsgefangener in die Luftwaffenindustrie Ende 1941, Hinweis bei STREIT 1991, S. 198
- 47 Über die verschiedenen Kategorien und Kriterien der Zwangsarbeit cf. SPOERER 2001, S. 12–20
- 48 Stadtarchiv Villingen, Best. 2.29. / KH Villingen, Hauptkassenbuch 1943/44 und 1944/45
- 49 BOCKS 1992, S. 30
- 50 Cf. die vom Stadtarchiv Göttingen betriebene Internetseite: www.zwangsarbeit-in-goettingen.de, mit den Forschungsergebnissen von Dr. Cordula Tollmien
- 51 StA Villingen, Hauptkassenbuch (Krankenhaus)
- 52 Entstehungsgeschichte 8./9.4.1943 BA-MA RH 8/v.1210; ebd. 11.7.1943, Bl. 20
- 53 WAGNER 2004, S. 213
- 54 Dies jedenfalls lässt der Hinweis auf den Einsatz französ. Kriegsgefangener aus dem Stalag V B bei der „fabrication ... de l'aluminium“ zu, cf. www.militaria1940fr/t2268-essai-historique-sur-le-stalag-vb Abschnitt „les emplois“
- 55 eine Bearbeitung des in Neuordnung und Verzeichnung befindlichen Archivs des IST Arolsen steht noch aus und könnte sehr viel genauere Ergebnisse liefern.
- 56 Generallandesarchiv Karlsruhe, 237/24381. Lagebericht für das badische Bodenseegebiet (sic!) vom 17.10.1943 betr. Alu-Gießerei Villingen
- 57 bisher sind 8 Personen namentlich im Kreisarchiv SBK nachweisbar, die alle in der „Alubaracke“ unterkamen. Zu den IMIs und ihrer Zwangsarbeitersituation cf. G. Schreiber 1990, S. 341–507
- 58 Bundesarchiv KO, B 120/535
- 59 Stadtarchiv Villingen, Ablieferung 72 Best. 2.16, 942/75
- 60 Stadtarchiv Villingen, Ablieferung 72, Best. 2.16, 942/75
- 61 Allgemeine Lagebeurteilung im Kriegstagebuch 1. Vj. 1943 des Rüko: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Best. RW 21-21, Nr. 5, Bl. 41
- 62 Bundesarchiv-Militärarchiv, RW 21-21, Nr. 9 (Kriegstagebuch 1 Vj. 1944), Bl. 23
- 63 hier z.B. der Fall des Holzhauers Markus Neugart (geb. 1913) aus Pfaffenweiler, der aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Forstamt Donaueschingen für vorläufig ein Jahr zur VAG überwiesen wurde: FF-Archiv, Best. Forstadministr., Holzhauerei IV/1, 1935–1944, hier: Schreiben vom 9.5.1939 geb. 10.03.1900 in Mannheim; nach Tod der ersten Ehefrau Wiederheirat 1938 in Villingen. 1940 aus dem Heeresdienst wegen Gesundheitsproblemen entlassen. Zugang nach Villingen und Eintritt in die VAG, kurze Zeit Einberufung zum Volkssturm 1944/1945. 15.09.1945–07.02.1946 Angestellter beim Hauptamt der Stadt Villingen, 04.01.1946–07.02.1946 stellvertr. Bürgermeister, 08.02.1946–01.05.1946 kommis-

- sarischer Erster Beigeordneter, 02.05.1946–21.09.1946 kommissarischer Bürgermeister, nach Wahl 15.09 ab 22.09.–01.02.1949 als Angestellter beim Hauptamt Erster Beigeordneter im Ehrenamt, April 1949 Wegzug nach Neustadt/Weinstraße, dort zum Oberbürgermeister gewählt. Stadtarchiv VS, Abt. 1.17 (1994), Personalakte Hartmann. auch www.spd-nw.de/geschichte/sozialdemokratie_nw/soz_07.html; eine Anfrage an die SPD-Ortsgruppe Neustadt um weitere Angaben und ggf. Archiv von H. blieb ohne Antwort.
- 65 dazu die bisher einzige und umfangreiche Studie von G. Lotfi 2003: KZ der Gestapo, Arbeitserziehungslager im Dritten Reich.
- 66 cf. Rundschreiben der Gestapo-Leitstelle Karlsruhe vom 15.11.1943 betr. die Unterstellung des Werkschutzes geschützter Betriebe, in: GLA 237/24398; G. Lotfi 2003, S. 239, erwähnt eine Unterstellung bereits ab Oktober 1943. Eine Aufsicht über den Werkschutz allerdings durch die Gestapo bestand bereits seit 1937.
- 67 geb. 27.08.1899 in Gailingen, gest. 20.06.1945 in einem Militärhospital in Nizza/Frankreich. Quenzer wurde in den letzten Kriegstagen zur Kraftfahr-Ersatz-Abteilung 18 in Bregenz eingezogen und geriet dort wohl in Kriegsgefangenschaft.
- 68 Als Abwehrbeauftragte des Aluminium-Walzwerks Singen genannt am 20.12.1943, GLA Karlsruhe 237/24389; Zur Eigenschaft als Hilfsorgane der Gestapo cf. Richtlinien für die sicherheitspolizeiliche Tätigkeit der Abwehrbeauftragten, hrsg. Vom Gestapa 1939, Bundesarchiv Berlin, R 58/797
- 69 GLA Karlsruhe, Abt. 237/24389 (dort keine Personen aus Villingen benannt)
- 70 R. MAIER 2013, in: BAUZ/BRÜGGEMANN/MAIER 2013, S. 145
- 71 Nachgewiesen ist bis jetzt der Einsatz eines V-Mannes bei der Metallwarenfabrik Bürk, was jedoch für alle größeren (Rüstungs-)betriebe gelten dürfte. Vgl. Kreisarchiv SBK, Best. A 6, Nr. 510 Antrag auf Einbürgerung des Schweizers Alois W. 1941; zum Einsatz von V-Leuten durch die Gestapo siehe A. HEUSLER 2000, S. 232ff. und M. STOLLE 2001, S. 266–269
- 72 Vgl. hierzu die Hinweise auf zahlreiche V-Leute in Betrieben im Bereich der Stapo-Leitstelle Stuttgart, BAUZ/BRÜGGEMANN/MAIER 2013, S. 384f.
- 73 Rundschreiben der Gestapo-Leitstelle Karlsruhe, 4. Mai 1944, GLA Karlsruhe, 371, 1991/49, 224b.
- 74 C. STREIT 1991, S. 249f., dort detailliertere Angaben
- 75 W. J. WAIBEL 1995, S. 57
- 76 I. MEIER 1992, S. 185
- 77 vgl. Stadtarchiv Villingen, Best. 2.2, Nr. 5592
- 78 Bundesarchiv-Militärarchiv, RW 21-21, Nr. 9, Bl. 38
- 79 WOLFER 2010, S. 256ff. beschreibt die vergleichsweise gute Ernährungslage in Villingen und Kreis durch Eigeninitiative.
- 80 H. RIEDEL 1968, S. 118f.
- 81 zur Versorgung der Zwangsarbeiter in Villingen insgesamt cf. S. A. ASSFALG 1997, S. 31–34
- 82 die bisher vorliegende detailliertere Beschreibung über die Zustände in den übergeordneten Aluminium-Walzwerken Singen gibt indirekte Hinweise auf das wohl auch in Villingen herrschende Betriebsklima, wengleich Abweichungen in einzelnen Bereichen anzunehmen bzw. wahrscheinlich sind, cf. C. RAUH-KÜHNE 1999, S. 146ff.
- 83 G. Lotfi 2003, S. 83ff.
- 84 Meier wurde am 20.03.1943 ins Villingener Untersuchungsgefängnis eingeliefert und wegen Verstoßes gegen § 143a StGB angeklagt. Angesichts des immer mehr ausufernden willkürlichen Terrors der Gestapo gegen u.a. wegen Arbeitsvergehen in ein AEL eingelieferte Häftlinge bestand hier noch eine bessere Überlebenschance. Ein im Gefängnis der Kölner Gestapo hingegen wegen gleichen Deliktes inhaftierter Schweizer wurde gegen Kriegsende wie seine Mitgefangenen ohne jegliche Formalität hingebracht, cf. Lotfi 2003, S. 294. Meier überlebte tatsächlich das Kriegsende und wurde 1947 aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Staatsarchiv Freiburg, Best. D 81/1, Nr. 707; Best. A 42/2 Nr. 42 Eintrag Nr. 62 auf Haftliste.
- 85 Hierzu die bisher nicht überholte Darstellung von K. DROBISCH 1965 im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR
- 86 hier das Referat II E Verfolgung von wirtschafts- und sozialpolitischen Delikten, cf. Lotfi 2003, S. 117

- 87 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Best. RW 21-21, Nr. 5, Bl. 47
- 88 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Best. RW 21-21, Nr. 5, Bl. 47
- 89 Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 465b/181.009 (Alu Wutöschingen);
- 90 BAUZ/BRÜGGEMANN/MAIER 2013, S. 342ff.
- 91 K. DROBISCH 1965, S. 220 mit Angabe der Erlasse und weiterer Quellen
- 92 Stadtarchiv Villingen, Best. 2.2 XI, 1.7
- 92 ausführlicher S. ASSFALG (1997), S. 28
- 93 Brennholzdiebstahl des holländischen Arbeiters Peter Cornelius Fransen auf dem städtischen Holzlagerplatz am 11.5.1944: Stadtarchiv Villingen, Best. 2.2, XI 1.7
- 94 C. RAUH 2009 S. 275 mit näheren Ausführungen
- 95 RUCH/LIECHTI/PETER 2001, ausführlich S. 257–263
- 96 Schweizerisches Bundesarchiv Bern, Best. E 2200 Paris 36 Série C., Bd. 36 „A propos de l’avenir des fabriques d’aluminium en Allemagne et du sort réservé à la propriété suisse » [novembre 1945]
- 97 Generallandesarchiv Karlsruhe 237/24392. Schreiben vom 25.10.1940 der Bezirksstelle Konstanz der IHK an das badische Bezirkswirtschaftsamt.
- 99 Aus Gründen der Rationalisierung und Vereinfachung wurden jedoch die aus Elektron bestehenden Bauteile 1943 wie die durch die IG Farben gefertigte komplizierte Knickstrebe des Fahrwerks durch den Umstellungsausschuss des Industrierats durch eine einfache Schweißkonstruktion ersetzt, dazu L. BUDRASS 1998, S. 825
- 100 Generallandesarchiv Karlsruhe 455/1581 (Zug.1991/41) Schreiben der VAG
- 101 C. RAUH 2009, S. 241 mit Hinweisen auf Zeitzeugenberichte im ALCAN-Archiv Zürich und Zeitzeugenerinnerung von W. Benzing (Schwenningen) 21.01.2010 gegenüber Kreisarchivar
- 102 R. PETER 1995, S. 133
- 103 zit. bei R. PETER 1995, S. 278, FN 453
- 104 alle hergestellten Teile sind anhand des (zu Geheimhaltungszwecken kodierten) Herstellerkürzels „lpn“ zu identifizieren
- 105 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, RW 21-21, Nr. 5, Bl. 57 sowie zum Panzerprogramm detailliert: Das dt. Reich und der Zweite Weltkrieg 5/2 (1999), S. 570–573
- 106 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, RW 21-21, Nr. 10, Bl. 54, 64 [Fertigung 1. Vj. 1944]
- 107 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, Best. RW 21-21, Nr. 6, Bl. 39 (Anlage 6); Insgesamt arbeiteten 1943 auf dem Gebiet des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises 10 Firmen mit 241 Arbeitern für das V2-Programm. Eine andere Quelle nennt gar die Zahl von 18 Zulieferfirmen, cf. U. KRAUSSE-SCHMITT 1997, S. 133
- 108 H. RIEDEL 1968, S. 119
- 109 Antrag 15.3.1943 auf Ausnahme vom Bauverbot, in Akte Goldenbühlstr.14, Teil III, 1943–1949: Registratur Stadtbauamt Villingen
- 110 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, Best. RW 21-21, Nr. 5, Bd. 2, Bl. 75
- 111 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, RW 21-21, Nr. .9 (Kriegstagebuch 1.1.–31.3.1944), Bl. 24
- 112 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, RW 21-21, Nr. 10, Bl. 23
- 113 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, RW 21-21, Nr. 11, Anlage 4
- 114 nachweisbar durch Ausstellung eines Fremdenpasses am 19.04.1945 [zur Abreise] für den im Alu-Lager untergebrachten Gustave L., cf. Kreisarchiv SBK, Best. A 7, Nr. 396, Eintrag 230/45
- 115 Kreisarchiv SBK, Best. A 7, Nr. 402 (Sichtvermerke 43–45), hier insbesondere die für eine Reise nach Frankreich (sic!) am 19.4.1945 erteilten Vermerke Nr. 129 und 130.
- 116 H. wurde bereits am 3.1.1945 zum Volksturm-Bat. 332 des Grenadier Regiments 9 Oberrhein eingezogen, das er am 21. April 1945 verlies. Die Wiederanstellung bei der VAG geschah anscheinend auf Grund einer Unterredung des Direktors Hahn mit Landrat Bienzeisler, der aus bisher ungeklärten Gründen ausgezeichnete Verbindungen zum Militärgouvernement besaß und H. zum Vorschlag brachte., cf. Vermerk in Akte H. betr. Gespräch vor dem 27.6.45, Stadtarchiv VS, Abt. 1.17
- 117 eine detaillierte Schilderung der Vorgänge bei H. Riedel 1968, S. 118f.
- 118 H. RIEDEL 1968, S. 119
- 119 Zur Geschichte dieser Einheit, ihrer Umwandlung und Ergänzung durch eine Mission des CNRS (Centre national de la recherche scientifique), die dann auch die Entnahme von Werkzeugmaschinen und anderem Material zur Wiederbestückung der franzö-

- sischen Forschungszentren zur Aufgabe hatte, cf. Corine Defrance (2001). Die von allen Besatzungsmächten betriebene Erkundung und Fortführung von deutscher Militärforschung und militärischer Spitzentechnologie betraf auch andere Firmen auf der Baar. Zur gleichen Zeit etwa beauftragte das französische Militär den zuletzt in Konstanz ansässigen Luftrüstungsbetrieb Schwarzwald-Flugzeugbau Donaueschingen mit der Fortentwicklung ihres Lufttorpedos, bevor die Fabrikation (und das Wissen) nach Paris verlagert wurden, cf. J. STURM 2012, S. 126
- 120 Die Angabe bei H. RIEDEL 1968, S. 119 „C.R.M.L.“ beruht augenscheinlich auf einer Buchstabenverwechslung
- 121 Schweizerisches Bundesarchiv, Bern, Best. AF E 2200 Paris 36 Série C. Bd. 36. Schreiben der Société Anonyme pour l'Industrie de l'Aluminium an den Wirtschaftsattaché der Schweizer Gesandtschaft in Paris, 12.11.1945
- 122 cf. V. KOOP 2005, S. 117 f. Bis heute fehlt ein umfassende systematische Darstellung der Demontagen und Reparationen in der französischen Besatzungszone bzw. Baden.
- 123 gegr. Oktober 1944 als Ausweichstandort der Zahnradfabrik Mühlhausen (Elsaß). Herstellung von Zahnrädern und Getriebe-Wellen, auch Radnaben (?) für NSU-Motorräder, enge Zusammenarbeit mit NSU-Neckarsulm seit Anbeginn. Die Lieferung von Bauteilen für Getriebe, Wellen oder Radnaben ist daher wahrscheinlich, vor allem da auch ab 1950 wieder solche Teile für Zweiräder hergestellt wurden.
- 124 Archiv Min. Aff. Etr. La Courneuve, vormals Archives de l'Occupation Colmar, Best. AEF Nr. 513/6
- 125 Nachlass H.-C. Paulssen (Institut für Zeitgeschichte, München), Schreiben an Dr. Franz Schürholz vom 28.2.1949, zitiert bei RAUH-KÜHNE 1999, S. 181
- 126 C. RAUH 2009, S. 343; Noch festzustellen bleibt, ob und wie viele der vor 1945 im Villingener Werk tätigen Schweizer auch in der ersten Nachkriegszeit blieben.

Stadtgeschichte bei den Musiktagen 2013 – Über die Klanginstallation »Debatten« im Donaueschinger Ratssaal

Bei den Donaueschinger Musiktagen 2013 stellten die Komponistin und Klangkünstlerin Kirsten Reese und der Regisseur Enrico Stolzenburg ihre Klanginstallation *Debatte*¹ im Donaueschinger Rathaus vor. Aus Ausgangsmaterial dienten ihnen Aufnahmen menschlicher Stimmen. Mit diesen hintereinander oder gleichzeitig zu hörenden, teils historischen, teils neu hergestellten Aufnahmen entstehen für die Hörer – so die Autoren – *„plötzlich ganz verschiedene Ebenen, auf denen man als Zuhörer andockt – an die historischen Tondokumente anders als an die aktuellen, weil damit auch immer eine persönliche Wahrnehmung von Geschichte oder von politischen Ereignissen verknüpft ist“*. Zu hören waren unter anderem oiriginale Tonaufnahmen der Protestaktionen auf dem Istanbul Taksim-Platz und die erste Ansprache des neugewählten Papstes Franz, beides aus dem Frühjahr 2013. Unter den für die Klanginstallation neu eingesprochen Texten waren auch Auszüge aus einer Predigt Donaueschinger Stadtpfarrers Dr. Heinrich Feurstein² aus dem Jahr 1942 sowie aus einer Reichstagsrede des Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg, der sich über des Kaisers Abwesenheit während der Daily-Telegraph-Krise empörte.³ Mit Kirsten Reese sprach Friedemann Kawohl.



Frau Reese, als nur gelegentliche Besucherin in dieser Stadt haben Sie sich für ihr Werk „Debatten“ intensiv mit der Geschichte der Stadt Donaueschingen und des Rathauses beschäftigt. Wie gingen Sie dabei vor?

Kirsten Reese: Zunächst habe ich die Chronik Donaueschingens gelesen. Am meisten beeindruckt hat mich die Tatsache, dass über Jahrhunderte das Leben der Bauern von feudalistischen Abhängigkeiten bestimmt war, und von der Abhängigkeit von der Landwirtschaft und der Natur, dass also über Jahrhunderte hinweg sich das Leben, der Tagesablauf der einfachen Leute kaum geändert hat. Die Biografie über Heinrich Feurstein habe ich auch gelesen. Danach habe ich Raimund Adamczyk vom Stadtarchiv und Ernst Zimmermann als profundem Kenner der Stadtgeschichte – vor allem auch der jüngeren Stadtgeschichte, auch aus aktiver Perspektive – nach Dokumenten und Materialien zu bestimmten Ereignissen befragt. Denn wir wollten für unsere Installation ja Originaldokumente verwenden. Später haben Enrico Stolzenburg und ich uns mit Herrn Adamczyk im Stadtarchiv getroffen, und sind dort Akten und Archivmaterial durchgegangen. Aus diesem Material haben wir wieder sehr stark ausgewählt, haben uns letztendlich konzentriert auf die Ereignisse um 1848, auf die Daily Telegraph-Affäre um den Kaiser, der damals in Donaueschingen weilte und hier auch viel zu Besuch war – und der ja auch nach dem Stadtbrand den Rathausbau unterstützt hat und das Rathaus eröffnet hat. Sowie natürlich auf die Predigten Heinrich Feursteins.

Wie haben die von Ihnen befragten Bürgerinnen und Bürger der Stadt auf Anfragen zur Mithilfe bei Ihrem Projekt reagiert?

Kirsten Reese: Aufgeschlossen, offen, interessiert. Konkrete Interviews haben wir ja nur mit zwei Bürgern geführt, mit Herbert Bayer als Zeitzeugen der Predigten Pfarrer Feursteins, und mit Günther Reichelt als einem in einer Bürgerbewegung – dem Naturschutz – in den 70ern und 80ern engagierten Mitbürger. Vordringlich ging es um die Fragen wie: warum sagt jemand in einer bestimmten gesellschaftlichen Situation etwas, wie wirkt eine einzelne Stimme, was kann sie bewirken. Die konkreten politischen Zusammenhänge kamen dabei natürlich auch zur Sprache.

Welches Bild von Ihrer Stadt haben die Donaueschinger Bürgerinnen und Bürger?

Kirsten Reese: Dies kann ich eher aus den wiederholten Besuchen in der Stadt und den Kontakten im Zusammenhang mit den Musiktagen beurteilen – 2006 war ich ja wiederholt hier und habe (für meine Klang-Video-Installation ‘Hallenfelder’) in den Turn- und Mehrzweckhallen das Sport- und Vereinsleben dokumentiert: ich glaube, ein sehr positives.

Was fiel ihnen als Außenstehende auf an dieser Stadtgeschichte? Was ist für Sie das Besondere an Donaueschingen und an dem Rathaus des Stadt?

Kirsten Reese: Auffallend ist tatsächlich die besondere Stellung Donaueschingens in der Geschichte als Fürstenresidenz, eine Geschichte und Verbindung, die ja noch heute spürbar ist und fortwirkt. Dadurch war die Geschichte Donaueschingens immer mit geschichtlicher und auch kulturhistorischen Ereignissen von überregionaler Bedeutung verknüpft, trotz der relativen ‘Kleinheit’ der Stadt hatte sie etwas weltstädtisches. Und das Rathaus ist einfach architektonisch ein sehr ansprechendes Gebäude, und vor allem der Ratssaal ist sehr schön: die geschwungene Form, die Holzvertäfelung, die Fenster, die hellblauen Stuhlpolster.

Von der „Perle des Wuthachtales“ bis zur modernen Wüstung

Kleine Geschichte des ehemaligen Bad Boll

von MATTHIAS WIDER

Wenig ist geblieben von der Vergangenheit des ehemaligen Bad Boll. Und gäbe es nicht wenigstens die hinaufgelegene Kapelle, würde man nicht glauben wollen, dass der Platz unten an der Wutach einst Heimat für Generationen von Menschen war. Über Bad Boll ist nicht nur das sprichwörtliche „Gras“ gewachsen, hier hat die Natur das Terrain tatsächlich fast vollständig eingenommen. Was an Hinterlassenschaften trotz allem noch übrig ist, sind die Reste einer faszinierenden Geschichte, deren Hauptteil mit der Kurbadzeit (1840) beginnt und mit der Zerstörung durch das Land (1990/93) endet. Von dieser Geschichte soll nun die Rede sein.

1840–1887: „Dem sicheren Aufschwung entgegen“

Lange Jahrhunderte war Bad Boll nichts weiter als ein mehr oder weniger gut laufender Bauernhof an der Wutach, auf dessen Gemarkung (zufälligerweise) eine schwefelhaltige Quelle sprudelte. Den alles entscheidenden Schritt von der Landwirtschaft zum Kurbad tat dann Eigentümer Anton Kramer im Jahr 1840 und auch wenn sein Projekt, so wie jede große unternehmerische Entscheidung, sicherlich gewagt war, so fiel die Idee ganz und gar nicht aus dem heiteren Himmel; die Zeitumstände waren mehr als günstig: um 1800 hob ganz allgemein ein Trend zur Wasserkur an, dem im Laufe der Jahre auch die Schulmedizin mit großem Eifer folgte, was die immer weiter verfeinerte Hydrotherapie nach allen Seiten hin öffnete.¹ Hunderte Kurbadanstalten sprossen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem Boden und es wundert weiter nicht, wenn das ‚Wasser‘ fast bald schon im Rufe eines Allheilmittels stand.

Bad Boll konnte als künftiger Kurbadstandort vor allem deswegen überzeugen, da sich die fragliche Quelle durch die langjährige volkstümliche Nutzung schon einen heilwirksamen Ruf erworben hatte und Kramer Dank dieses positiven Images nicht ganz von „Null“ anfangen musste.

Um dem Antrag an die großherzogliche Regierung auf Einrichtung einer Badeanstalt weiter Gewicht zu verleihen, bat Kramer den Bezirksapotheker Bleicher in Bonndorf um eine chemisch-physikalische Prüfung der Quelle. Das Ergebnis fiel günstig aus, das Wasser verdiene nach Bleicher „die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publikums“ und könne da wo „der Schwefel indiziert ist von heilsamer Wirkung sein.“² Der großherzogliche Physikat Merklin in Bonndorf fügte ergänzend hinzu, dass das Wasser sich „vollkommen zum Bade eigne“.³ Anton Kramer erhielt daraufhin die Konzession für Badebetrieb und Gastronomie (*Zum Storchen*) und so konnte 1840 ein kleines Kessel- und Badhaus errichtet und der Betrieb aufge-

nommen werden. Gastwirtschaft und Bad erfreuten sich bald zunehmender Beliebtheit.

Das Boller Wasser wurde nun immer eingehender unter die Lupe genommen, schon wegen des günstigen Verlaufes der Wasserkuren, wie sie Amtschirurg Dr. Eisele in Bonndorf gewissenhaft dokumentiert hat. Die Liste der Therapieerfolge, die der Quelle damals zuerkannt wurden, wirkt durchaus beeindruckend. So sollen beispielsweise gelindert worden sein: Rheumatismen aller Art, Gicht, chronische Hautausschläge, darunter Krätze, Milchschorfe, Flechten, dann Geschwüre und diverse Brustkrankheiten, Unterleibskrankheiten, wie Magenschleimhautreizung, dann Neuralgien und Lähmungen, Nervenkrankheiten, Krankheiten der Schleimhäute und schließlich auch chronische Metallvergiftungen.⁴ Bei einer neuerlichen Analyse im Mai 1887 fand Professor Reichert aus Freiburg noch eine ganze Reihe an weiteren günstigen Bestandteilen, was dem Boller Wasser einen vorderen Platz unter den europäischen Quellen einbrachte; nach Reichert „rangiere“ es irgendwo zwischen dem Wasser von Contrexéville und dem der Rudolfsquelle in Marienbad.⁵ Derart hoch gelobt konnte dem weiteren Aufschwung Bad Bolls nun wirklich kaum mehr etwas im Wege stehen, zumindest nicht vom medizinischen Standpunkt aus gesehen. Und in der Tat blühte das eben zur Kursiedlung beförderte Bad Boll im Laufe der Jahre geradezu auf, was auch an der Ausweitung und Verfeinerung der Infrastruktur abzulesen ist, über die wir durch die detaillierten Schilderungen Samuel Pletschers recht gut informiert sind:

1. Kurhaus. Das nach dem Brand von 1854 neu erbaute Kurhaus hieß zuvor *Gasthaus zum Storch*; es sei „recht ansehnlich“, ja „stattlich“ und stehe auf einer etwas erhöhten Terrasse neben dem Badweg in Richtung Wutach. Seinen First überrage ein „hübsches ... Glockentürmchen“, dessen Glocke die Kurgäste zur Tafel ruft. Im Erdgeschoss gebe es zwei geräumige Wirtssäle, im ersten Stock einen dritten Saal und mehrere Fremdenzimmer; Im Parterre sei eine „große helle Küche“ mit „laufenden Brunnen“ eingerichtet.⁶

2. Ökonomiegebäude. Dem Kurhaus gegenüber stehe, durch den Badweg von demselben getrennt, das große Ökonomiegebäude, ebenfalls 1855 erstellt. Es habe Scheune und Ställe, denn es gehöre zum Bade ein „ansehnliches Stück Acker- und Wiesland“, das die Haltung eines „kleinen Viehstandes und die Betreibung einiger Landwirtschaft“ gestatte.⁷

3. Badhaus. Etwa „130 Schritte“ vom Kurhaus entfernt, am Ende des durch Gartenanlagen zu beiden Seiten führenden Badweges stehe das 1840 errichtete Badhaus. Es beinhalte „fünf Badezimmer mit je zwei Wannan“, eine „Douche“, ein Dampfbad und mehrere „Schlafzimmer“ für Kurgäste. Das Wasser würde von der Heilquelle aus durch eine Saugpumpe in den Kessel geführt, von wo aus es mittels eiserner Rohre auf die Badräume verteilt werden könne;⁸ über Hähne an der Wand könne warmes und kaltes Wasser nach Belieben zugeleitet werden. Auch Milch- und Molkekuren, sowie Fichtelnadelbäder und „andere künstliche Bäder“ würden seit neuestem auf Wunsch verabreicht.⁹

4. Quelle. Nur wenige Schritte vom Badhaus entfernt, am „Rande der Thalfläche und dicht am Fuße“ der Berghalde befinde sich die „Mineral- und Heilquelle“, zugleich der Sammler unter einem gedeckten, mit Latten verschlagenen,

verschließbaren Rondell. Die „runde, gemauerte Einlassung“ aus Tuffstein bilde einen „Kessel von 1,5 Meter Weite und 2,5 Meter Tiefe, aus dessen Bodenfläche das Wasser“ sprudle.¹⁰

5. Wenige Schritte östlich vom Sammler befindet sich auf einem Vorsprung der Halde, etwas erhöht, die geräumige Badkapelle, die aber außer dem „gewöhnlichen Schmuck ... aber bis jetzt“ nichts „Bemerkenswertes“ enthalte.¹¹

6. Desweiteren gebe es im Park einen Fischteich sowie einen Springbrunnen, in einiger Entfernung auch eine Fischzuchtanstalt.

Samuel Pletscher zufolge seien seit dem Übergang Bad Bolls in Staatsbesitz im Jahr 1877 „bereits sehr nennenswerthe Verbesserungen und Verschönerungen ausgeführt worden“ und es bestünde überhaupt kein „Zweifel, daß von maßgebender Seite alles vorgekehrt werden wird, um dieses Heilbad einem sicheren Aufschwung entgegen zu führen.“¹²

1887–1918: „Die Perle des Wutachthales“

1887 verkaufte Baden den Kurort Bad Boll an Carl Schuster, zu dieser Zeit Oberbürgermeister von Freiburg im Breisgau und zugleich Reichstagsabgeordneter der Nationalliberalen Partei; Schuster hegte ein lebhaftes Interesse der künstlichen Fischzucht: so verfügte er schon seit 1865 über eine große Brutanstalt auf seinem eigenen Gut, dem Selzenhof, im Jahre 1877 gründete er eine zweite Anlage in Radolfzell; dann entstand bei ihm noch das Bedürfnis, „auch für das Wutachtal eine Fischzuchtanstalt zu besitzen“, was ihn letztlich dazu bewog, Bad Boll zu erwerben.¹³ Sein Engagement in Bad Boll ging allerdings weit darüber hinaus, einfach noch eine weitere Fischzuchtanstalt einzurichten, Schuster setzte alles daran, Bad Boll als hochwertiges „Produkt“ auf den boomenden Markt des Kurbadtourismus zu bringen. In seiner Biografie heißt es dazu: „der Ankauf von Bad Boll wurde für Schusters Schaffensfreudigkeit der Anlass, diese bisher in bescheidenen Grenzen gehaltene Anlage zu einem den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Kurorte umzuschaffen“.¹⁴

In einer für heutige Verhältnisse nicht mehr vorstellbaren Geschwindigkeit gingen die Neubau- und Modernisierungsarbeiten voran und bereits zwei Jahre nach Schusters Antritt wartete Bad Boll mit einer recht ambitionierten Ausstattung auf, so dass der überregional beachtete Führer „Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden“ in der Auflage von 1889 mitteilen konnte, Bad Boll sei „in seinem jetzigen ... Zustande ... eine überaus schätzenswerte, für Kranke der mannigfachsten Art ausserordentlich geeignete Örtlichkeit“ und dürfe „unzweifelhaft einen hervorragenden Rang unter den Kurorten des Schwarzwaldes beanspruchen“.¹⁵

Die getroffenen Maßnahmen einmal im kursorischen Überblick: das ganze Bad Boll wurde elektrifiziert, den Strom lieferte ein eigens konstruiertes Flusskraftwerk. Das bestehende Kurhaus wurde um etwa das Doppelte nach Osten hin erweitert, wodurch ein „eleganter“ Speisesaal mit einem Fassungsvermögen von etwa 100 Personen untergebracht werden konnte. Weiter gab es nun darin auch einen Herren-, einen Damen und einen Rauchsalon, dazu Billard sowie ein Piano zur allgemeinen Abendunterhaltung. Die Fremdenzimmer in den oberen Stock-

werken erhielten jeweils einen Zimmerofen, unten verband ein Post- und Telegrafbüro die Gesellschaft mit der weiten Welt. Der Heilquelle gab man eine aufwändige Fassung mit Abdeckung, unmittelbar daneben, auf einem künstlichen Tuffsteinsockel, stellte man eine kleine Kapelle auf. Im Sockel selbst wurden eine Trinkgrotte und eine Abfüllanlage für Mineralwasser eingerichtet, das bald regen Absatz fand.¹⁶ An das alte Badhaus schloss sich nun eine Dependance mit 21 Fremdenzimmern an, die Badekabinette kamen auf den neuesten Stand der hydrotherapeutischen Medizin: Elektrische, römisch-irische, Sol- und Fichtenbäder konnten verabfolgt werden, darüber hinaus gab es Inhalatoren und auch für Massagen war gesorgt. Das Abwasser des Kurortes wurde über eine verzweigte Kanalisation abgeführt, an die auch die Aborte angeschlossen waren, was den Bäderführern der Zeit ein besonderes Lob wert war. Im alten Flussbett der Wutach, das seit der Umlenkung im Jahre 1880/81 trocken lag, ließ Carl Schuster einen schmalen, etwa 200 Meter langen See für Gondelfahrten aufstauen. Oberhalb des Kurortes wurden ein Sturz- und Wellenbad für Wassersportler hergerichtet und in der kunstvoll angelegten Parklandschaft mit Spazierwegen, Ruhepunkten und Aussichtsplätzen sorgte elektrische Beleuchtung für romantische Stimmung.

Kurbad, Weltflucht und das „Flanier-Terrain“

Bad Boll war nun bestens hergerichtet für den großbürgerlichen Kurbadreisenden des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der sich zivilisationsmüde, nervös und immer ein wenig unruhig zur „Sommertherapie“ in das „künstliche Paradies“ des Kurortes begab. Auf dieser Flucht ins „Märchenreich“ ließ er den „fiebrhaften Überreiz ... der Großstädte“ hinter sich, weitab vom Weltgetümmel konnte er endlich in aller Ruhe „schlendern und vergessen“.¹⁷ Solche Tendenz zur Innerlichkeit ist Merkmal einer in bürgerlichen Kreisen allgemein verbreiteten Kulturstimmung, bei der das „Seelenleben zum Schauplatz träumerischen Geschehens“ erhoben wird,¹⁸ wofür es allerdings einer bestimmten Atmosphäre bedurfte, die im Idealfall vom Kurort ausging. Wie wir dem Reisebericht I.A.R. Wylies aus dem Jahr 1910 entnehmen können, war Bad Boll in diesem Sinne durchaus geeignet:

In Bad Boll ist offenbar etwas in der Luft, was wie ein Opiat auf die erschöpften Nerven von Stadtkindern wirkt. Selbst im Vergleich mit dem verträumten, kleinen Singen, ist die Ruhe hier anfangs fast betäubend ... nur die immerwährende Stimme der geheimnisvollen Wutach durchbricht die Stille. Und nach geraumer Zeit verschwindet selbst dieses Geräusch: es wird Teil des Lauschenden selbst, so dass er aufhört es wahrzunehmen und die Ruhe wird vollständig. Wir sahen einander an und wähten uns in der Tat am Ende der Welt, aber nicht an einem traurigen oder düsteren Ende. Der blasse Schwarzwald-Sonnenschein ..., wie er schräg auf den Westhang fiel und langsam den Fluss hinabkroch, weckte solch warme und lebendige Farben, dass wir spürten, dieses Ende der Welt gehöre zu einem unerforschten Märchenland, und wir – als dessen Entdecker – wären berechtigt, es für uns zu beanspruchen. Ich kann mir gut vorstellen, dass es den meisten Boll-Besuchern so geht.¹⁹

Das so hoch geschätzte romantische Naturerlebnis durfte die Kurgesellschaft von einer raffiniert gestalteten Welt aus verschlungenen Spazierwegen, Promenaden, Aussichtsplätzen und Ruhepunkten erwarten. In solchem mit anregenden Natur- und Kulturmotiven drapierten Park wurde das „gesundheitsmäßige“ Gehen zur reinen Nebensache²⁰, es machte dem Lustwandeln Platz, das noch vor Zeiten exklusives Vorrecht des Adels war und nun in eingebürgerter Form als „Flanieren“ oder „Promenieren“ zu einer kurörtlichen Geselligkeitsform ersten Ranges aufstieg. Bad Boll wurde dank seiner Naturlausstattungen den gehobenen Ansprüchen des flanierwilligen Bürgertums mehr als gerecht, was bereits der kursorische Überblick auf das damalige Terrain verrät:

Es versteht sich, dass „begehbare“ Wasserfälle das Medium der Wahl gewesen sind, um wild-romantische Naturerfahrungen zu stiften. Der tosende „Sturzbach“, der nunmehr wie ein „unverrückbarer Riese“ aus einer archaischen „Urwelt“ durch Wandelwege und ebene Laufstege bequem besucht werden konnte, musste dem Schaulustigen ganz wie ein „wildes Tier“ vorkommen, das mitten im eigenen Wohnzimmer „pfaucht“ und das es als schaurig-schönes Dekorationsstück immer wieder und von allen Seiten zu betrachten galt.²¹ Dem Bad Boller Kurgast war in diesem Sinne der „obere Wasserfall“ anempfohlen; er stand ganz weit oben auf der Skala qualitativ hochwertiger Ruhepunkte, wie die Schilderung Samuel Pletschers erahnen lässt:

Ein zierlicher Weg führt vom Kurhaus, etwas wenig ansteigend, dem vorbei rauschenden Bächlein entlang und dem waldigen Thalwinkel zu, wo der Wasserfall, sanft brausend, niedergeht ... Mehrere Wege führen im Zickzack auf beiden Seiten der steilen Thalwände in die Höhen und bieten Gelegenheit, den pitoresken Anblick des stürzenden Wassers von verschiedenen Seiten und Standpunkten aus zu genießen. Am schönsten aber stellt er sich vor Augen, wenn man ihn von dem balkonartig an den äußersten Rand hinaus erstellten Ruheplatz aus betrachtet ... Beim Mondschein ... erscheint er in geheimnißvollen Zauber und bei bengalischer Beleuchtung, welcher hie und da veranstaltet zu werden pflegt, erscheint der Wasserfall wie ein Bild aus einem Feenmärchen.²²

Alte Burgen, zumal Ruinen, haben die feinen Sinne des Romantikers auf einer etwas anderen Ebene erregt. Das vom Moos bemantelte Trümmerfeld ist nicht wie der Naturschauplatz ein mit übernatürlichen Eindrücken angereicherter Empfindungsraum, die verfallenen „Zinnen“ und „Mauerzacken“ flüstern dem Betrachter vielmehr die stille Mahnung von der Vergänglichkeit menschlicher Größe ein. Auf dem erweiterten Kurgelände Bad Bolls konnte die gesuchte melancholische Stimmung mit einem kontemplativen Abstecher zur Burgruine Boll erzeugt werden. Selbstverständlich gab es dorthin einen mit „solidem Gelände“ abgesicherten Serpentin Fußweg, dessen mäßige Steigung durch mehrere Ruhebänke entlang der Strecke in höchst erträgliche Etappen eingeteilt war. Oben angekommen empfing schließlich die obligate Sitzgruppe den Spaziergänger der nun „still sinnend vor sich hin“ träumen konnte.

Die heute völlig vergessene Trias aus *Elisabethenruhe*, *Marienfels* und *Luisenhöhe*²³ ist das Resultat eines kulturgeographischen Eingriffs; sie repräsentiert

nämlich den damals allgemein geübten Gestus, bestimmte Punkte des Flanierterrains durch Widmung auf prominente Namen zu adeln und sie auf diesem Wege mit einer „Glanzschicht“²⁴ zu überziehen. Selbstverständlich kamen für derartige Beförderungen nur solche Stellen in Frage, die durch irgendeine Eigenschaft angetan waren, der Promenadenarchitektur noch etwas besonders reizvolles hinzu zu fügen. Im Fall der drei Bad Boller Kuppen war es die Möglichkeit, ganz obenauf sitzend, „wie durch ein umgedrehtes Fernrohr“²⁵ hindurch einen panoramatischen Rückblick auf den Kurort werfen zu können, was dem typischen Kurgast seinerzeit ebenso wichtig war, wie der gelegentliche Fernblick in die umgebende Landschaft.²⁶ Die höchste der drei Erhebungen wurde, wie es sich seinerzeit gehörte, mit einem sechseckigen Pavillon gekrönt und konsequenterweise nach der First Lady des Landes, nach der badischen Großherzogin Luise benannt. Es spricht sehr für die Beliebtheit der Landesmutter, dass Marie Luise Elisabeth, so ihr vollständige Name, gleich auch für die beiden benachbarten Hügel als Patin heran gezogen wurde.

Der heute bis auf einen kleinen Altwasserrest, genannt Felsenweiher, verschwundene *Untersee* hat die Aufmerksamkeit und die Gedankenkraft der Nachwelt stets besonders angeregt, vielleicht, weil dieser See als Index der Überzivilisation schlechthin gelten kann: In dem durch künstliche Umlenkung des Wildflusses Wutach brach gewordenen Flussbett wurde hart an der steil aufragenden Kalkwand, die im Grunde genommen für sich alleine schon beeindruckt, ein zweihundert Meter langer See aufgestaut, in den dann auch noch ein höchst interes-



Fast zugewachsen ist der *Untersee*. Hier gondelte einst die europäische Elite. Fotos: Matthias Wider



Das allerletzte bauliche Relikt: Die Kapelle mit zugewachsenem Teich.



In Reih und Glied: Die Alleebäume zeigen der Verlauf der einstigen Uferpromenade.

sant aussehender Wasserfall hineinstürzen musste. Dieser ganz nach dem Geschmack der Zeit inszenierten Wasserflächenwelt musste jetzt nur noch abendliche Dämmerstimmung hinzu gefügt werden, um dann im mystischen Schein von Fackeln und Lampions gerade so zu gondeln, als führe man auf einer der märchenhaft-fantastischen Jugendstilgrafiken Heinrich Vogelers auf der Suche nach der Wasserfee Melusine vorbei an androgynen Feenwesen von einem grellbunten Blütenkelch zum anderen.

Das mondäne Bad Boll

Karl Schuster starb im Februar 1891, seine Erben verkauften den heraus geputzten Kurort wenig später im Jahre 1894 an den „Fishing Club Limited“ aus London, was zweifelsohne aus den internationalen Beziehungen heraus zu verstehen ist, die Schuster Zeit seines Lebens in Sachen Fischerei geknüpft hatte.²⁷ Fest steht, dass der beeindruckende Aufschwung, wie er sich von etwa 1898 an deutlich abzeichnet, weniger mit den gastgeberischen Fähigkeiten der Engländer zu tun hat, sondern auf das Konto des im selben Jahr eingesetzten Pächters, Paul Bogner, einem versierten und in der Gegend wohl bekannten Hotelier, geht. Was der bisherigen Badverwaltung nicht so recht gelingen wollte, brachte er zustande: Bad Boll entwickelte sich noch einmal weiter, nämlich zu einem mondänen Kurort, der 1903 von der Schwarzwälder Zeitung mit dem schillernden Titel „Perle des Wuthachtales“ ausgezeichnet wurde.²⁸

Die Gäste

Die Grundsubstanz von Mondänität war (und ist) der Besucherkreis; werfen wir also einmal einen Blick auf die Zusammensetzung der Bad Boller Kurgesellschaft im Sommer 1903, die im Großen und Ganzen repräsentativ ist für all die anderen Listen zwischen 1894 und 1914:²⁹ „Mr. und Mrs. Schiff mit Bediensteten, London; Major Wilson mit Gemahlin, Irland; Reverend Mellor aus Conholt, England; Oskar Pfeiffer, Oberpost-Praktikant, Karlsruhe; Capitain James Knowles, Bradfield, England; Mrs. Knowles mit Bediensteten, Bradfield, England; J. V. Hessert mit Gemahlin, Kinder und Gouvernante, Darmstadt; Admiral Rocke mit Gemahlin, London; Mr. Herbert Teaque, Florenz; Dr. Thomas Henderson, Florenz; Herr Bossart, Regierungsrat, Hannover, Fr. Helene Bossart, Hannover; Mr. Und Mrs. Kinnaud mit Bediensteten, London; Mr. John le Cocq, Privatier, Paris, Mrs. Le Cocq, Paris; Hermann S. Gerdes, königlich schwedischer und norwegischer Konsul, Bremen; Fr. Gerdes, Kunstmaler, München; George Gerdes, Kaufmann, New Orleans; G. Krieger mit Gemahlin, Bankier, Tunis; Herr Kretschmer mit Gemahlin und Sohn, Kaufmann, Canstatt; Herr Block, Fabrikant, Markkirch; Herr Blum, Fabrikant, Strassburg; Mr. Henry Moll, Mailand; Dr. Alexander Goldstream, Florenz; Dr. Otto Ketter, Wernigerode; Frau Frieda Karlsruher mit Fr. Tochter, Privatier, Heidelberg; Hans Reich, Kaufmann, Freiburg; Mr. Ellis Hayman, Bankier, London; John Massie, Professor, London; Mons. de Vizcaya, Paris; Mons. Le Comte d’Alincourt, Paris, Mad. La Comtesse d’Alincourt, Paris.“



Bad Boll um 1900: „Wie durch ein umgedrehtes Fernrohr“ von der *Luisenhöhe* aus gesehen.
Badischer Schwarzwaldverein Nr. 136 – KrABrH (Kreisarchiv Breisgau Hochschwarzwald)



Bad Boll um 1900. Man beachte den „Lawn-Tennis-Spielplatz“ rechts neben dem Badhaus.
Badischer Schwarzwaldverein Nr. 137 – KrABrH (Kreisarchiv Breisgau Hochschwarzwald)

Eine gehörige Portion Groß- und Bildungsbürgertum, dazu ein Spritzer Aristokratie, das sind die Zutaten der Bad Boller Gästeschar um 1900 und auch wenn in der Aufzählung nicht gerade Prominenz erster Klasse vorkommen mag, so fühlen wir uns doch ein wenig beeindruckt und nehmen den internationalen Flair, der sich seinerzeit auf Bad Boll gelegt haben muss, nicht ganz ohne Staunen zur Kenntnis. Eine durchaus gewollte Wirkung, denn damals ging es ja vor allem um das mondäne „Image“ und das konnte am besten mit der Anwesenheit möglichst wichtig wirkender Namen gepflegt werden. So war beispielsweise ein Prinz, selbst wenn sein Reich auch klein, unbekannt oder entlegen sein mochte, natürlich eine ganz vorzügliche Werbefigur. In diesem Sinne liest sich die Meldung der Schwarzwälder Zeitung vom 17. August 1899, in der es heißt: „Seine königliche Hoheit, der Prinz Surijong von Siam“ sei zu „längerem Aufenthalt eingetroffen“.³⁰ Einige Jahre später nimmt uns „Prinz Hassan“ allein schon durch die Mischung aus Titel, Kleidung und exotischen Aussehen mit in ein Operettenmärchen aus Tausend-und-einer-Nacht. Ein weiteres Beispiel, diesmal aus der Kunstszene: Im Sommer 1903 stieg die US-Amerikanerin Nordica Döme in Bad Boll ab, eine seinerzeit international bekannte Sopranistin.³¹ Der Berichtersteller klagte, dass die „göttliche Diva aus dem großen Freiheitslande jenseits des Wassers“ aus Anlass des Konzertes der Stadtkapelle Bonndorf nichts zum Besten geben konnte, weil sie just zu dieser Zeit einen Abstecher nach Menzenschwand machte, was die extra angereisten „Kunstenthusiasten“ sehr bedauert haben.³²

Das Unterhaltungsprogramm

Hotelier Paul Bogner hat es wohl verstanden, dem Verlangen der Gäste nach Unterhaltung zu entsprechen; „Fein- und Kunstsinniges“ für die erlesene Gesellschaft stand ebenso auf dem Plan wie ‚Hausmannskost‘ von und für die Einheimischen, was ein kleiner Streifzug durch das Bad Boller Veranstaltungsprogramm zwischen 1894 und 1914 veranschaulicht:

Traditionell wurde die Sommersaison an Pfingsten mit großem Aufgebot eröffnet. Eine ziemlich konkrete Vorstellung über die Atmosphäre solcher Einstandsfeste können wir anhand des Berichtes in der Schwarzwälder Zeitung über den Pfingstmontag 1899 gewinnen:

Bad Boll hatte anlässlich seiner diesjährigen Eröffnung wieder einmal einen Glückstag. Während sich Frau Sonne und Herr Regen vormittag erbot in den Haaren lagen, versöhnten sie sich gegen Mittag und – erstere blieb Herrin der Situation ... man nahm Kind und Kegel, Frau und Muhme, alles was man so im Haus herum hat, und steuerte flugs Bad Boll zu, wo Herr Bogner seine Gäste mit gewohnter Grandezza empfing. Er hatte für einen guten Tropfen Bier aus seinem Heimatland Bayern gesorgt, dem leider viel zu früh sein letztes Stündlein schlug ... Die Hotelküche offerierte, was das Herz, pardon der Magen, nur begehrte und die Löffinger Stadtmusik konzertierte in gewohnter trefflicher Weise und ertete den reichsten Beifall ... Die Reiselfinger, Gündelwanger, Bonndorfer, Löffinger, Neustädter, Grafenhauser, Steinabader, Lenzkircher, Mullfinger, die diesmal nicht kamen, wie vor 100 und mehr Jahren, um sich durch das „Boller Schwefelwasser“ von allerhand



Was vom Kurhaus übrig blieb. Das Grün wächst zu, wo einst die internationale Gesellschaft tafelte.



Reste des Teiches mit Wasserspiel unterhalb der Kurhausterasse. Hier ist längst kein Flanieren mehr.

Hautübeln zu befreien, sondern ehrlich und redlich ihren Teil beizusteuern, Bad Boll für die letzte Saison dieses Jahrhunderts in den Sattel zu heben, klatschten und tratschten, kokettierten und skandalisierten also ob sie die Geld- und andere Barone des ganzen Kontinents zu vertreten gehabt hätten; sie sogen den ambrosischen Odem, den die herrliche Waldnatur in unerschöpflicher Fülle spendierte, in vollen Zügen ein, dazu Wein und Bier; sie liehen Herz und Ohr den Stromgesängen und Wellenliedern der ewig jungen Wutach, dazu den Hopfern und Walzern italienischer Handorgeln; sie erfreuten sich an allem, was das Menschenherz erhebt, dazu an Badforellen und Pfingst-Backsteinkäsen ... Ob all dem fröhlichen Treiben kam der Himmel nicht aus seiner guten Laune heraus und ... Herr Bogner, sage und schreibe, zwei geschlagene Stunden nicht vom Bierfaß weg; nicht, um Cambrinus in höchst eigener Person den schuldigen Pfingsttribut zu entrichten, hatte er sich dort postiert. Bewahre! Sein Personal, von der Speicherjungfer bis zum Kellerjungen reichte zur Bedienung der Gäste nicht mehr hin. Wahrlich, wenn noch oft Baderöffnung ist, wie diesmal, benötigt Herr Bogner das Münzloch als Geldschrank. Pfingsttagsgruß!³³

Die obligaten Kurkonzerte wurden während der Saison in unregelmäßigen von den Stadt- oder Dorfkapellen der Umlandgemeinden gegeben; mitunter gastierte auch einmal eine Militärmusik oder ein Gesangsverein. Am 21. Juni 1912 nahm beispielsweise der Liederkranz-Konstanz, nach einem „Gange durch die Wutachschlucht“ das Mittagsmahl in Bad Boll ein; anschließend durfte sich die Gesellschaft am „Vortrag herrlicher Lieder freuen“³⁴ und abends gab es dann vielleicht noch wie manches Mal bengalische Beleuchtung und Feuerwerk³⁵.

An ein anspruchsvolleres Publikum waren zweifelsohne die sogenannten „kleinen Künstler-Abende“ adressiert. Hier beeindruckt auch das Spektrum: am 15. August 1894 boten namhafte Sänger, allesamt Gäste in Bad Boll, einen „musikalischen Genuß, um den,“ wie die Lokalpresse betont, „so manche Großstadt“ das „beschauliche Boll“ beneiden würde. Nach Liedervorträgen von Prof. Broadvent, gab Prof. Wiener Violinen-Soli zum Besten, gefolgt vom Piano-Spiel Prof. Coenens, begleitet im Gesang von seiner Tochter, Mabel Coenen. Einige Jahre später hören wir dann von einem „Zitherkonzert“ des Herrn Drexler, welches dem Berichterstatter zufolge zeigte, dass „der Eindruck des deutschen Volksliedes auch auf Nichtdeutsche ein großer war“. Gerade der Refrain der *Waldandacht* sorgte „zumal unter den örtlichen Verhältnissen wie hier“ für „Totenstille im Saal“ und schuf zugleich ein wunderschönes Gefühl „der Herrgottsnahe“.³⁶ Noch im selben Jahr hielt Frau Dorotea Limm-Hasatty einen Rezitationsabend. Die Künstlerin verfüge laut Kommentator zwar über ein „wohlgeschultes, äußerst modulationsfähiges Organ“, habe sich mit Rudolf Baumanns „zartsinnige[n] Gedichte[n]“ aber bei der Programmauswahl vergriffen, sie seien für eine Deklamation im „größeren Kreise“ einfach nicht geeignet. Ganz im Gegensatz zu Wolzogens *Berliner Reise*, die infolge ihrer „kräftigen Tonart ... doch ganz anders“ wirkte.³⁷ Zusammen mit dem „Ventriloquisten Saldo“ gab der „Zauberünstler Bellachini“ am 30. Juli 1903 eine „magische, suggestive, spirituelle und telepathische“ Vorstellung,

offenbar ein Vergnügen vor allem für „okkult angehauchte Schaulustige“.³⁸ Noch in den unheilswangeren Tagen der Julikrise 1914 lud Paul Bogner zum Konzert „Lieder mit der Laute“ der Nürnbergerin Frida Münnich-Prößl ein. Mit „hoher technischer Reife“ habe sie ihrem Naturell entsprechend „meist heitere Lieder“ gesungen, was das Publikum im „großen Saale“ mit nicht „endenwollendem“ Beifall goutierte.³⁹

Standesgemäß begangen wurden Geburtstage, zumal solche der langjährigen Gäste. Je nach Status des Betreffenden war das Ereignis der Presse einen eigenen Bericht wert, wie das nachfolgende Beispiel vom 30. August 1901 illustriert:

*In Bad Boll feierte vorigen Samstag ... ein langjähriger Kurgast, Mr. Hayman aus London seinen Geburtstag, welche Gelegenheit der liebenswürdige Herr nicht vorüber gehen ließ, um seine sämtlichen Mitgäste zu einem festlichen Abend zu vereinen. In unsrer Zeit der Englandfresserei bot es ein doppelt erfreuliches Bild, die distinguierte, internationale Gesellschaft „in trauetem Verein“ sich amüsieren zu sehen. Der Speisesaal war festlich dekoriert. Über den Häuptern der Engländer, Amerikaner, Franzosen und Deutschen hingen die Landesfahnen im bunten Gemisch. Das Festessen war eine Spende des Geburtstagskindes, welchem von verschiedenen Gästen Trinksprüche dargebracht wurden. Bis zu später Stunde vereinigten Scherze, Spiele u. Tänze die Feiernden ...*⁴⁰

Auch in späteren Jahren wird die Öffentlichkeit immer wieder einmal über Begebenheiten in Kenntnis gesetzt, die zeigen sollen, wie gut man sich doch eigentlich versteht. Als Edward VII. am 9. August 1902 in London zum König gekrönt wurde, gab Paul Bogner ein aufwändig arrangiertes „Krönungsfest“; der Berichterstatter der Lokalpresse schilderte den Verlauf in aller Ausführlichkeit, inklusive exakter Speisefolge („Königinsuppe, Rheinsalm mit Sauce Prince of Wales, Pommes a l'Anglaise, Vol au Vent a Alexandra, Englisches Roastbeef a la royal, Krönungseis“) und betonte schließlich, die Feier sei vor allem deswegen so bemerkenswert gewesen, „weil sie sich zu einer Festlichkeit für alle Kurgäste gestaltete“. Es herrschte freundschaftliche Stimmung: Der britische Festredner freute sich in deutscher Sprache darüber, dass „die Deutschen mit ihnen feiern wollten“ und vergaß abschließend auch nicht auf das Wohl der Gastgeber zu trinken, „welchem Beispiel sich die ganze englische Gesellschaft anschloss“. Nach gemeinsamem Absingen des englischen Nationalliedes „God save the king“ gedachte man dann noch im Gegenzug des deutschen Kaisers mit einem „Hoch“-Ruf und am Ende des Tages war man sich darüber einig, dass dieses Fest in Anbetracht aller Einvernehmlichkeit „wohl als Familienfest“ in die Annalen Bad Boll eingehen würde.⁴¹

Während der alljährlichen Manöver war den Offizieren des kaiserlichen Heeres Unterkunft im Bad Boll zugedacht. Auch im September 1910 logierten höhere Dienstgrade im Kurhaus, wo es – natürlich in aller Form – zu Kontakten mit den Damen der feinen (englischen) Gesellschaft kam. Eine der sommerfrischenden Engländerinnen war von den deutschen Soldaten derart beeindruckt, dass sie Paul Bogner bald nach ihrer Rückkehr nach London eine Grußadresse schickte. Bogner gab das interessante Schriftstück an die Betreffenden und auch

an die Presse weiter, die es als Dokument für das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschen und Briten der Öffentlichkeit präsentiert hat und zwar in Urschrift, seiner Originalität wegen:

“London, Sept. 10, 1910.

An den Kaiser's Officiere der Manoeuvres in Schwarzwald.

Meine geehrten Herren,

Zum ersten Mal haben wir die Gelegenheit gehabt, die Schwarzwald Manoeuvres zu sehen, doch sind wir schon mehrere Mal bei Herrn Paul Bogner in Bad Boll gewesen. Erlauben Sie mir bitte meine Herrn, Sie recht herzlich zu congratulieren, denn haben wir die Vergnügung gehabt zu sehen, wie doch ordentlich und recht hübsch alles sei ... auch wenn die Officiere unsere Gäste waren (im Hotel Kurhaus Bad Boll). Sie haben uns für uns so viel Lust gemacht – denn wir haben zusammen getanzt, gesungen & gespielt, Engländerinnen & Deutschen. Auch haben wir die Vergnügung gehabt, die schönen Serenaden unter unseren Fenstern von Studentenliedern zu hören.

Wir fanden Sie alle recht höflich und doch so ruhig morgens denn sie so früh aufstehen mussten. Hoffentlich werden wir die Vergnügen haben, Sie noch einmal in Bad Boll zu begegnen oder wenn eine von Euch nach England kommen werden wir sie recht herzlich grüßen und gerne nach Hause sehen – So mein Adieu, und immer auf Wiedersehen. Eine Engländerin.⁴²

Ob die von Herzen kommenden Wiedersehenswünsche in Erfüllung gegangen sind, wissen wir natürlich nicht, tendenziell sind Zweifel angebracht. Schließlich waren den Wenigen, die in Bad Boll bis zum Ende standhaft Völkerfreundschaft verkörperten und dem Rest Europas keine drei Jahre mehr vergönnt, bevor im August 1914 die Lichter in Europa ausgingen. In einem apokalyptischen Zivilisationsbruch machte die Furie des Ersten Weltkrieges der „guten alten Zeit“, ein jähes Ende, das lange 19. Jahrhundert ging unter, mit ihm starb auch das mondäne Bad Boll, starb die „Perle des Wuthachtales“.

1918–1960: Waldkurort Bad Boll

Da Paul Bogner noch weitere Hotelbetriebe in Gotha, am Gardasee (Hotel „Viktoria“) und in Güstrow bewirtschaftete, wo er sich aus familiären Gründen niederlassen wollte, schrieb er Bad Boll Anfang 1918 zum Verkauf aus. Einheimische Interessenten ließen sich nicht finden, schließlich erwarb die AOK Göppingen den Kurort am 15. Juli 1918, die Bad Boll zu einem Erholungsheim für rekonvaleszente Kassenmitglieder umfunktionierte. Bald wechselte der Eigentümer erneut: am 5. Mai 1925 wurde der „Waldkurort“ an die Deutsche Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime e. V. in Wiesbaden weiter veräußert, die Bad Boll als Erholungsheim weiter führte, formal bis ins Jahr 1960. In der Zeit des Erholungsheimes war Bad Boll Teil eines Netzes von etwa 40 Anstalten, die über das ganze Reichsgebiet verteilt waren. Auch wenn die Nachfrage groß und die Auslastung gut war, mit der großen Zeit Bad Bolls um die Jahrhundertwende konnten es diese Jahre bei weitem nicht mehr aufnehmen. Hierher kamen jetzt Verbandsmitglieder, die sich aufgrund ihrer schwachen wirtschaftlichen Verhältnisse einen Ferientaufenthalt außerhalb der Heime nicht leisten konnten. Schon die Hausordnung

erinnert in ihrer Strenge eher an einen besseren Jugendherbergsbetrieb, denn an stilvolle Gastronomie. Trotz des Krieges wurde das Erholungsheim 1941 noch einmal renoviert, wenig später kam der Heimbetrieb aber dann ganz zum Erliegen. 1946 requirierte die französische Armee Bad Boll und nutzte es bis 1949 als Ferienheim für Soldatenkinder. Während dieser Zeit sind enorme Schäden eingetreten, die von der Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime zwar Schadensersatzrechtlich eingeklagt wurden, mit dem Erstattungsbeitrag konnten die aufgelaufenen Reparaturkosten und der Einnahmeausfall aber bei weitem nicht gedeckt werden: am Ende des Verfahrens im Januar 1951 sind statt der geforderten 15.000 DM (heute: 37.000 EUR) lediglich 8.515,69 DM (heute ca. 20.000 EUR) auf das Konto der Gesellschaft eingegangen.⁴³ Eine Wiedereröffnung Bad Bolls hat die Gesellschaft unter diesen Umständen als „nicht möglich“ eingestuft, da es noch immer „schwer zerstört“⁴⁴ sei.

1960–1977: Das Experiment Bad Boll

1960 wurden die herunter gekommenen Gebäude an den Freiburger Arzt Werner Schütze veräußert, dessen Betätigungen in der Wutachschlucht von der umwohnenden Landbevölkerung und auch von den zuständigen Behörden mit Unbehagen beobachtet wurden. Die Skeptiker durften sich bestätigt fühlen, als es am 15. Januar 1968 zur Schließung der „Biologischen Privatklinik für Ganzheitsmedizin“ kam, eine Aktion, die sogar bundesweit für Aufsehen gesorgt hat: das zweite deutsche Fernsehen berichtete in den Abendnachrichten über den Vorfall. Was war geschehen? Schon seit 1962 strebte Werner Schütze die Aufwertung seiner Einrichtung zur Klinik an, wofür ihm das Landratsamt Neustadt unter Auflagen im Juni 1966 schließlich die Konzession erteilte. Unmittelbar danach bemühte sich Schütze um die erneute Erweiterung auf Geburtshilfe und Chirurgie, was allerdings abgelehnt wurde, zuletzt noch einmal 1967. Nachdem Gerüchte umgingen, Werner Schütze würde in Bad Boll Abtreibungen vornehmen und intime Kontakte zu Abhängigen unterhalten, nahm das Kriminalkommissariat Freiburg Ermittlungen auf und als sich die Verdachtsmomente erhärteten, erging der Haftbefehl: in Anwesenheit des ersten Staatsanwaltes Hilbert wurde Werner Schütze am 15. Januar 1968 um 23.30 Uhr in Bad Boll festgenommen und in das Untersuchungsgefängnis nach Freiburg überstellt. Die zu diesem Zeitpunkt in der Klinik befindlichen 11 Patienten wurden noch in derselben Nacht in umliegende Krankenhäuser verlegt, die Privatklinik mangels ärztlicher Versorgung geschlossen und das aus „Wehrdienstverweigerern“ bestehende Personal – diese Notiz war dem Kriminalbeamten offenbar besonders wichtig – bis zur weiteren „Verwendung“ nach Hause entlassen. Noch in der Nacht gestand Werner Schütze sechs Abtreibungen als auch Notzucht in zwei Fällen. Die Angelegenheit brachte ihm nicht nur den zweifelhaften Ruf eines „Liesesdoktors“ ein, wie er seinerzeit von der Boulevardpresse apostrophiert wurde, sondern ihn schließlich 1971 vor Gericht, wo er beteuerte, stets aus rein medizinischen Gründen gehandelt zu haben.⁴⁵ Auch durch die Fürsprache seiner ehemaligen Patientinnen blieb Schütze zunächst unbehelligt, der Prozess zog sich ergebnislos hin, seine Approbation wurde allerdings für die Dauer der Hauptverhandlung ausgesetzt.

Zwischen 1972 und 1977 schrieb der sogenannte „freie Therapiehof Bad Boll“ das vorletzte Kapitel der bewegten Vergangenheit Bad Bolls; eine Geschichte, die leicht als Tragödie durchgehen könnte: schon an scheiternden Protagonisten mangelt es nicht, nehmen wir hier nur einmal das Ehepaar Schütze, es fehlt auch nicht die obligatorische Hybris, sehen wir sie in dem, wie man heute sagen muss: ziemlich aussichtslosen Versuch, Suchtverhalten dauerhaft auszulöschen, ja sogar „Katastrophen“ lassen sich in dieser Zeit finden: den Untergang des einstigen Kurhauses und den Krebstod Werner Schützes, mit dem letztlich alles zusammenbrach; doch wir eilen voraus, kehren wir an den Anfang des „Therapiehof-Dramas“ zurück.

Zur historischen Kulisse: Auf dem Höhepunkt des Drogenproblems in der Bundesrepublik Deutschland, zwischen 1970 und 1972, entstand aus der Drogenszene, Selbstbezeichnung: „underground“, ein ungefähres Dutzend neuartiger Selbsthilfeeinrichtungen, sogenannte „Release-Zentren“: zuerst in Hamburg, dann auch in Heidelberg, Freiburg, Frankfurt und später auch in anderen Städten. Die allermeisten dieser urbanen „Release-Zentren“ bildeten schon bald ländliche Ableger, sogenannte „Therapiehöfe“, die sich als „Mini-Alternativgesellschaften“, als „sozialistische“ Wohn- und Arbeitskollektive mit flacher Hierarchie zwischen Therapeuten und Patienten verstanden, in denen die Ex-User, weitab von allen Verlockungen der Zivilisation und fern vom „Konsumterror“ der Städte, in erster Linie sich wieder selbst finden sollten. In diesen Release-Gruppen der ersten Stunde wirkte gewissermaßen noch der links-ideologische Impetus der ansonsten schon im Zerfall begriffenen Jugendbewegung aus den 60er Jahren nach, unschwer abzulesen an der politischen Sendung, wie sie beispielsweise im „Release-Report“ des Jahres 1971 enthalten ist, argumentativ sauber und wortreich natürlich an Karl Marx gelehnt. Es wirkt heute ziemlich befremdlich, wenn Drogensucht dort als das zwangsläufige Resultat maximaler Entfremdung in der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft vorgestellt wird, der „Fixer“ sei also keineswegs pathologisch, sondern er sei die „höchstentwickelte ... Galionsfigur“ und Sinnbild einer Überflusgesellschaft, indem er den „Kaufzwang bis zur Selbstaufgabe“ personifiziere.⁴⁶ Im Lichte solch politischer Beurteilung von Sucht und Abhängigkeit, hebt sich leicht die Vorstellung ab, dass „therapeutische“ Abhilfe für das suchtkranke Individuum nur durch den Wandel der Gesellschaft erreicht werden kann, der, und das war familiensoziologisches Mantra des Protestes in den 60ern, in kleinen, autonomen Kommunen, gewissermaßen in Gestalt vieler kleiner Antithesen zur herrschenden Gesellschaftsthese beginnen muss. Wenn es in diesen künstlichen geschaffenen Milieus gelänge, die spätkapitalistische Tendenz zur Entfremdung des Einzelnen durch „Konsumverzicht“ in Richtung Selbstbestimmung umzusteuern, dann wäre das auch eine Art Suchtbekämpfung, die Politisierung des Fixers wäre demzufolge das Therapiemittel der ersten Wahl. Obwohl dieses bis dahin völlig unerprobte Konzept auch wegen der dezidiert links-ideologischen Orientierung und der Verwurzelung im „underground“ ganz klar verdächtig scheinen musste, immerhin markierten die beginnenden 70er Jahre auch den Auftakt des RAF-Terrorismus, konnten die Wohlfahrtsverbände allesamt nicht umhin, solche Projekte kritisch, aber zugleich auch prinzipiell offen und wohlwollend zu begleiten. Schließlich war eine Drogentherapie auf empirischer Grundlage damals nicht in Sicht so dass die

meisten Jugend- und Sozialämter, auch viele Krankenkassen, es sehr begrüßt haben, dass sich auf dem Gebiet der praktischen Suchtheilkunde überhaupt etwas bewegt.

Kommen wir zur Szene in Bad Boll: die Gruppe Freiburger und Heidelberger Jugendlicher, die im April 1972 nach Bad Boll kam und mit Werner Schütze die probeweise Gründung einer Tochtergruppe des Freiburger Release-Zentrums vereinbarte, war klar politisch-gegenkulturell eingestellt: sie verstand sich prinzipiell, vor allem in therapeutischen Fragen, als autonom, Einfluss von Außen lehnte die Boller Gruppe ab. Cannabis wurde dabei nicht nur toleriert, sondern ritualisiert, was angesichts eines betont avantgardistischen Selbstverständnisses nicht weiter verwundert, demzufolge das kompetent inszenierte Rauscherleben mittels Cannabis der einzige Weg sei, den „ekstatischen Intellekt“ anzuregen, produktive „Erhellung“ zu erfahren, den engen „Verständnishorizont“ der „augenblicklichen Zivilisation“ zu sprengen und auf eine qualitativ höhere Bewusstseinsstufe zu gelangen.⁴⁷ Es versteht sich schon von daher, dass die Kommune auch jegliche Form der „kapitalistischen“ Arbeitsteilung ablehnte und stattdessen „kreativ“ produziert und gewirtschaftet hat: die Gebäude wurde hergerichtet, die Waldschänke am Wasserfall betrieben, es wurde gebastelt, Musik gemacht, Lederwaren wurden hergestellt, Autos repariert, Schmuck gedreht oder Kleidung genäht, alles aus der Gruppe für die Gruppe, getreu dem Motto: Selbstversorgung statt Entfremdung.⁴⁸ Das heutige „Konzept der Resozialisierung“ von Drogenabhängigen war in diesem Umfeld natürlich kein Thema, dahin konnte der Selbstanspruch von Release gar nicht gehen, denn Wiedereingliederung hieße ja, den entwöhnten Fixer erneut den so zerstörerischen Einwirkungen der Konsumgesellschaft auszusetzen, denen er in Bad Boll gerade erst entkommen war.⁴⁹

So durfte „Release Bad Boll“ einen ganzen langen Sommer hindurch im Treibhaus echter antiautoritärer Selbstüberlassung den so hoch geschätzten kollektivistischen Lebensstil pflegen; die Kommune wuchs, zeitweise lebten zwanzig Jugendliche, teils mit Kindern dort und wären nicht von Zeit zu Zeit die dunklen Schatten der Drogenabhängigkeit über die Szene gewandert, so könnte fast die Vorstellung von einer „Hippie-Idylle“ an der Wutach aufkommen. Selbst die auf Visite angereisten Vertreter des Landeswohlfahrtsverbandes Karlsruhe mochten das Bad Boller Projekt inklusive der dort herrschenden Anschauungen zunächst als förderungswürdig einstufen, wäre da nicht irgendwann der vehemente Einspruch des Eigentümers Werner Schütze dazwischen gekommen. Er kritisierte vor allem die Methode: seines Erachtens sollte bei einer Entwöhnung das Abstinenz-Prinzip gelten, der Konsum jeglicher Rauschdrogen sei kontraproduktiv. Darüber hinaus monierte er Ungehorsam, Verunreinigung in und Zerstörungen an Gebäuden. Schließlich forderte er die Gruppe auf, Bad Boll zum 1. September 1972 zu verlassen. Es gab daraufhin noch ein wenig Hin und Her, knapp zwei Monate später hatte sich das „Release Bad Boll“ dann aber bis auf drei bleibewillige Patienten aufgelöst.⁵⁰ Der sozialrevolutionär verklärte, in Wahrheit aber psychedelische Traum von der besseren Welt im Tropfen war zu kurz und zu flüchtig, um real zu werden, er war indes intensiv genug, um für einen kurzen Moment als Möglichkeit Anteil an der Wirklichkeit zu nehmen; die unerfüllte Sehnsucht dieses Augenaufschlages hat den Traum zum Mythos promoviert.

Danach begann die Zeit des romantikfreien Kampfes gegen Drogensucht, der allen Beteiligten schonungslos vor Augen führte, was Abhängigkeit real war (und ist), nicht die „höhere“ politisch-revolutionäre Seinsweise, wie die Release-Leute in elitärem Selbstverständnis meinten, sondern ganz einfach ein nach unten offener Lebenszirkel des physischen, seelischen und psychischen Verfalls, gegen den sich zu stemmen eine Unmenge Energie fordert, bei „Klienten“ wie bei „Betreuern“. All das begann mit den drei erwähnten Gruppenmitgliedern des alten „Release“, die das Projekt unter veränderten Therapiebedingungen und unter der Zusicherung, die aufgestellte Hausordnung zu beachten, weiter führen wollten, was das gutmeinende Ehepaar Schütze schließlich dazu veranlasste, sie am 1. November 1972 in die „Familie“ aufzunehmen. Das für die drei Jugendlichen zuständige Sozialamt wurde vom neuen Sachverhalt in Kenntnis gesetzt, was die Überweisung weiterer Patienten nach Bad Boll nach sich zog, so dass die Gruppe bald wieder auf neun bis fünfzehn Personen anwuchs.

Werfen wir nun einen Blick auf den Alltagsbetrieb der zweiten Phase des Therapiehofbetriebes: Da gab es zunächst das Ehepaar Lieselotte und Werner Schütze, dem nicht einmal das ansonsten kritische Kriminalkommissariat Freiburg den guten Willen absprechen mochte und das bis zuletzt voller Idealismus beseelt war von der Idee, auf völlig neuem Wege Hilfe leisten zu können. Allerdings sahen sich Schützes bald aber nur noch darin verwickelt, einen einigermaßen störungsfreien Betrieb aufrecht zu erhalten, den Ämtern und der Polizei Rechenschaft über die Aktivitäten der Therapiehörer zu geben, mit Krankenhäusern, Gerichten und Krankenkassen über Kosten und Behandlungsmethoden zu diskutieren und nicht zuletzt auch ein wenig mehr Verständnis für die Situation von Drogenabhängigen in der verschreckten Öffentlichkeit zu wecken. All das muss den Schützes auf die Dauer an die Substanz gegangen sein, zumal die Patienten im Würgegriff ihrer Sucht kaum dazu beitragen konnten, so etwas wie die von außen gewünschte „Ruhe“ und „Ordnung“ in Bad Boll herbeizuführen. Ein ums andere Mal hat Frau Schütze versucht, den Ämtern die Umstände vor Ort begreiflich zu machen. In einem Brief an das Jugendschöffengericht Waldshut, vor dem der Fall eines Bad Bol-ler Patienten verhandelt wurde, schreibt sie am 23. September 1973:

Sicher haben Sie erfahren, dass T. nach seinem Urteil wieder versucht hat, sich die Pulsadern zu öffnen. Es ist schon schwierig mit diesen jungen Menschen, aber ... sie haben es nötig, daß man ihnen immer wieder Vertrauen entgegenbringt, auch wenn sie dieses zu wiederholten Malen mißbrauchen. Der andere muß spüren, daß er in keiner, auch nicht in der abscheulichsten Situation, alleingelassen wird. Das geht für den Helfenden hart an die Grenze des Tragbaren, doch nur so weckt er Vertrauen, Aufgeschlossenheit und Zuneigung. Nur in diesem unbedingten Zusammengehören kann ein neuer Anfang gesetzt werden ... (T. weiß darum, daß er von meinem Mann nicht fallen gelassen wird) ... Wer sich von Ihnen für die ganze Arbeit hier in Bad Boll wirklich interessiert der sei herzlich eingeladen. Um das Problem allerdings in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, ist es mit ein paar [...] Stunden nicht getan. Um sich einen richtigen Eindruck zu verschaffen, können Sie gerne einige Tage und vor allem auch Nächte hier verbringen.⁵¹

Die Klienten der zweiten Phase kamen teils auf eigenen Wunsch, teils wurden sie von den Jugend-, Gesundheits- und Sozialämtern nach Bad Boll geschickt, vorzugsweise aus dem Rheinland vereinzelt aber auch aus Hessen, Bremen und Westfalen, wo es seinerzeit keine einschlägigen Einrichtungen gegeben hat. Die Altersspanne der Klienten reichte von 17 bis 29 Jahren, manche kamen ohne abgeschlossene Ausbildung, manche standen bereits beispielsweise als Chemielaborant, Goldschmied, Bäcker, Fernmeldetechniker oder KfZ-Mechaniker zumindest am Rande des Berufslebens, so dass man nicht unbedingt sagen kann, dass es sich bei der Bad Boller Gemeinschaft nur um eine Gruppierung gescheiterter Existenzen gehandelt hat. Auch war an ihr so gut wie nichts mehr zu finden, was an die „intellektuelle“ Attitüde des älteren Release-Gedankens erinnern würde: hier finden sich keine Akademikerkinder, keine Gymnasiasten, hier findet sich kein sozialrevolutionäres Programm, hier ging es nur darum, die körperliche und geistige Abhängigkeit zu besiegen und ein lebenswertes Leben zu ermöglichen. Zum Teil kamen die Jugendlichen nicht – wie gewünscht – bereits klinisch entwöhnt an, so dass das Zusammenleben – aus therapeutischen Gründen als das einer „Großfamilie“ gedacht – durch Rückfälle, Aggressionshandlungen („Ausflippen“), Suizidversuche, jugendspezifische Renitenz und Straffälligkeiten immer wieder erheblich gestört wurde. Das besondere und bis dahin ungelöste Problem bestand gerade in schwierigen Fällen darin, einen weiter führenden Therapieweg zu finden. Die Überstellung in eine der geschlossenen Abteilungen der Psychiatrischen Landeskrankenhäuser schien mangels Alternativen das Mittel der Wahl zu sein, um die Gesellschaft vor den Patienten aber auch die Patienten vor sich selbst zu schützen. Natürlich ging das nicht ohne Zwangseinwirkung, so dass die Ortspolizei von Zeit zu Zeit angefordert werden musste, um derartige Transporte zu begleiten. Es sind aber durchaus auch Erfolge erzielt worden: von insgesamt 25 Klienten konnten bis zum 10. April 1973 immerhin vier als resozialisiert nach Hause entlassen werden, was einer über dem Bundesdurchschnitt liegenden Wiedereingliederungsquote von 16% entspricht. Aber auch auf dem besonders schwierigen Gebiet der Annäherung an die gegenüber Bad Boll eher distanziert eingestellte Bevölkerung schien es zumindest zarte positive Ansätze gegeben zu haben: so ist von einer Tischtennismeisterschaft im Juli 1973 die Rede, bei der „die Jugendlichen [aus Bad Boll, M.W.] gut bei der Bevölkerung ankamen“⁵². Wir wissen auch von weiteren Initiativen auf sportlichem Gebiet, die angetan waren, Bekanntschaften zu fördern: offenbar existierte eine gemeinsame „Fußballmannschaft“ von Einheimischen und Patienten oder es gab zumindest mehr oder weniger regelmäßig gegeneinander ausgetragene Fußballspiele. Seit Ende 1973 wurde in Bad Boll sogar Schulunterricht angeboten, gehalten von einer „erfahrenen Lehrerin“.

Jahrelang hat das Landratsamt Waldshut händeringend nach Möglichkeiten gesucht, das Therapieprojekt in Bad Boll zwangsweise zu beenden. Bei den eigens zum Thema Bad Boll anberaumten Besprechungen wurde immer wieder angeführt, Herr Schütze, wie auch das auf dem Therapiehof eingesetzte Personal verfügten nicht über die erforderliche Qualifikation, die angewandten Methoden seien ungeeignet, da sie nicht dem Stand der Wissenschaft entsprächen und wenn überhaupt an eine Weiterführung des Therapiehofes gedacht werden könne, dann müs-

se ein anderer, qualifizierter Leiter und entsprechendes Personal gefunden und eingestellt werden. Demgegenüber hielten die Vertreter des Landschaftsverbandes Rheinland und des Jugendamtes Köln, die bisher viele Patienten nach Bad Boll überwiesen und die anfallenden Kosten übernommen hatten, die Konzeption Werner Schützes für „überzeugend“ und „richtig“; die „Bewohner“ in Bad Boll seien „vollständig geheilt“, bzw. befänden sich auf dem Wege der Besserung. Die Gruppe auf dem Therapiehof sei „ehrlich engagiert“ und wolle sich in „Selbstbehandlung“ heilen. Man wolle im Rheinland sogar zwei neue Therapiezentren nach Bad Boll Vorbild einrichten.⁵³ Unter diesen spannungsreichen Umständen brachen zwei Katastrophen über den Therapiehof herein: in der Nacht vom 11. auf den 12. April 1975 entzündete sich kurz nach Mitternacht im ehemaligen Kurhaus aus ungeklärter Ursache ein Feuer. Rasch stand das Gebäude in Brand. Unter dramatischen Umständen konnten die zwanzig Bewohner des Therapiehofes den Flammen entkommen, Werner Schütze musste sich an zusammengeknотeten Bettlaken aus dem Obergeschoss herunterlassen, da ihm der Weg durch das Treppenhaus bereits durch das Feuer versperrt war. Später gerieten dann noch die Heizölvorräte in Brand, was das Feuer zusätzlich intensivierte, so dass das ehemalige Kurhaus völlig zerstört wurde. Eine Instandsetzung des Gebäudes war aufgrund der Schwere der entstandenen Schäden fast unmöglich, die Neubauvoranfrage Werner Schützes lehnte der Bauausschuss der Stadt Bonndorf und später auch der Gemeinderat ab, übrig blieb eine hässliche Brandruine. Dieses Geschehnis ist die Initiale der nun einsetzenden Agonie des Therapiehofes, die beschleunigt wurde, als Werner Schütze am 25. November 1976 einem Krebsleiden erlag. Von seinem Tod bis zum unabänderlichen Ende des Dramas war es dann nur noch ein kurzer, schnurgerader Weg.

Am 16. Dezember 1976 nahm das Landratsamt einen Ortstermin vor, bei dem sich ergab, dass Frau Schütze das Projekt mit Dr. Daniels als therapiebegleitendem Arzt weiter führen wolle. Die Lage verschlechterte sich in der darauffolgenden Zeit aber offenbar vor allem deswegen, weil Dr. Daniels kaum präsent war, was die Überbeanspruchung des Personals nach sich zog. Bei einer weiteren unangekündigten Besichtigung durch das Landratsamt am 9. März 1977 wurden schwierige Umstände angetroffen: die Mitarbeiter bekundeten, die Verantwortung für das Wohl der Patienten nicht mehr weiter übernehmen zu können und ihren Dienst spätestens im Mai quittieren zu wollen. Es sei außerdem zu Streitigkeiten zwischen Personal und Klienten gekommen, Mitarbeiter und Bewohner hätten sich an diesem Tage „fern des Hofes“ allen „möglichen Tätigkeiten“ gewidmet, ohne dass etwas über deren Verbleib hätte in Erfahrung gebracht werden können.⁵⁴ Genau sechs Tage nach diesem letzten Ortstermin verfügte das Landratsamt die Stilllegung des „freien Therapiehofes Bad Boll“, eingeleitet mit der geschraubten Formulierung, dass „für den Fall, daß derzeit für den freien Therapiehof Boll eine Erlaubnis zu dessen Betrieb durch Frau Lieselotte Schütze“ existiere „diese ... widerrufen“ sei, die Einrichtung mit „sofortiger Wirkung“ geschlossen werde und die Geschäftsabwicklung bis zum 15. April 1977 vollzogen worden sein müsse.⁵⁵ In der nachfolgenden, immerhin elfseitigen Begründung wurde die bekannte Kritik noch einmal in extenso vorgebracht; vor allem müsse man bei Weiterbetrieb

„im derzeitigen personellen Rahmen nicht nur Fehltherapie, sondern darüber hinaus akute gesundheitliche Gefahren für Insassen und Umwelt (sic!)“⁵⁶ befürchten.

Auf allen Seiten rechnete man damit, dass die sich Schließung praktisch noch einige Zeit hinziehen und beim Vollzug der Verlegung Widerstand aufkommen würde. Frau Schützes Anwalt, Gerhard Horn befürchtete gar, „einige widerspenstige Patienten“ würden möglicherweise „irgendwo in der Gegend Unterschlupf“ suchen und als „Streuner die unmittelbare Umgebung ... unsicher ... machen.“⁵⁷ Der Polizeiposten Bonndorf war also vorgewarnt, er musste aber dann doch nicht aktiv werden; die Auflösung verlief wider Erwarten störungsfrei und schon am 28. März 1977 hatten die letzten vier Patienten Bad Boll verlassen.⁵⁸ Das Experiment war gescheitert! Woran? Kurz gefasst: An der im Ganzen gesehen ungünstigen Konstellation, an äußeren und inneren Störfaktoren, die einer Konsolidierung des Projekts im Wege standen. Als besonders hinderlich wirkte sich der quälende Streit über die Frage aus, was denn nun die „richtige“ Therapieform sei. Wir haben es oben schon einmal angedeutet: eine wissenschaftlich fundierte Therapie hätte zur damaligen Zeit mangels Erfahrung niemand empfehlen können, so dass im Umgang mit „Release-Zentren“ und „Therapiehöfen“ wohl am ehesten das angebracht gewesen wäre, was ein Mannheimer Gericht 1972 als „objektive Gelassenheit“ bezeichnet hat, denn immerhin „... habe [noch] niemand einen besseren Weg gefunden.“⁵⁹ Die Tatsache, dass suchtherapeutische Keimzellen wie der „freie Therapiehof Bad Boll“ andernorts nach Jahrzehnten kritisch-konstruktiver Weiterentwicklung heute renommierte Anstalten geworden sind – denken wir an die Suchtklinik Weitenau in Steinen bei Lörrach, zeigt doch, dass Erfolg unter bestimmten Umständen durchaus möglich war; vielleicht hätte auch aus Bad Boll etwas werden können, aber über derartige Eventualitäten nachzudenken wäre, wenn nicht unhistorisch, dann aber doch müßig.

Nun wurde es für lange Zeit still in Bad Boll; die Baulichkeiten – inklusive der Brandruine – standen über Jahre hinweg leer. Der Verfall wurde durch Plünderer, Diebe und Wanderer, die in herumliegenden Krankenakten stöberten, beschleunigt, Bad Boll verkam zum „peinlichen Schandfleck“.⁶⁰ Eigentümerin Lieselotte Schütze – zuerst nach München, dann nach Augsburg verzogen – mochte kein Interesse mehr für den Erhalt des Ortes aufbringen, so dass es eines Rechtsstreites bedurfte und noch in das Jahr 1981 hinein dauerte, bis zumindest die einsturzfähige Brandruine des ehemaligen Kurhauses vollends abgetragen wurde.

1977–1993: „Menschenansammlungen endgültig verhindern“

Für das im Verfall begriffene Areal wurden zahlreiche Kaufgesuche vorgelegt, am Ende erhielten die Brüder Friedemann und Eberhard Burr aus Heidenheim am 1. Mai 1981 den Zuschlag. Mit den Worten „Ich übergebe hiermit, verbunden mit den besten Wünschen, die Neugestaltung des Anwesens in die Hände der Gebrüder ... Burr“ kommentierte die ehemalige Eigentümerin den Wechsel, „aus Ruinen erblüht neues Leben“ so ihre Hoffnung;⁶¹ daneben wirkt es ganz so, als hätten die neuen Besitzer bewusst Abstand zur belasteten Vorgeschichte Bad Bolls nehmen wollen, als Sie der Öffentlichkeit bei ihrem Antritt mitteilten, „weder alternativ noch grün zu sein“, sie würden „weder den Ausstieg aus Zivilisation,

Kommerz oder Konsum“ proben, noch wollten sie „Heilslehren oder Werbung für Biokost“ verbreiten. Ihnen würde es nach eigenem Bekunden schlicht darum gehen, zu zeigen, wie „man aus einem total kaputten Kurort wieder ein Ziel für Wanderer und Naturfreunde machen kann“. ⁶² Mit Unterstützung von Eltern, Verwandten und Studienfreunden richteten die „schwäbischen Schaffer“ mit einigem Geld, viel Fleiß und Engagement die Waldschänke und den Kiosk wieder her und räumten auch insgesamt einiges auf, was ihnen wachsenden Respekt bei der zunächst skeptischen Einwohnerschaft der Umgebung verschaffte.

Was dann kam, gleicht einem für die neuen Betreiber immer aussichtsloser werdenden Kampf gegen den Naturschutz. Während die Brüder Burr zu Anfang noch Rückhalt aus Politik und Bevölkerung erfuhren, gab die Führungsebene des Schwarzwaldvereines und des BUND fortwährend und unmissverständlich zu verstehen, dass die „alten Gemäuer, die in den letzten Jahrzehnten zwielichtigen Zwecken dienen, ... endlich abgerissen werden“ sollten, „um neue Ansatzpunkte für Menschenansammlungen endgültig zu verhindern.“ ⁶³ In diesem stark aufgeladenen Spannungsfeld waren bereits verhältnismäßig unbedeutende Projekte geeignet, für Furore zu sorgen. Der Streit um die Instandsetzung eines alten Stauwehrs zur Stromgewinnung ließ sich erst durch Vermittlung von Umweltministers Weiser Ende 1983 auflösen: statt des Stauwehrs wurde ein „Tiroler Brunnen“ genehmigt, womit sich alle zufrieden gaben, bis auf den Vertreter des Schwarzwaldvereines. Er konnte in diesem Vergleich für den Moment zwar „noch die beste“ Lösung sehen, grundsätzlich wäre es aber zu erstreben, Bad Boll aufzukaufen und es „in seinen natürlichen Zustand zurückzusetzen“ ⁶⁴. Ganz allmählich griff dieser siedlungsfeindliche Standpunkt der Verbände auch auf Politik und Verwaltung über und als 1989 die neue Naturschutzverordnung für die Wutachschlucht in Kraft gesetzt wurde, sanken die Chancen für eine Aufrechterhaltung des Betriebes in Bad Boll schließlich auf den Nullpunkt; schon mit wenig Fantasie war zu erahnen, dass die Verordnung nicht nur dem „Massenansturm“ von Ausflüglern in die Wutachschlucht ein Ende setzen würde, sondern dass auch die nun mitten im Naturschutzgebiet liegende „Siedlungsexklave“ Bad Boll vital bedroht war.

Ende 1989 wollte Friedemann Burr Bad Boll an den gemeinnützigen Verein für christliche und gegenstandsfreie Meditation in Würzburg veräußern; der Kaufvertrag wurde im Januar 1990 unterzeichnet und sogleich schickte sich der Verein an, in die Planung des zukünftigen „Meditationsbetriebes“ einzutreten. Allen Vorhaben setzte das Land am 21. März 1990 gerade noch fristgerecht durch die Ausübung des Vorkaufsrechtes ein jähes Ende. Das RP erklärte, man wolle das Gelände endlich unter „hundertprozentige Kontrolle“ bringen und den „Störfaktor Bad Boll“ für alle Zeiten ausschalten. ⁶⁵ An dieser Haltung änderte auch das Gutachten des Landesdenkmalamt nichts, in dem festgestellt wurde, dass „die Sachgesamtheit Badhaus, Kapelle, Reste der Parkanlage“ aus „heimatgeschichtlichen, wissenschaftlichen und vor allem kulturhistorischen Gründen“ ein Kulturdenkmal sei und dessen Erhalt „im öffentlichen Interesse“ liege. ⁶⁶ Nach einigem Hin und Her legte die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Freiburg am 25. März 1991 das von den Anrainern geforderte Nutzungskonzept für Bad Boll vor. Darin wurde empfohlen, alle Steinhäuser, die Waldschänke, sowie alle auf dem

Gelände befindlichen Hütten abzureißen, die Uferlinie an der Wassereinleitung zur Turbine hin zu begradigen, das ehemalige Badebecken ggf. zu erhalten, die Parkanlage im Umkreis des Badhauses, wie auch die Baumalleen in einem leicht „verwilderten“ naturnahen Charakter zu erhalten, die Fundamente der abgerissenen Gebäude möglichst tief zu entfernen und mit Erdmaterial zu überdecken, den am Fluss entlang führenden Wanderweg zu schließen, den Besucherstrom auf den ehemaligen gut ausgebauten Badweg zu lenken und einen Rastplatz mit Sitzbänken und Tischen einzurichten, sowie eine Infotafel aufzustellen.⁶⁷ Die Kapelle, von der heute immer wieder einmal die Rede ist, wurde nicht erwähnt; weder sollte sie zerstört werden; noch war an einen Erhalt gedacht. Offenbar sollte die Zeit ihren Triumph über das Menschenwerk feiern dürfen; und so kam es, wie es gewollt war: das Kirchlein verwitterte still vor sich hin und verfiel Jahr für Jahr. Die erodierende Einwirkung von Frost, Hitze, Wind und Wasser schafften es am Ende, wozu man den Bagger seinerzeit nicht einsetzen wollte. Ein quasi homöopathisches Abbruchverfahren, passend für ein Naturschutzgebiet.

Während die Gemeinde Bonndorf dem Vorschlag des Regierungspräsidiums damals zustimmte, kam Widerstand gegen den, wie es hieß: „sinnlosen Abriss“ nun von der anderen Seite der Wutach: aus Löffingen. Der dortige Bürgermeister Dr. Dieter Mellert machte sich öffentlich für den Erhalt Bad Bolls stark, im Juli 1991 ließ er dann die „Waldschänke zum Wasserfall“ zerlegen und nach Löffingen bringen. Eine letzte Bittschrift aus den Reihen des Gemeinderates ging an den Landtag, sie verschaffte Bad Boll im August 1991 noch einmal eine kurze Gnadenfrist, bis Stuttgart schließlich endgültig ablehnte. Jetzt sprach der Abrissbagger das „ultima ratio regis“, das der Geschichte Bad Bolls ein rasches und unrühmliches Ende bereitete: bis auf die besagte Kapelle und die „entführte“ Waldschänke wurde alles in Schutt und Asche gelegt, auch das ursprünglich zum Erhalt vorgesehene Turbinenhaus.

Matthias Wider, 44 Jahre alt, ist Realschullehrer im Bildungszentrum Bonndorf, Fachleiter Geschichte am Seminar für Didaktik und Lehrbeauftragter für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Schwerpunkte seiner Arbeit sind das Lernen an historischen Orten und die Sachquellendidaktik. Als Brauchbeauftragter ist er auch für die Löffinger Brauch- und Fastnachtsgeschichte zuständig.

Adresse des Verfassers:

Matthias Wider,
Martinstraße 21,
79843 Löffingen
matthias.wider@t-online.de

Quellen und Literatur

- 1 LACHMAYER, HERBERT (u.a. Hg.) 1991: Das Bad. Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jahrhundert, Salzburg/Wien, S. 187.
- 2 PLETSCHER, SAMUEL, 1879: Der Kurort Bad Boll im obern Wutachthal bei Bonndorf und Löffingen im Schwarzwald, Bonndorf, S. 25. Zu weiteren chemischen Untersuchungsergebnissen vgl. auch den Beitrag von Ulf Wielandt in diesem Band.
- 3 Ebd., S. 25.
- 4 Ebd., S. 28f.
- 5 RHEINBOLDT, MAX, 1888: Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden für Ärzte und Heilbedürftige, Baden-Baden, S. 23.
- 6 PLETSCHER 1879, S. 15.
- 7 Ebd., S. 15, 16.

- 8 Ebd., S. 16.
- 9 Ebd., S. 32.
- 10 Ebd., S. 16.
- 11 Ebd., S. 17.
- 12 Ebd., S. 17.
- 13 VON WEECH, FRIEDRICH, Badische Biographien, Vierter Theil, Karlsruhe 1891, S. 437f.
- 14 Ebd., S. 438.
- 15 OEFFINGER, HEINRICH, Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden für Ärzte und Kurbedürftige, Baden-Baden 1889^a, S42. 1898, S. 42.
- 16 LACHMAYER 1991, S. 230.
- 17 Ebd., S. 222.
- 18 GLASER, HERMANN, Kleine Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jh., München 2002, S. 13.
- 19 WYLIE, IDA, Rumbles in the Black Forest, London 1911, S. 56, 57, (Eigene Übersetzung).
- 20 OEFFINGER, HEINRICH, Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden für Ärzte und Heilbedürftige, Baden-Baden 1898^b, S. 44.
- 21 LACHMAYER 1991, S. 231.
- 22 PLETSCHER 1879, S. 34, 35.
- 23 Ebd., S. 36f.
- 24 LACHMAYER 1991, S. 231.
- 25 Ebd., S. 233.
- 26 Ebd., S. 232f.
- 27 VON WEECH, S. 437.
- 28 Schwarzwälder Zeitung (Archiv Bonndorf), 30. Juli 1903, o. S.
- 29 Schwarzwälder Zeitung, 16. August 1903, o. S. Auswahl.
- 30 Schwarzwälder Zeitung, 17. August 1899, o. S.
- 31 Schwarzwälder Zeitung, 30. Juli 1903, o. S.
- 32 Schwarzwälder Zeitung, 30. Juli 1903, o. S.
- 33 Schwarzwälder Zeitung, 27. Mai 1899, o. S.
- 34 Schwarzwälder Zeitung, 21. Juni 1912, o. S.
- 35 Schwarzwälder Zeitung, 6. Juli 1902, o. S.
- 36 Schwarzwälder Zeitung 11. August 1901, o. S.
- 37 Schwarzwälder Zeitung 7. August 1901, o. S.
- 38 Schwarzwälder Zeitung 30. Juli 1903, o. S.
- 39 Schwarzwälder Zeitung 14. Juli 1914, o. S.
- 40 Schwarzwälder Zeitung 30. August 1912, o. S.
- 41 Schwarzwälder Zeitung 14. August 1902, o. S.
- 42 Schwarzwälder Zeitung 10. September 1910, o. S.
- 43 Staatsarchiv Freiburg D 5/1 Nr. 1356.
- 44 Deutsche Gesellschaft Für Kaufmanns-erholungsheime eV (Hrsg.) 1960: Das Kurhaus Bad Boll im südlichen Schwarzwald, Wiesbaden, S. 43.
- 45 Der Spiegel 40/1971, Mit Liebe, S. 188.
- 46 DUVE, Freimut (Hg.), Helft euch selbst! Der Release-Report gegen die Sucht, Hamburg 1971, S. 149.
- 47 Ebd., S. 33, 34.
- 48 Badische Zeitung, 26. August 1972, S. 18.
- 49 DUVE 1971, S. 46.
- 50 Archiv Bonndorf: Aktenbündel 1–3, Bad Boll, Allgemeine Krankenhausangelegenheiten, Brief Lieselotte Schütze vom 3.9.1973, S. 1.
- 51 Archiv Bonndorf: Lieselotte Schütze an das Jugendschöffengericht Waldshut am 23.9.1973, S. 3, 4.
- 52 Archiv Bonndorf: Brief E. Kietzmann an Bürgermeister Peter Folkerts vom 26. September 1973, S. 3.
- 53 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Protokoll vom 22. April 1974, S. 2f.
- 54 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Stilllegungsverfügung, 15. März 1977, S. 6.
- 55 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Stilllegungsverfügung, 15. März 1977, S. 1.
- 56 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Stilllegungsverfügung, 15. März 1977, S. 8.
- 57 Archiv Bonndorf: Gerhard Horn an die Gemeinde Bonndorf vom 18. März 1977, S. 2.
- 58 Archiv Bonndorf: Aktenvermerk Bürgermeisteramt Bonndorf vom 28. März 1977, S. 2.
- 59 Badische Zeitung, 26.8.1972, S. 18.
- 60 Der Spiegel 1982, S. 63.
- 61 Südkurier 7.6.1981, S. 29.
- 62 Der Spiegel 1982, S. 62.
- 63 Archiv Bonndorf: Pressemitteilung des Schwarzwaldvereines vom 11.11.1982.
- 64 Südkurier, 3. 11. 1983, o. S.
- 65 Das RP hat schon Ende 1989 einen Abbruch in Erwägung gezogen. Archiv Bonndorf: Protokoll vom 5.3.1990.
- 66 Archiv Bonndorf: LDA B.–W, 9.2.1990, S. 3. Die Einschätzung gilt noch immer, auch wenn sie sich nur noch auf die Kapelle und die Reste des Parks bezieht.
- 67 Archiv Bonndorf: Nutzungskonzept, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege vom 25.3.1991.

Über den Mineralwasserversand und die Wasseranalysen der Schwefelquelle im ehemaligen Bad Boll im Wutachtal

von ULF WIELANDT

In Ergänzung zu der historischen Gesamtdarstellung des ehemaligen Bad Boll von Mathias Wider seien im folgenden einige balneologische Aspekte ergänzt. Zu erinnern ist vor allem auch daran, dass es die besonderer Qualität des Wassers dieser „seit Jahrhunderten gekannten und gewürdigten“¹ Mineralquelle war, die zur Grundlage für den touristischen und wirtschaftlichen Aufschwung der kleinen Siedlung im späten 19. Jahrhundert wurde. Die Quelle wurde „im Frühjahr 1888 neu gefasst und eine Trinkgrotte ... erstellt. Seitdem wurde das Mineralwasser auch in Flaschen versendet“.² Noch in der Werbeanzeige um 1900 konnte es heißen: „Die Mineralquelle (neu gefasst) ist von ärztlichen Autoritäten zu Trink- und Badekuren bestens empfohlen gegen Katarrhe, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, Rheumatismus, Gicht, Hautkrankheiten etc.... Versand des Mineralwassers in verstärkter natürlicher Kohlensäurefüllung.“³ Hierzu genauere Angaben zu erhalten ist schwierig. Wider zitiert LACHMAYER⁴ und fügt an: „Welchen Erfolg der Mineralwasserversand aus Bad Boll über die Jahre hinweg erzielte, ist nicht mehr zu klären. Der Verkauf ist spätestens im Jahr 1912 aber eingestellt worden.“⁵



Abb. 1: Kurorte & Heilquellen des Großherzogtums Baden. Baden-Baden 1900 S. 45
(Inserate von badischen Orten)

Aus Bad Boll sind bisher weder ganze Tonkrüge, wie sie bis zum 1. Weltkrieg zum Mineralwasserversand in Gebrauch waren⁶, bekannt geworden, noch Scherben von Tonkrügen aufgefunden worden. Nach Auskunft des ehemaligen Besitzers F. Burr wurden allerdings in Bad Boll Glasflaschen, in denen ebenfalls bereits vor der Jahrhundertwende Wasser zum Versand kam, gefunden. F. BURR schreibt dazu:

Zwei Exponate habe ich als Leihgabe dem ‚Haus der Geschichte‘ in Stuttgart zur Verfügung gestellt. [...] Es gab zwei verschiedene Typen von Flaschen: Die ersten Flaschen waren Glasflaschen mit integrierem Gummidichtring im Flaschenhals und einer integrierten Glaskugel, die bei gefüllter Flasche gegen den Gummiring gedrückt hat. Diese Flaschen wurden wohl in der Umgebung von St. Peter gefertigt. Der nachfolgende Flaschentyp war mit Drahtbügelverschluss und einem Keramikverschluss mit der Aufschrift ‚Mineralquelle Bad Boll Schwarzwald‘ versehen.

Bei ersterem Flaschentyp handelt es sich um eine so genannte Kugelverschlussflasche, auf Grund der im Glas klingenden Glaskugel im Volksmund auch „Klickerwasserflasche“ genannt. Dieser Flaschentyp wurde auch nach ihrem Erfinder Hiram Codd als *Codd-Flasche* bezeichnet.⁸ Bei der zweiten von Burr genannten Flasche handelt es sich um eine so genannte Seltersflasche mit Ringmündung für Hebelverschluss. Zum Versand der Flaschen schreibt F. Burr: Die Flaschen wurden in quadratischen Holzkisten (ebenfalls mit eingebannter Aufschrift „*Mineralquelle Bad Boll Schwarzwald*“ versandt. Die erste Version der Kiste war nur in Holz mit entsprechender Einteilung für die Flaschen, die folgende Version hatte eine Einteilung aus verzinktem Stahlblech und war nicht mehr in Vollholz.⁹ Das



Abb. 2: Kugelverschlussflaschen aus Bad Boll.

Fotos: F. Burr

Versandgeschäft des Bad Boller Mineralwassers versiegte 1912, wofür neben anderen (z. B. Kosten, Nachfrage, Rentabilität) sowie den genannten Schwierigkeiten aber auch die Veränderung der Wasserqualität zum Versiegen des Versandgeschäftes beigetragen haben mag.

Erste Wasseranalysen der durch ihre Heilerfolge berühmt gewordenen Mineralquelle erfolgten schon ab 1840. K. HODAPP schreibt, PLETSCHERS Werk über Bad Boll kommentierend, dazu:

Einen weiteren Abschnitt des Buches widmet Pletscher dem chemischen Befund des untersuchten Quellwassers in Bad Boll. Die erste Untersuchung wurde im August 1840 durch Apotheker Bleicher vorgenommen, die nächste im Mai 1852 von Hofrat Prof. Dr. Frommherz erstellt. Schließlich wurde auf Veranlassung des Hofrats und Prof. Dr. Weber in Freiburg das Wasser 1853 genauestens durch Dr. von Babo, chem. Assistent der Universität

*Freiburg, einer sorgfältigen und genauen quantitativen Analyse unterzogen, dessen Ergebnis Pletscher zwar angibt, auf die aber hier verzichtet werden soll.*¹⁰

Weitere Analysen wie z.B. 1854¹¹ oder 1887 durch Prof. REICHERT¹² folgten.

W. CARLÉ¹³ in seinem Standardwerk über die europäischen Mineralquellen:

3 km N Bonndorf floss im engen, in die Oberen Dolomite des Mittleren Muschelkalks eingeschlossenen Wutachtal eine Mineralquelle dort aus, wo die E-Flanke des Schwarzwald-Schildes durch die WNW-streichende Bonndorfer Störungszone stark zerspalten ist.

Analyse: Chemisch-technische Untersuchungsanstalt Karlsruhe (1897):

	<i>mg/kg</i>	<i>mval</i>	<i>mval-%</i>
<i>Na</i>	5,30	23,00	41,71
<i>Mg</i>	105	8,61	15,65
<i>Ca</i>	470,8	23,48	42,64
		55,09	100
<i>Cl</i>	815	22,99	41,80
<i>SO₄</i>	1280	26,66	48,47
<i>HCO₃</i>	331	5,43	9,73
	3532	55,08	100
<i>CO₂</i>	462,1		
	3994,1		

Wassertyp: Natrium-Calcium-Sulfat-Chlorid-Mineralwasser

Jetzt fließt eine 2,5 l/s schüttende Quelle mit anderer Zusammensetzung aus.

Analyse: Laboratorium Fresenius, Wiesbaden (1928)

Temperatur: 9° C

Na 7, K 2, Mg 36, Ca 478, Fe 3, Cl 6, SO₄ 1036, HCO₃ 339, Feststoffe 1928mg/kg

Wassertyp: Calcium-Sulfat-Hydrogenkarbonat-Mineralwasser

Offenbar sind die letzten Salzlinsen subrodiert, so dass jetzt nur noch der Gips des Mittleren Muschelkalks aufgelöst wird [...] Man kennt solche Quellen, die unter den Augen der Menschen während eines Jahrhunderts das Ende der Subrosion anzeigten; neben Dörtel bei Mergentheim ist Boll (Baden) zu nennen, wo Natrium von 530 auf 7, Chlorid von 815 auf 6 und die Konzentration von 3532 auf 1036 mg/kg zurückgingen.

Die Subrosion, also die Ablaugung der Salzlager, bewirkte somit eine Veränderung vom Natrium-Calcium-Sulfat-Chlorid-Mineralwasser (Analyse 1897) zum Calcium-Sulfat-Hydrogenkarbonat-Mineralwasser (Analyse 1928). Heute ist das ehemals gerühmte badische Mineralbad Boll mit seiner damaligen Mineralquelle zwar Geschichte, als Ausgangspunkt für Exkursionen und Wanderungen in der Wutachschlucht unter Wanderfreunden aber ein durchaus bekannter und beliebter Ausflugsort.

Literatur

- 1 OEFFINGER, K. 1900: Kurorte & Heilquellen des Großherzogtums Baden. Baden-Baden, 7. Auflage, S.45; Zitate daraus auch in: BENDER, H. 1980: Vom Hochrhein, Hotzenwald und südl. Schwarzwald, Freiburg, S.71f.
- 2 WIDER, M., 2012: Werden und Vergehen einer Siedlung, 2012, http://www.kapelle-badboll.de/docs/Bad_Boll-Werden_und_Vergehen_einer_Siedlung.pdf, S. 13. Vgl. auch den Beitrag von M. WIDER in diesem Heft
- 3 OEFFINGER, a.a.O., S. 45 (Anhang: Inserate von badischen Orten). Auch in: HODAPP, K. 1991: Bad Boll in zeitgenössischen Schilderungen aus dem 19.Jh., Waldshut, S.19 (<http://www.kapelle-badboll.de/docs/zeitg.schilderung.pdf>)
- 4 LACHMAYER, H. 1991, Das Bad. Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jh. Salzburg/Wien 1991, S. 230
- 5 WIDER, M. a.a.O., S. 13 Anm. 35
- 6 Wie z. B. in Grenzach (vgl. H. NIENHAUS, Vor rund 150 Jahren reiste Grenzacher Heilwasser in versiegelten Tonkrügen, in: Badische Heimat Juni 2/2011 S. 280–292) oder Bad Peterstal und Freyersbach. Vgl. WIELANDT, U. 1985: Notizen zum Mineralwasserversand der letzten Jahrhunderte in Baden-Württemberg, in: Der Mineralbrunnen Heft 2, S. 44–53
- 7 BURR, F. Schreiben vom 9. Mai 2013. Die Photos der Flaschen stammen ebenfalls von F. Burr, dem ich dafür auch hier sehr herzlich danken möchte.
- 8 HEDGES, A. A. C. 1989: Bottles and Bottle Collecting. Aylesbury, 11. Aufl., S. 13f. Vgl. auch KIEFER, K. 1999: Mineralwässer. Eschborn, S. 139: „Diese Gefäße hatten in einer kropfartigen Erweiterung des Flaschenhalses eine geschliffene Glaskugel, die durch eine Verengung des Halses am Hinunterfallen in die Flasche gehindert wurde. Zur Abdichtung befand sich in einer Nute ein Gummiring, gegen den sich die Glaskugel durch den Gasdruck des Wassers fest anpresste. Zum Entleeren der Flasche musste die Kugel mit dem Finger hinuntergedrückt werden, was zu hygienischen Beanstandungen Anlass gab. Dieser Gesichtspunkt und die schlechte Reinigungsmöglichkeit schränkten ihre Verwendung schließlich auf Trinkhallen ein, da dort die Flaschen nicht in die Hände des Verbrauchers kamen.“
- 9 BURR, F. a.a.O.
- 10 HODAPP, a.a.O.
- 11 Ebd., S. 8: „Nach der Errichtung eines eigentlichen Badhauses veranlassten die öfters auffallend günstigen Erfolge der Boller Mineralquelle eine chemische Untersuchung derselben, welche 1854 vorgenommen ward, wonach dieselbe ein starkes erdigsalinisches Wasser ist, als dessen hauptsächlichste Bestandteile sich schwefelsaure Kalkerde, Natron, Talk- und Kieselerde, Kohlen und Phosphorsäure, Calor und Schwefelwasserstoff ergeben haben.“
- 12 Ebd., S. 20: „Nach einer im Mai 1887 von Prof. Reichert in Freiburg gemachten Analyse, welche im Wesentlichen mit derjenigen von Geh. Hofrat von Babo aus dem Jahre 1853 übereinstimmt, finden sich in 1000 Teilen 3,095 feste Bestandteile, vorherrschend schwefelsaurer Kalk, außerdem Chlornatrium, schwefelsaures Magnesia, Spuren von Eisensalzen, von Ton- und Kieselerde, freie und halbgebundene Kohlensäure sind etwa 146,5 Milligramm im Liter enthalten. Schwefelwasserstoff ist nicht nachweisbar. Ihre Temperatur beträgt ständig 8 Grad Reaumur.“
- 13 W. CARLÉ, W. 1975: Die Mineral- und Thermalwässer von Mitteleuropa. Geologie, Chemismus, Genese. Stuttgart, S. 370. Dort auch beide Wasseranalysen.
- 14 Vgl. Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau (Hrsg.) 2001: Mineral-, Heil- und Thermalwässer, Solen und Säuerlinge in Baden-Württemberg, Stuttgart. Dort ist das badische Bad Boll nicht verzeichnet.

Ulf Wielandt, geb. 1939 in Augsburg, absolvierte seine Gymnasialzeit in Donaueschingen. Das Studium der Germanistik und Romanistik in Hamburg und Freiburg schloss er mit einer Promotion über „Hiob in der alt- und mittelhochdeutschen Literatur“ ab. Nach einem Jahr als „Assistant des langues vivantes“ in Angers unterrichtet er von 1969–2004 am Leibniz-Gymnasium Rottweil Deutsch und Französisch. Er schrieb mehrere Lehrwerke für Französisch und war Mitherausgeber der Zeitschrift „französisch heute“. Seine regionalgeschichtlichen Interessen gelten u.a. den Flurnamen des Kreises Rottweil sowie Fragen des Brauchtums. Ulf Wielandt wurde zum „Officier dans l'ordre des palmes académiques“ ernannt.

Dr. Ulf Wielandt, Friedlandstr. 46,
78628 Rottweil, ulf_wielandt@web.de

Auf der Suche nach dem Schmetterling – tagaktive Falter im Schwarzwald-Baar-Kreis

von THOMAS SCHALK

Einleitung

Schmetterlinge sind für viele Menschen Sympathieträger. Sie erfreuen uns, wenn sie von Blüte zu Blüte flattern, um Nektar zu trinken oder im Herbst an Fallobst saugen. Wir hoffen auf den nahen Frühling, wenn an wärmeren Tagen im März durch den noch kahlen Wald gelbe Punkte fliegen. Es sind die ersten Männchen des Zitronenfalters auf der Suche nach den weißlichen Weibchen, die sich noch etwas Zeit lassen, bevor sie sich zeigen.

Früher waren unsere „Sommervögel“ ein alltäglicher Anblick. Jedes Kind kannte den männlichen Zitronenfalter, den Kleinen Fuchs, das Tagpfauenauge und die Bläulinge. Einen Einblick in diese Zeit der Fülle erhält man, wenn man z.B. das entomologische Tagebuch von DR. FRIEDRICH RIS liest. Er war Direktor der Psychiatrischen Klinik in Rheinau bei Schaffhausen und befuhr mit dem Fahrrad den südlichen Randen in den Jahren 1917–1931. Er hinterließ umfangreiche Aufzeichnungen. So schrieb er von Mistpfützen, an denen bis zu 100 Männchen des Weißdolchbläulings saugten (SCHIESS-BÜHLER, 1993). Diese Bläulingsart ist seit dieser Zeit außerhalb der Alpen stark zurückgegangen und gilt mittlerweile auch am Randen als „verschollen“.

Methode

Inspiziert von der Lektüre befuhr ich oft mit dem Fahrrad oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln in den fünf Jahren von 2009–2013 die nähere und weitere Umgebung von Villingen. Systematisch ausgewertet wurde dann der Zeitraum von 2009–2012. Wie RIS suchte ich tagaktive Schmetterlinge. Damit sind nicht nur Tagfalter gemeint sondern auch Nachtfalter wie die Dickkopffalter, die hübschen Widderchen und das Taubenschwänzchen, die alle tagaktiv sind. Der Schwerpunkt lag auf dem Nachweis der Falter. Systematische Suche nach Eiern, Raupen oder Puppen wurde nicht betrieben. Naturschutzgebiete wurden nicht systematisch begangen. Die Bestimmung erfolgte nach Sichtbeobachtungen. Belegtiere wurden nicht gesammelt, Verkehrsoffer und ausgesaugte Spinnenbeute hingegen schon.

Natürlich kann ein so großer Landkreis wie der Schwarzwald-Baar-Kreis nicht flächendeckend untersucht werden. Im Mittelpunkt standen schmetterlingsreiche Biotope wie mageres Grünland, die Wälder auf der Baar und hier vor allem die Waldränder, Orts- und Stadtränder und Brachen. Geographisch erstreckte sich das Exkursionsgebiet von Horgen im Norden über Peterzell im Nordwesten bis nach Hüfingen im Südwesten. Im Osten verlief die Grenze von Trossingen hinunter nach Geisingen. Auf der Südbaar bildeten die Waldränder um Fürstenberg und die Blumberger Berge den Abschluss nach Süden.

Ergebnisse

Der Autor konnte 92 Arten beziehungsweise Artenpaare nachweisen. Hinter dem Begriff Artenpaar verbergen sich Arten, die man nur sehr schwer rein optisch trennen kann.

■ Die Innenstadt

Die historische Innenstadt von Villingen ist erwartungsgemäß praktisch schmetterlingsfrei. Hier fehlen heimische Pflanzen zur Eiablage und die Pflege der Grünanlagen und Parks ist zu intensiv. Es gibt aber Zierpflanzen wie Wandelröschen und Geranien, die reichlich Nektar feilbieten aber nur für Besucher mit den richtigen Mundwerkzeugen. Diese besitzt das Taubenschwänzchen, ein tagaktiver Nachtfalter, der zur Familie der Schwärmer gehört. Es erinnert etwas an einen kleinen Kolibri, wenn es vor den Blüten hin und her schwirrt und bis zu 60 Blüten in der Minute ansteuert. Es kann vorwärts, rückwärts und auf der Stelle fliegen und große Distanzen bewältigen. Das muss es auch, denn es kann den Winter in Mitteleuropa in der Regel nicht überleben. Der Autor hat nur einmal Ende April in einer Kleingartenanlage ein Taubenschwänzchen gesehen. Es hat vielleicht in einer Laube überwintert. In der Regel fliegt es Anfang Juni bis in den Juli bei uns ein. Ende Juni 2006 hat ein Weibchen ca. 20 Eier an die Blättchen des Echten Labkrauts gelegt. Die Pflanzen wuchsen in einem Blumenkasten im 2. Stock. Leider wurden alle Raupen von Feldwespen geholt. Im August sind die adulten Taubenschwänzchen seltener zu sehen, denn dann entwickeln sich die Raupen und Puppen. Im September und Oktober fallen die Falter besonders auf. Sie sind dann im Siedlungsbereich deutlich häufiger zu sehen als außerhalb. Ob sie den Weg in den Süden schaffen, ist nicht klar. Die meisten sterben wohl bei uns und eine neue Generation fliegt im folgenden Jahr wieder zu.

■ Siedlungsränder

Gerade hier gibt es interessante Schmetterlingsbiotope. Brachen, Bahngelände, Baulücken, Erddeponien und Altlastflächen sind für viele Arten winzige Rettungsinseln im Meer der für sie lebensfeindlichen Umwelt. Hier kommt nicht ständig der Mulchmäher zum Einsatz, es wird nicht gedüngt und vor allem gibt es eine pflanzliche Vielfalt. Wenn der Bewuchs lückig ist und sich deswegen der Boden stark erwärmt, steht einem kleinen Schmetterlingsparadies am Siedlungsrand nur noch der Ordnungssinn mancher Mitmenschen im Wege. Auf solchen Flächen findet man besondere Arten wie den Kurzschwänzigen Bläuling und Widderchen wie das Sechsfleck-Widderchen, das Esparssetten-Widderchen oder auch das Kleine Fünffleck-Widderchen. Dies sind alles Arten, die Schmetterlingsblütler wie den Hornklee als Eiablageplatz wählen. Dieser ist eine konkurrenzschwache Art, die durch Düngung schnell verdrängt wird.

Gärten und Kleingartenanlagen ziehen manche Arten auch an. Vor allem im Frühjahr und Herbst finden hier die als Falter überwinterten Arten Nektar. Selbst ein Trauermantel sitzt schon mal auf einem Sommerflieder. Naturnahe Gärten mit heimischen Wiesenblumen, Stauden und Sträuchern würden auch als Eiablageplatz für einige Arten, wie den Schwalbenschwanz (z. B. Möhren) oder das Tagpfauenauge (z. B. Brennnesseln) in Frage kommen.

Auf höherwüchsigen, nährstoffreicheren Brachen kommen ebenfalls seltene Arten wie der Storchschnabelbläuling vor. Wie der Name schon sagt, ist er streng an den Storchschnabel gebunden. Nach meinen Beobachtungen ist dies der Wiesenstorchschnabel. Allerdings müssen die Pflanzen ab Mitte Juni blühen. Das ist nicht an allen Standorten der Fall. Der Blühzeitpunkt ist wichtig, denn die Falter saugen gerne an den Storchschnabelblüten, und vor allem legen sie ihre Eier am Stempel der Blüten ab. Daraus wird auch ersichtlich, warum die Falter im Gegensatz zu ihrer Futterpflanze so selten sind. Auf nicht überdüngten Mähwiesen, wo die Pflanze auch wächst, reicht die Zeit zwischen den Mähterminen zur Entwicklung der Schmetterlinge einfach nicht aus, denn die Jungraupen leben noch eine zeitlang im Fruchtknoten. Die beflogenen Brachflächen sind oft nur so groß wie ein Tennisplatz und mit mehr als zehn Storchschnabelbläulingen, die gleichzeitig fliegen, kann man nicht rechnen. Die Zukunft solcher Flächen ist ebenfalls ungewiss. Ohne diese aber hat die Art keine Überlebenschance.

Ähnliches gilt für viele weitere Arten, die auf diesen Siedlungsrandbrachen leben. Es sind dies zum Beispiel der Braunkolbige und der Schwarzkolbige Braundickkopffalter, das Große Ochsenauge, der Rundaugen-Mohrenfalter, der Geißkleebläuling oder der Braune Feuerfalter. Attraktiv für diese Arten sind auch die Saugpflanzen wie Disteln, Flockenblumen und Witwenblumen, die den adulten Faltern in ihrer Hauptflugzeit zwischen Mitte Juni und Mitte August zur Verfügung stehen. Das ist in der Feldflur oder auch im städtischen Grün nur selten der Fall.

■ Landwirtschaftlich genutzte Flächen

Auf landwirtschaftlich genutzten Flächen sucht man Schmetterlinge die meiste Zeit des Jahres vergebens. Es gibt keine pflanzliche Vielfalt mehr. Die industrielle Landwirtschaft erlaubt nur das Gedeihen von Raps, Mais, Wintergetreide und Fettwiesen. Alles andere wird durch Herbizide vernichtet. Ferner ist auf den Grasäckern mit ihren häufigen Mäheinsätzen und „Gülleduschen“ die Entwicklung von Schmetterlingen praktisch unmöglich. Als Lebensräume bleiben nur die Wegränder und eventuell ein paar biologisch bewirtschaftete Flächen übrig. Trotz Zuschüssen für die Landwirtschaft wird unsere Feldflur immer artenärmer.

Extensiv genutzte Flächen sieht man immer seltener. Die letzten kleinen Luzerneäcker, Rotklee wiesen, Buntbrachen und Gelbsenfäcker werden im Spätsommer und Herbst zum Anziehungspunkt für Weißlinge wie den Weißklee-Gelbling oder den Postillion. Erstere Art wird auch Großer Heufalter genannt, letztere auch Wandergelbling. Edelfalter wie die bekannten Arten Kleiner Fuchs, Tagpfauenauge, Admiral und Distelfalter stellen sich ebenfalls ein.

Auf abgernteten, nicht gleich wieder umgepflügten Rapsfeldern, entwickelt sich im Hochsommer eine Ruderalvegetation mit Roter Taubnessel und Ackerstiefmütterchen. Manchmal nutzt letzteres der Kleine Perlmutterfalter als Nektarquelle. Trotz Nachsuche konnte ich allerdings kein Ei an den Pflanzen entdecken.

Die Lebensgrundlage vieler Insekten, darunter auch der Schmetterlinge, ließe sich verbessern, wenn es, wie eigentlich auch gesetzlich vorgesehen, zwei Meter breite Streifen an öffentlichen Wegen gäbe, die nicht gedüngt und gespritzt werden. Nicht asphaltierte Wege und ihre Vegetation bieten kleinklimatisch günstige Standorte für die Eiablage von z.B. Schwalbenschwanz und Hauhechelbläuling.

■ Feuchtwiesen und feuchte Brachen

Obwohl es die meisten Tagfalterarten lieber warm und trocken mögen, gibt es einige Spezialisten bei uns, die auf Pflanzen der Feuchtwiesen angewiesen sind. Allen voran ist hier der Blauschillernde Feuerfalter zu nennen, der wohl seltenste Tagfalter in Baden-Württemberg. Er fliegt nur noch in einem NSG auf der Baar und seine Raupen ernähren sich ausschließlich von Schlangenknoterich, der auch Wiesenknötterich genannt wird. Die Pflege solcher Flächen muss behutsam erfolgen, weil Beweidung oder Mahd die Zahl der Eier und Raupen stark dezimieren können. Natürlich muss die Fläche gleichzeitig offengehalten werden und darf nicht völlig verbuschen. Von umsichtigem Management des feuchten Grünlandes profitieren auch andere Arten wie Rändring-Perlmutterfalter, Braunfleckiger Perlmutterfalter oder die noch im Schwarzwald vorkommenden seltenen Arten wie Natterwurz-Perlmutterfalter, Lilagold-Feuerfalter oder Klee-Widderchen.

■ Waldränder, Waldwiesen, Säume

Die Suche nach unseren Sommervögeln führte mich auch in den Wald. Hier sind vor allem die besonnten, offenen Biotope am oder im Wald für die Falter interessant. Hier können sie ihre Entwicklung ungestört abschließen. Hier finden z. B. die Perlmutterfalter ihre Veilchen, der seltene Schlüsselblumen-Würfelfalter seine Primeln und Kreuzblütler für Aurorafalter und Grünaderweißling gibt es ebenfalls.

Lichter Wald, Waldwiesen und naturnahe Waldränder zeigen eine große Pflanzenvielfalt und ganz wichtig auch eine standörtliche Vielfalt. Es gibt schattige Bereiche aber auch an südlichen Waldrändern vollsonnige Flecken mit krautigen und verholzten Pflanzen. Diese Grenzlinien sind für viele Arten attraktiv, vor allem, wenn sich solche Strukturen an einem Hang befinden. Die Artenliste kann in einem solchen Lebensraum recht lang sein. Es sind regelmäßig anzutreffende Arten wie Grünaderweißling, Zitronenfalter, Kaisermantel, Waldbrettspiel darunter aber auch seltenere Arten wie Graubindiger Mohrenfalter, Baldrian-Schreckenfalter oder Wachtelweizen-Schreckenfalter. Wenn man ganz viel Glück hat, findet man auch mal einen Pflaumen-Zipfelfalter, einen Trauermantel oder einen Großen Schillerfalter.

■ Einschürige Wiesen und extensive Schafweiden

Schafweiden sind ebenfalls attraktive Falterbiotope. Nach der Beweidung dauert es allerdings einige Wochen bis sich wieder Falter zeigen, da es keine Saugpflanzen mehr gibt. Schmetterlingsblütler haben Schafe zum Fressen gern. Deshalb ist die Individuendichte vieler von dieser Pflanzenfamilie abhängigen Falter gering. Andererseits sind kurzrasige Bereiche und Stellen mit Trittschäden förderlich für den Komma-Dickkopffalter. Ein Mosaik verschieden stark beweideter Flächen wäre ideal. Die praktizierte vollständige zweimalige Beweidung ist kontraproduktiv.

Einschürige Wiesen sehen aus wie eine Landschaft aus einer anderen Zeit. Ihnen fehlt das satte Grün der bei uns dominierenden Fettwiesen. Sie sehen von weitem bleich aus, gelblich, grünlich, aber wenn man sich nähert und genauer hinschaut, wird diese Welt sehr bunt und vielfältig. Durch den Mangel an Nährstoffen haben über 50 Wiesenpflanzenarten auf 25 m² eine Chance zu wachsen und zu blühen, während es auf einer Fettwiese bestenfalls 10 konkurrenzstarke Arten sind. Vom Frühjahr bis in den Herbst finden viele Schmetterlingsarten hier Saug-

pflanzen aber auch die so wichtigen Raupenfraßpflanzen. Schmetterlingsblütler wie Hornklee, Esparsette, Hufeisenklee und Wundklee werden mit Eiern belegt. Man könnte fast meinen, diese Pflanzenfamilie hätte ihren Namen von ihrer großen Bedeutung als Eiablageplatz für Bläulinge und Widderchen bekommen. Er rührt aber von der angeblichen Ähnlichkeit ihrer Blüten mit Schmetterlingen her. Letztere fliegen zahlreich auf diesen Wiesen. Neben den bereits erwähnten Bläulingen und Widderchen kann man z.B. verschiedene Perlmutterfalter, Scheckenfalter und das seltene Rotbraune Wiesenvögelchen hier beobachten. Die Artenvielfalt und bei manchen Arten auch die Individuendichte ist beeindruckend und erinnert fast an die Aufzeichnungen von Ris aus den 1920er Jahren. Ob es diese Wiesen auch noch in 100 Jahren gibt?

Auswahl an beobachteten Tag- und Nachtfalterarten

Vorbemerkung zur Artenliste: Die Namen der Tagfalter wurden größtenteils dem Werk *Schmetterlinge. Die Tagfalter Deutschlands* aus dem Jahr 2005, die der Nachtfalter dem Werk *Die Schmetterlinge Baden-Württembergs* entnommen. Leider gibt es für viele Arten mehrere deutsche wie auch mehrere wissenschaftliche Namen. Deshalb werden auch einige Synonyme genannt.

Leicht bestimmbare Falter wie Taubenschwänzchen oder Zitronenfalter wurden naturgemäß häufiger notiert als schwieriger zu determinierende Arten wie Perlmutterfalter. Außerdem spielt die Dauer der Flugzeit eine Rolle. Trotzdem lässt sich anhand der Beobachtungstage der Falter (insgesamt ca. 170) erkennen, wie häufig man den einzelnen Arten bei uns begegnen kann. Allerdings entspricht die Zahl der Beobachtungstage nicht der Zahl der Flugplätze, weil schmetterlingsreiche Biotope im Beobachtungszeitraum häufiger besucht wurden und auch nicht den Häufigkeitsangaben in Roten Listen, weil diese aufgrund von befliegenen Messstischblättern ermittelt werden.

Ritterfalter

1. **Schwabenschwanz**, *Papilio machaon* (LINNAEUS,1758); in den meisten Jahren selten, 2009 mittelhäufig, 48 Beobachtungstage; flugstark, nutzt gerne warme Ruderalstandorte, Gärten und gelegentlich einschürige Wiesen zur Eiablage; Beobachtungszeitraum: 9.4.(11) – 11.9.(10), verschiedene Biotope; 2 Generationen

Weißlinge

2. **Leguminosenweißling**, *Leptidea sinapis/reali (juvernica)* (Die beiden Arten lassen sich sicher nur genitalmorphologisch unterscheiden.); mittelhäufig, 63 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.4.(10) – 8.9.(12); mageres Grünland und Brachen mit Wiesenplatterbse oder Hornklee; 2 Generationen, manchmal eine unvollständige 3. Generation (2012)
3. **Aurorafalter**, *Anthocharis cardamines* (LINNAEUS,1758); mittelhäufig, 36 Beobachtungstage; braucht ungemähte Kreuzblütlerbestände, da die Verpuppung in der Vegetation erfolgt; Beobachtungszeitraum: 29.3.(11) – 24.6.(12), 2013 noch am 5.7.; Waldränder; 1 Generation

4. **Baumweißling**, *Aporia crataegi* (LINNAEUS, 1758); selten, 12 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 30.5.(11) – 3.7.(06); Wald-
ränder, Waldwiesen, Brachen; 1 Generation
5. **Karstweißling**, *Pieris mannii* (MAYER, 1851); am 31.8.13 zum ersten Mal in
Villingen an Zierblumen fotografiert, schwer erkennbare neue Art in
unseren Siedlungen
6. **Großer Kohlweißling**, *Pieris brassicae* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig,
71 Beobachtungstage; Die Männchen patrouillieren gerne den Waldrand
auf und ab auf der Suche nach Weibchen; Beobachtungszeitraum:
24.5.(11) – 20.10.(12); verschiedene Biotope; 2–3 Generationen
7. **Kleiner Kohlweißling**, *Pieris rapae* (LINNAEUS, 1758); häufig, 155 Beobach-
tungstage; Beobachtungszeitraum: 31.3.(12) – 22.10.(12); verschiedene
Biotope mit Schwerpunkt im Offenland; 3 Generationen
8. **Grünaderweißling**, *Pieris napi* (LINNAEUS, 1758); häufig, 118 Beobachtungs-
tage, Beobachtungszeitraum: 3.4.(11) – 26.9.(09); verschiedene Biotope mit
Schwerpunkt in Saumbiotopen; 3 Generationen
9. **Wander-Gelbling**, *Postillion*, *Colias crocea* (FOURCROY, 1785); Wanderfalter,
Häufigkeit hängt von Zuwanderung ab, 2011 z.B. nur an einem Tag
beobachtet, 36 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum:
10.6.(12) – 22.10.(12), Offenland; 2(?) Generationen
10. **Weißklee-Gelbling**, **Hufeisenklee-Gelbling**, *Colias hyale/alfacariensis*
(*australis*); die beiden Arten können nur sehr schwer voneinander getrennt
werden. Im Kulturland mit Luzerne- und Klee grasäckern fliegt wohl eher
C. hyale, während auf der Südbaar, im Oberen Donautal und am Rand der
Schwäbischen Alb auch *C. alfacariensis* zu erwarten ist, weil dort die
einzige Raupenfraßpflanze, der Hufeisenklee (*Hippocrepis comosa*),
häufig wächst. mittelhäufig, 36 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum:
10.6.(12) – 22.10.(12); Offenland; 2 Generationen, ob bei uns immer?
11. **Zitronenfalter**, *Gonepteryx rhamni* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig,
76 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.2.(08) – 5.10.(12);
Waldränder, Waldwege; 1 Generation mit extrem langer Flugzeit

Würfelfalter

12. **Schlüsselblumen-Würfelfalter**, *Hamearis lucina* (LINNAEUS, 1758); selten,
5 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 7.5.(11) – 16.6.(13);
benötigt lichten Wald oder Waldränder mit Schlüsselblumen; 1 Generation

Bläulinge

13. **Kleiner Feuerfalter**, *Lycaena phlaeas* (LINNAEUS, 1761); mittelhäufig aber
starke Populationsschwankungen, bis Anfang August 2013 überhaupt
keine Beobachtung wohl aufgrund des kalten und nassen Frühjahrs,

Abbildungen rechte Seite von oben nach unten: 1. Schwalbenschwanz, *Papilio machaon*

12. Schlüsselblumen-Würfelfalter, *Hamearis lucina* · 14. Blauschillernder Feuerfalter, *Lycaena helle*





- 35 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 29.4.(12) – 21.10.(12); Schwerpunkt im Offenland; 3 Generationen
14. **Blauschillernder Feuerfalter**, *Lycaena helle* (DENIS & SCHIFFERMÜLLER, 1775) extrem selten, nur noch 1 Flugplatz in ganz Baden-Württemberg auf der Riedbaar; 1 Generation
 15. **Brauner Feuerfalter**, *Lycaena tityrus* (PODA, 1761); selten mit starken Populationschwankungen, bis August 2013 nur zwei Beobachtungen wohl aufgrund des kalten und nassen Frühjahrs, 25 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 6.5.(11) – 20.8.(10), Schwerpunkt auf mageren Feuchtwiesen u. Brachen; 2 Generationen
 16. **Lilagold-Feuerfalter**, *Lycaena hippothoe* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, 6 Beobachtungstage an 3 kleinen Flugplätzen; Beobachtungszeitraum: 22.6.(12) – 6.7.(11); magere Feuchtwiesen; 1 Generation
 17. **Nierenfleck-Zipfelfalter**, *Thecla betulae* (LINNAEUS, 1758); selten, 8 Beobachtungstage, schwer zu beobachten; Beobachtungszeitraum: 10.8.(11) – 20.9.(09); Saumbiotope, Brachen; 1 Generation
 18. **Blauer Eichenzipfelfalter**, *Neozephyrus quercus* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, 2013 einmal am 31.8. am Rand des Unterhölzer Waldes beobachtet, fliegt in den Baumkronen und ist daher schwer zu beobachten
 19. **Grüner Zipfelfalter**, *Callophrys rubi* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, 3 Beobachtungstage, schwer zu beobachten; Beobachtungszeitraum: 10.5.(09) – 17.6.(12); Saumbiotope; 1 Generation
 20. **Pflaumen-Zipfelfalter**, *Satyrium pruni* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, 3 Beobachtungstage, schwer zu beobachten; Beobachtungszeitraum: 24.6.(12) – 6.7.(13); Saumbiotope, Brachen; 1 Generation
 21. **Zwergbläuling**, *Cupido minimus* (FUESSLY, 1775); selten, 4 Beobachtungstage, 2013 häufiger festgestellt; Beobachtungszeitraum: 10.5.(09) – 24.6.(12); einschürige Wiesen mit Wundklee; 1 Generation
 22. **Kurzschwänziger Bläuling**, *Cupido argiades* (PALLAS, 1771); 2012 mittelhäufig, 2013 bis August selten aufgrund des kalten und nassen Frühjahrs, 13 Beobachtungstage; Anmerkung von Mike Herrmann (Konstanz): 2009 am Hochrhein angekommen, in Konstanz 2011; Beobachtungszeitraum: 3.7.(12) – 17.9.(12); Verschiedene Biotope: Brachen, Feuchtwiesen, Magerwiesen, Waldwege, Kleingartenanlagen; 3 Generationen
 23. **Faulbaum-Bläuling**, *Celastrina argiolus* (LINNAEUS, 1758); selten, 2013 häufiger beobachtet, 4 Beobachtungstage, schwer zu beobachten; Eiablage am 2.7.11 an Blutweiderich am renaturierten Neckar in Schweningen; Beobachtungszeitraum: 2.7.(11) – 10.9.(11), unstet; 2 Generationen, manchmal eine unvollständige 3. Generation (2011)
 24. **Thymian-Ameisenbläuling**, *Maculinea arion* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, 2013 einmal am 7.7. bei Hüfingen beobachtet, Flugplatz kleiner als 50 m²; wohl 1 Generation

Abbildungen linke Seite von oben nach unten: 16. Lilagold-Feuerfalter, *Lycaena hippothoe*
26. Geißklee-, Argus-Bläuling, *Plebeius argus* · 27. Storchschnabel-Bläuling, *Polyommatus eumedon*

25. **(Kreuz)-Enzian-Ameisenbläuling**, *Maculinea rebeli* (HIRSCHEKE, 1904); sehr selten, am 7.7.2013 die Falter beobachtet; zwei Flugplätze bei Hüfingen
26. **Geißklee-Bläuling**, **Argus-Bläuling**, *Plebeius argus* (LINNAEUS, 1758); selten, 2013 etwas häufiger beobachtet, 12 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 25.6.(11) – 3.9.(11); mageres Offenland, Brachen; wohl 1 Generation
27. **Storchschnabel-Bläuling**, *Polyommatus eumedon* (ESPER, 1780); selten, 9 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.5.(11) – 14.7.(10); braucht ungemähte Wiesenstorchschnabel-Brachen; 1 Generation
28. **Rotklee-Bläuling**, *Polyommatus semiargus* (ROTTEMBERG, 1775); mittelhäufig, 46 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 14.5.(12) – 3.10.(11); Offenland, Brachen, eine der wenigen Arten, die auch in zweischürigen Wiesen mit Rotklee überleben kann; 2 Generationen, manchmal eine unvollständige 3. Generation (2011)
29. **Esparsetten-Bläuling**, *Polyommatus thersites* (CANTENER, 1835); wenige Beobachtungen von Faltern ohne Wurzelpunkt, die auf Esparsette fixiert waren, leider ist mir keine eindeutige Ansprache möglich
30. **Hauhechel-Bläuling**, **Ikarus-Bläuling**, *Polyommatus icarus* (ROTTEMBERG, 1775); häufig, 101 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 8.5.(11) – 21.10.(12); Wiesen, Brachen, Ruderalstellen, eine der wenigen Arten, die auch in zweischürigem Wiesengrünland mit Hornklee überleben kann; 2 Generationen, manchmal eine unvollständige 3. Generation (2012)
31. **Himmelblauer Bläuling**, *Polyommatus bellargus* (ROTTEMBERG, 1775); selten, 20 Beobachtungstage; Die Raupenfraßpflanze Hufeisenklee wächst auf kalkhaltigem Boden. Beobachtungszeitraum: 2.7. (10) – 23.9.(12), einschürige Wiesen, lückige Brachen, Schafweiden; 2 Generationen
32. **Silbergrüner Bläuling**, *Polyommatus coridon* (PODA, 1761); selten, 18 Beobachtungstage; Die Raupenfraßpflanze Hufeisenklee wächst auf kalkhaltigem Boden; Beobachtungszeitraum: 11.7.(09) – 12.9.(10); einschürige Wiesen; 1 Generation

Edelfalter

33. **Kaisermantel**, *Argynnis paphia* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig, 47 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.6.(12) – 25.9.(11); Waldränder, Waldwege, lichter Wald; 1 Generation
34. **Großer Perlmutterfalter**, *Argynnis aglaja* (LINNAEUS, 1758); selten, 8 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 22.6.(12) – 14.8.(09), unsterblich; 1 Generation
35. **Feuriger Perlmutterfalter**, *Argynnis adippe* ([DENIS & SCHIFFERMÜLLER], 1775); mittelhäufig, 29 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.6.(12) – 9.9.(12), verschiedene Biotope; 1 Generation
36. **Kleiner Perlmutterfalter**, *Issoria lathonia* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig, 2013 bis Anfang August allerdings überhaupt nicht beobachtet wohl aufgrund des kalten und nassen Frühjahrs, 48 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 25.3.(11) – 25.9.(11); Offenlandart, Ackerland; 3(?) Generationen

37. **Mädesüß-Perlmutterfalter**, *Brenthis ino* (ROTTEMBERG, 1775); mittelhäufig, vor allem im Schwarzwald, 25 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 10.6.(12) – 6.8.(10); Brachen, extensiv genutzte Feuchtwiesen; 1 Generation
38. **Randring-Perlmutterfalter**, *Boloria eunomia* (ESPER, 1799); selten, 9 Beobachtungstage, an 5 Flugplätzen im Schwarzwald und auf der Baar gefunden; Raupenfraßpflanze: Wiesenknöterich; Beobachtungszeitraum: 30.5.(11) – 13.7.(10); Feuchtwiesen, feuchte Brachen; 1 Generation
39. **Frühlings-Perlmutterfalter, Silberfleck-Perlmutterfalter**, *Boloria euphrosyne* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, 2013 deutlich häufiger beobachtet, 2 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 12.5.(08) – 11.7.(13), Waldränder, Waldwiesen, breite Waldwege; 1 Generation
40. **Natterwurz-Perlmutterfalter**, *Boloria titania* (ESPER, 1793); sehr selten, am 23.6.12 bei Peterzell beobachtet; Feuchtwiese; 1 Generation
41. **Braunfleckiger Perlmutterfalter**, *Boloria selene* ([DENIS & SCHIFFERMÜLLER], 1775); selten, vor allem im Schwarzwald, 6 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 30.5.(11) – 8.7.(11); Feuchtwiesen, Waldränder; 1 Generation
42. **Magerrasen-Perlmutterfalter**, *Boloria dia* (LINNAEUS, 1767); mittelhäufig, 25 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum. 24.4.(12) – 9.9.(12); einschürige Wiesen, magere Brachen; 2 Generationen
43. **Admiral**, *Vanessa atalanta* (LINNAEUS, 1758); Häufigkeit hängt von Zuwanderungsrate ab, schwankt aber nicht so stark wie beim Distelfalter, 85 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 10.5.(12) – 22.10.(12), verschiedene Biotope; 1? Generation
44. **Distelfalter**, *Vanessa cardui* (LINNAEUS, 1758); Häufigkeit hängt von Zuwanderungsrate ab und schwankt extrem stark: 2009 sehr häufig, danach eher selten und 2012 sehr selten, 2013 wieder häufiger; Beobachtungszeitraum: 10.5.(09) – 21.10.(12); verschiedene Biotope; 1? Generation
45. **Tagpfauenauge**, *Nymphalis io* (LINNAEUS, 1758), häufig, 116 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 17.3.(12) – 29.10.(11); verschiedene Biotope; 2(?) Generationen
46. **Kleiner Fuchs**, *Nymphalis urticae* (LINNAEUS, 1758); häufig, 129 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 4.3.(11) – 20.10.(12); verschiedene Biotope; 2(?) Generationen
47. **C-Falter**, *Nymphalis c-album* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig, 58 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 26.3.(11) – 22.10.(12); Waldränder, Saumbiotope; 1(?) Generation
48. **Landkärtchenfalter**, *Araschnia levana* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig mit starken Schwankungen, 2009 deutlich häufiger als die übrigen Jahre im Beobachtungszeitraum, 40 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 9.4.(11) – 20.8.(10); Waldränder, Saumbiotope; 2 Generationen
49. **Trauermantel**, *Nymphalis antiopa* (LINNAEUS, 1758); selten, 16 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum 9.4.(11) – 15.9.(11); Waldränder, Saumbiotope; 1 Generation

50. **Großer Fuchs**, *Nymphalis polychloros* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, von J. Kammerer und M. Ebert nachgewiesen
51. **Wegerich-Scheckenfalter**, *Melitaea cinxia* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, am 18.6.13 am Eichberg beobachtet; einschürige Wiesen 1 Generation
52. **Roter Scheckenfalter**, *Melitaea didyma* (ESPER, 1779); sehr selten, am 11.7.12 zwischen Zimmern und Geisingen beobachtet
53. **Baldrian-Scheckenfalter**, *Melitaea diamina* (LANG, 1789); selten, vor allem im Schwarzwald, 13 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 10.6.(12) – 18.7.(10); Brachen, Feuchtwiesen, Waldränder; 1 Generation
54. **Westlicher Scheckenfalter**, *Melitaea parthenoides* (KEFERSTEIN, 1851); sehr selten, 4 Beobachtungstage an 3 Flugplätzen; Beobachtungszeitraum: 19.8.(09) – 12.9.(10); einschürige Wiesen; 2 Generationen
55. **Ehrenpreis- und/oder Östlicher Scheckenfalter**, *Melitaea aurelia/britomartis*; selten, nur durch Genitalanalyse sicher zu unterscheiden; 7 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.5.(11) – 13.7.(09); einschürige Wiesen, Brachen; 1 Generation
56. **Wachtelweizen-Scheckenfalter**, *Melitaea athalia* (ROTTEMBERG, 1775); selten, vor allem im Schwarzwald, 13 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 30.5.(11) – 18.7.(10); Brachen, Waldränder, Saumbiotope; 1 Generation
57. **Kleiner Eisvogel**, *Limenitis camilla* (LINNAEUS, 1764); selten, 2013 etwas häufiger beobachtet, 5 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.6.(12) – 31.7.(11); Waldränder, Waldwege; 1 Generation
58. **Kleiner Schillerfalter**, *Apatura ilia* ([DENIS & SCHIFFERMÜLLER], 1775); sehr selten, nur am 12.7.11 in der Nähe der Feldner Mühle bei Villingen beobachtet; 1 Generation
59. **Großer Schillerfalter**, *Apatura iris* (LINNAEUS, 1758); selten, 8 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 26.6.(11) – 6.8.(13); Waldränder, Waldwege; 1 Generation

Augenfalter

60. **Waldbrettspiel**, *Pararge aegeria* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig, 2013 etwas häufiger beobachtet, 25 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 10.5.(09) – 12.9.(10); Wald; 2 Generationen
61. **Mauerfuchs**, *Lasiommata megera* (LINNAEUS, 1767); selten, 4 Beobachtungstage an 4 Flugplätzen; Beobachtungszeitraum: 21.7.(12) – 9.8.(10); Waldränder, Wege, Felsen; 2 Generationen
62. **Braunauge**, *Lasiommata maera* (LINNAEUS, 1758); selten, eher im Schwarzwald, 6 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 22.6.(12) – 15.7.(06), unset; 1 Generation
63. **Gelbringfalter**, *Lopinga achine* (SCOPOLI, 1761); sehr selten, nur am 21.7.13 am Buchberg beobachtet; 1 Generation

Abbildungen rechte Seite von oben nach unten: 36. Kleiner Perlmutterfalter, *Issoria lathonia*
59. Großer Schillerfalter, *Apatura iris* · 78. Gelbwürfeliges Dickkopffalter, *Carterocephalus palaemon*





64. **Weißbindiges Wiesenvögelchen**, *Coenonympha arcania* (LINNAEUS, 1761); selten, 2013 etwas häufiger beobachtet, Verbreitungsschwerpunkt: Südbaar, 5 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 5.6.(11) – 18.7.(11); Saumbiotope angrenzend an einschürige Wiesen; 1 Generation
65. **Rotbraunes Wiesenvögelchen**, *Coenonympha glycerion* (BORKHAUSEN, 1788); selten, 13 Beobachtungstage, Beobachtungszeitraum: 5.6.(11) – 8.8.(11); Einschürige Wiesen, Brachen; 1 Generation
66. **Kleines Wiesenvögelchen**, *Coenonympha pamphilus* (LINNAEUS, 1758); häufig, 84 Beobachtungstage; Eine der wenigen Arten, die auch in zweischürigem Wiesengrünland überleben kann. Beobachtungszeitraum: 29.4.(12) – 23.9.(12); 2 Generationen, manchmal eine unvollständige 3. Generation (2012)
67. **Schornsteinfeger**, *Aphantopus hyperantus* (LINNAEUS, 1758); häufig, 76 Beobachtungstage; einschürige Wiesen, Brachen, Waldrand; Beobachtungszeitraum: 7.6.(11) – 20.8.(10), Ende August noch vereinzelt frische Falter; 1 Generation
68. **Großes Ochsenauge**, *Maniola jurtina* (LINNAEUS, 1758); häufig, 94 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 17.6.(12) – 16.9.(12); einschürige Wiesen, Brachen, Waldränder; 1 Generation
69. **Weißbindiger Mohrenfalter**, *Erebia ligea* (LINNAEUS, 1758); selten, 7 Beobachtungstage, 2013 nicht nachgewiesen; Beobachtungszeitraum: 9.7.(11) – 7.8.(10); Brachen, Waldränder; 1 Generation
70. **Graubindiger Mohrenfalter**, *Erebia aethiops* (ESPER, 1777); mittelhäufig, 22 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 26.6.(11) – 19.9.(10); Brachen, Waldränder; 1 Generation
71. **Rundaugen-Mohrenfalter**, Frühlings-Mohrenfalter, *Erebia medusa* ([DENIS & SCHIFFERMÜLLER]); mittelhäufig, 21 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 6.5.(11) – 20.6.(09); einschürige Wiesen, Brachen, Wegränder; 1 Generation
72. **Gelbbindiger Mohrenfalter**, *Erebia meolans* (DE PRUNNER, 1798); selten, 6 Beobachtungstage, nur im Schwarzwald; Beobachtungszeitraum: 22.6.(12) – 13.7.(10); Brachen, Wegränder, Waldränder; 1 Generation
73. **Schachbrett**, *Melanargia galathea* (LINNAEUS, 1758); häufig, 80 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 22.6.(12) – 9.9.(12); einschürige Wiesen, Brachen, Waldränder; 1 Generation

Dickkopffalter

74. **Dunkler Dickkopffalter**, *Erynnis tages* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, am 2.7.13 bei Fürstenberg und am 2.6.13 bei Hondingen auf der Südbaar beobachtet; 1–2 Generationen

Abbildungen linke Seite von oben nach unten: 82. Rostfarbiger Dickkopffalter, *Ochlodes sylvanus*

85. Esparsetten-Widderchen, *Zygaena carniolica* · 92. Taubenschwänzchen, *Macroglossum stellatarum*

Fotos von Matthias Eber

75. **Malven-Dickkopffalter**, *Carcharodus alceae* (ESPER, 1780); sehr selten, am Eichberg (26.7.09) und in Villingen (7.8.13) den Falter nachgewiesen, adulte Raupen am Eichberg an Moschusmalve (18.7.12), in Villingen an Mauretanischer Wegmalve (4.10.13)
76. **Roter Würfel-Dickkopffalter**, *Spialia sertorius* (HOFFMANNSEGG, 1804); sehr selten, 2 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 16.6.(12) – 29.8.(12); einschürige Magerwiesen und Schafweiden mit Kleinem Wiesenknopf, Wegränder; 1 Generation, manchmal eine unvollständige 2. Generation (2012)
77. **Kleiner Würfel-Dickkopffalter**, *Pyrgus malvae* (LINNAEUS, 1758); selten, 2013 etwas häufiger beobachtet, 7 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 7.5.(11) – 25.6.(09); 1 Generation
78. **Gelbwürfeliges Dickkopffalter**, *Carterocephalus palaemon* (PALLAS, 1771); selten, 2013 deutlich häufiger beobachtet, 8 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 6.5.(11) – 24.6.(12); Waldränder, Waldwege; 1 Generation
79. **Schwarzkolbiger Braun-Dickkopffalter**, *Thymelicus lineola* (OCHSENHEIMER, 1806); mittelhäufig, 57 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 23.6.(11) – 23.8.(09); Brachen, Waldränder; 1 Generation
80. **Braunkolbiger Braun-Dickkopffalter**, *Thymelicus sylvestris* (PODA, 1761); mittelhäufig, 41 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 23.6.(12) – 23.8.(09); Brachen, Waldränder; 1 Generation
81. **Komma-Dickkopffalter**, *Hesperia comma* (LINNAEUS, 1758); sehr selten, 4 Beobachtungstage an 3 Flugplätzen; Beobachtungszeitraum: 1.8.(11) – 9.9.(09); magerstes Grünland; 1 Generation
82. **Rostfarbiger Dickkopffalter**, *Ochlodes sylvanus* (ESPER, 1778); mittelhäufig, 42 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.5.(11) – 9.8.(10); vor allem Waldränder; 1 Generation

Widderchen, Zygaenen

83. **Thymian- und/oder Bibernell-Widderchen**, *Zygaena purpuralis/minos*; sehr selten, nur durch Genitalanalyse sicher zu unterscheiden, 5 Beobachtungstage an 3 Flugplätzen; Beobachtungszeitraum: 22.6.(10) – 2.7.(10); 1 Generation
84. **Bergkronwicken-Widderchen**, *Zygaena fausta* (LINNAEUS, 1767); sehr selten, ein Flugplatz am Eichberg, z.B. am 1.8.11; 1 Generation
85. **Esparsetten-Widderchen**, *Zygaena carniolica* (SCOPOLI, 1763); selten, 20 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.7.(12) – 12.9.(10); magere Brachen, verträgt keine Sommermahd; 1 Generation
86. **Beilflecken-Widderchen**, *Zygaena loti* ([DENIS & SCHIFFERMÜLLER, 1775]); sehr selten, 5 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 16.6.(12) – 18.7.(10); einschürige Wiesen, magere Brachen; 1 Generation
87. **Kleines Fünfflecken-Widderchen**, *Zygaena viciae* ([DENIS & SCHIFFERMÜLLER, 1775]); mittelhäufig, 28 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 7.7.(12) – 14.8.(09); einschürige Wiesen, magere Brachen; 1 Generation

88. **Hufeisenklee-Widderchen**, *Zygaena transalpina* (ESPER, 1779); sehr selten auf der Südbaar beobachtet, 3 Flugplätze; Beobachtungszeitraum: 26.7.(09) – 11.8.(13); einschürige Wiesen, magere Brachen, Waldränder
89. **Sechsfleck-Widderchen**, *Zygaena filipendulae* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig, 56 Beobachtungstage, verträgt Sommermahd schlecht; einschürige Wiesen, Schafweiden, Brachen; Beobachtungszeitraum: 22.6.(10) – 21.9.(10), auch im September noch frische Falter; 1? Generation
90. **Sumpfhornklee-Widderchen**, *Zygaena trifolii* (ESPER, 1783); sehr selten, 4 Beobachtungstage auf zwei Feuchtwiesen im Schwarzwald; Beobachtungszeitraum: 22.6.(12) – 9.7.(13)
91. **Klee-Widderchen**, *Zygaena lonicerae* (SCHEVEN, 1777); sehr selten, am 6.7.11 auf einer Schafweide bei Villingen beobachtet

Schwärmer

92. **Taubenschwänzchen**, *Macroglossum stellatarum* (LINNAEUS, 1758); mittelhäufig, 58 Beobachtungstage; Beobachtungszeitraum: 24.4.(10) – 21.10.(12), Verschiedene Biotope, Kulturfolger; 1? Generation

Fazit und Ausblick

Durch die geologische und klimatische Vielfalt in und vor allem um die Baar-Hochmulde herum gibt es noch eine interessante Schmetterlingsvielfalt. 92 Arten bzw. Artenpaare konnten in diesen fünf Jahren von mir nachgewiesen werden. Sicher kommt noch die eine oder andere Art mehr hier vor. Im Vergleich dazu fliegen am Randen noch gut 80 Arten und im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald ungefähr 120 (HÖFFLIN, 2004). Unter den 92 Arten sind auch neue Zuwanderer, nämlich der Kurzschwänzige Bläuling und der Karstweißling. Vielleicht können sie sich bei uns auf Dauer etablieren. Für andere sehr seltene Arten sind Artenschutzprogramme notwendig, damit sie bei uns nicht aussterben. Die Ansprüche dieser 25 Arten sind gut bekannt (vgl. Grundlagenwerke). Aktuell gibt es aber nur für den Gelbringfalter, den Kreuzenzian-Ameisenbläuling, den Thymian-Ameisenbläuling und das Bergkronwicken-Widderchen bestandssichernde Maßnahmen.

Für viele weitere Arten gilt folgendes:

Sie kommen nur noch in Kleinstpopulationen vor und eine Vernetzung einiger dieser Populationen wäre dringend notwendig. Noch wichtiger ist überhaupt der Erhalt der oft kleinflächigen Biotope. Vielfach handelt es sich um Flächen, die durch Bauvorhaben bedroht sind. Der ökologische Wert dieses „Ödlandes“ wird einfach nicht erkannt. Manche der Flächen werden durch Verbuschung immer kleiner. Hier wären umsichtige Entbuschungsmaßnahmen im Herbst oder Winter angebracht. Die Schaffung neuer Rohbodenstandorte als Ausgleichsmaßnahme für Naturzerstörung durch Flächenversiegelung wäre auch für viele Arten positiv.

Nicht zu unterschätzen ist der ständige Nährstoffeintrag aus der Luft und umliegender landwirtschaftlich genutzter Flächen. Die Vegetation wird immer grüner und immer mastiger. Dadurch wird der Biotop feuchter und kühler, und obwohl manchmal die Raupenfraßpflanzen noch vorhanden sind, eignen sie sich häufig nicht mehr für die Eiablage, weil die mikroklimatischen Ansprüche der Art

nicht mehr erfüllt werden. Abhängig von den vorkommenden Arten müssten diese Flächen alle paar Jahre wenigsten teilweise gemäht werden und das trockene Mähgut muss abgeräumt werden. Leider findet eine Pflege häufig gar nicht statt oder wenn, wird im Sommer gemulcht. Dabei werden Eier, Raupen und Puppen, die sich in der Vegetation befinden, zerstört und es entsteht eine dicke Mulchschicht, die zu weiterer Eutrophierung führt.

Im Wald nimmt der Druck auf Freiflächen zu. Durch den steigenden Holzpreis wird es rentabel, bis dato zu feuchte, zu steile oder zu kleine Flächen zu nutzen und aufzuforsten. So gehen wieder „Schmetterlingsinseln“ verloren und dafür gibt es laut Zeitungsberichten auch noch „Ökopunkte“.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Erhalt unserer für mich und für viele andere Menschen faszinierenden Schmetterlinge und damit auch vieler anderer heimischer Tiere und Pflanzen nur möglich ist, wenn wir ein Mosaik von unterschiedlich extensiv genutzten Flächen erhalten und neu schaffen. Dabei kommen Brachen, Weg- und Waldrändern und vor allem mageren extensiv genutzten Wiesen und Weiden ohne Gülle-Düngung eine zentrale Rolle zu. Zu RIS Zeiten gab es dieses Mosaik noch. Ob wir Menschen der „Überflussesgesellschaft“ innehalten, den Wert der biologischen Vielfalt erkennen und unsere ethische Verantwortung wahrnehmen, bleibt abzuwarten.

Danksagung

Ein herzlicher Dank geht an Dr. Helmut Gehring, der mir viele interessante Naturschönheiten auf der Baar gezeigt hat und an Matthias Ebert, der mich oft begleitet und die Fotos für diesen Beitrag zur Verfügung gestellt hat. Ferner möchte ich mich bei Dr. Mike Herrmann aus Konstanz und Josef Kammerer aus Weilersbach für die kritische Durchsicht des Manuskripts und ihre wertvollen Hinweise bedanken.

Literatur

- SCHIESS-BÜHLER, C. (1993): Tagfalter im Schaffhauser Randen. Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen Nr. 45. Thayngen-Schaffhausen. S.13
- HÖFFLIN, M. (2010): Tagfalter im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Eigenverlag. Titisee-Neustadt.
- Grundlagenwerke:
- BELLMANN, H. (2003): Der neue Kosmos Schmetterlingsführer. Stuttgart.
- BRÄU, M., BOLZ, R., KOLBECK, H., NUNNER, A., VOITH, J. U. WOLF, W. (2013): Tagfalter in Bayern. Stuttgart.
- BÜHLER-CORTESI, T. (2009): Schmetterlinge. Tagfalter der Schweiz. Bern, Stuttgart, Wien.
- EBERT, G. U. RENNWALD, E. (1991): Die Schmetterlinge Baden-Württembergs. Bände 1–2. Stuttgart.

- EBERT, G. (1994): Die Schmetterlinge Baden-Württembergs. Band 3. Stuttgart.
- LAFRANCHIS, T. (2010): Papillons d'Europe. Guide et clés de détermination des papillons de jour. Paris.
- SETTELE, J., STEINER, R., REINHARDT, R., FELDMANN, R. (2005): Schmetterlinge. Die Tagfalter Deutschlands. Stuttgart.
- TOLMAN, T. U. LEWINGTON, R. (2012): Schmetterlinge Europas und Nordwestafrikas. Stuttgart.
- WEIDEMANN, H.-J. (1986): Tagfalter. Melsungen.

Adresse des Verfassers:

Thomas Schalk
Stöckerberg 4/1
78050 Villingen-Schwenningen

Thomas Schalk ist Biologie- und Englischlehrer am Hoptbühlgymnasium in Villingen-Schwenningen. Seit Jahren setzt er sich als Pädagoge und als Vorsitzender der NABU-Guppe Schwarzwald-Baar für den Erhalt der heimischen Tier- und Pflanzenwelt im Schwarzwald-Baar-Kreis ein. Seine naturkundlichen Führungen sind seit Jahren ein fester Bestandteil des Veranstaltungsprogramms der NABU-Gruppe Schwarzwald-Baar.

Das Plattenmoos – frühe anthropogene Eingriffe rund um das letzte intakte Hochmoor der Baar

von WOLF HOCKENJOS

Vorbemerkung

Eine Exkursion des Baarvereins im Juni 2013 „*Rund um das Plattenmoos*“ bot Gelegenheit zu einer lebhaften Erörterung der Entstehung und der Nutzungsgeschichte dieses letzten leidlich intakten Hochmoores der Baar. Diskutiert wurden dabei die historisch verbürgten Eingriffe in die Gewässer, die das Plattenmoos einst gespeist haben müssen, wie auch allfällige Entwässerungsmaßnahmen zum Zweck des Torfabbaus. Bei der Sichtung der Literatur stößt der Leser auf zahlreiche Rätsel und Ungereimtheiten. Insbesondere die Entstehungsgeschichte der in der Bevölkerung sog. „Schlucht“ unweit des Moores muss überraschen, die Eintiefung des die Gemarkungen Überauchen und Pfaffenweiler trennenden *Hofbächles* in historischer Zeit. Die „Schlucht“ sei das Ergebnis „einer für danubische Verhältnisse ganz außerordentlichen Erosion“, hat bereits WILLI PAUL¹, der Vöhrenbacher Geologe, 1984 in einem Beitrag für die Schriften der Baar festgestellt. Wie hat man sich diesen Vorgang konkret vorzustellen, wie rasch schreitet die Schluchtbildung voran und wodurch wurde sie ausgelöst?

Das Plattenmoos

Anders als das Schwenninger Moos ist das *Plattenmoos*, ein 56 ha umfassendes Naturschutzgebiet zwischen Tannheim und Pfaffenweiler, auch unter Einheimischen kaum bekannt und wenig besucht. Es liegt, was den Schutzziele zustatten kommt, gut abgeschirmt hinter Fichtenaufforstungen aus den 1960er Jahren; damals entledigte man sich noch auf diese Weise der nicht mehr genutzten Streuwiesen, wiewohl hier vielerlei floristische Kostbarkeiten überdauert hatten. In den Schriften der Baar hat ANDREAS WEBER² schon im Jahr 1984 beklagt, dass die Vorkommen von *Drosera rotundifolia* (Rundblättriger Sonnentau), *Tofieldia calyculata* (Gewöhnliche Simsenlilie), *Pinguicula vulgaris* (Gemeines Fettkraut) und *Primula farinosa* (Mehlprimel) nicht mehr bestätigt werden konnten. Die letztere hatte K. A. HABBE³ noch ausgangs der 1960er Jahre vorgefunden. Noch heute vorhanden sind immerhin einige Spirken (*Pinus rotundata*) sowie, vereinzelt als rare Besonderheit, die Rosmarinheide (*Andromeda polifolia*).

Moore sind Archive der Vegetations- und Siedlungsgeschichte vor allem dank des im Torf alljährlich abgelagerten und über Jahrtausende konservierten Blütenstaubs. Die flache Kaltluftwanne („Kälte-Insel“) der Baar, einstmals als „Sumpf- und Quellenland“ gedeutet, wurde als landwirtschaftlich genutztes Alt-siedelland so gründlich drainiert und trockengelegt, dass nur eben noch zwei Hochmoore, das Schwenninger und das Plattenmoos, überlebt haben, beide freilich stark gestört durch Torfabbau. Vor allem die forstliche Standortskunde war



Spruke (*Pinus rotundata*), erkennbar an der schwärzlichen Rinde – im Gegensatz zur gelbroten Spiegelrinde der Waldkiefern. Fotos: Wolf Hockenjos

es, die schon früh auf die hier vorgefundenen Pollenspektren zurückgegriffen hat. Es galt, die nacheiszeitliche Vegetationsgeschichte zu rekonstruieren, denn die ließ Rückschlüsse zu auf den *natürlichen Wald* von einst, an welchem sich definitionsgemäß die heutige naturnahe Waldwirtschaft zu orientieren hat. So hat im Plattenmoos bereits 1967 R. HAUFF⁴ pollenanalytische Untersuchungen durchgeführt.

Seit 1949 pflegt man die Waldgeschichte vergleichsweise grob in die Entwicklungsabschnitte I bis X nach einem Schema des Biologen F. FIRBAS einzuteilen. Bei der üblichen Bohrtiefe setzen die Pollenprofile in der Regel bei den Stufen VI und VII in der Mittleren Wärmezeit mit ihren Eichenmischwäldern ein. In der Stufe VIII (Späte Wärmezeit oder *Tannenzeit*) wanderten Buchen und Tannen in die Eichenmischwälder ein, gefolgt von der besonders bedeutsamen Stufe IX (Ältere Nachwärmezeit oder *Buchenzeit*); diese umfasst die Zeitspanne von etwa 700 vor bis 700 nach Christus und wird für die Herleitung des (von Menschen noch wenig beeinflussten) *natürlichen Waldes von einst* herangezogen, da die damaligen Klimawerte mit jenen der Neuzeit vergleichbar sind. Hieraus wiederum wird die *potenzielle natürliche Vegetation von heute* abgeleitet. Die neuere vegetationsgeschichtliche Forschung neigt freilich unter dem Eindruck von großflächig nachgewiesenen, bereits eisenzeitlichen Entwaldungen dazu, die Zeithorizonte sehr viel weiter zurückzulegen. „Von unberührter Natur in Pollenzone IX nach FIRBAS“, schreiben M. RÖSCH und E. FISCHER im Katalog der Stuttgarter Kelten-



Rarität der Hochmoore: die Rosmarinheide (*Andromeda polifolia*).



Die Große Tanne in der »Schlucht«, ein geschütztes Naturdenkmal.

ausstellung⁵ des Jahres 2012, „kann also nicht und in keiner Landschaft die Rede sein.“ Zum nämlichen Ergebnis kommt G. REICHEL⁶, der u. a. auch auf die pollenanalytischen Befunde von HAUFF im Plattenmoos zurückgreift: Angesichts einer Vielzahl von Indizien könne „kein Zweifel darüber bestehen, dass sich der Einfluss menschlicher Wirtschaftsweise in der Vegetationsgeschichte schon lange vor dem Subatlantikum (IX), der sogenannten „Nachwärmezeit“, deutlich bemerkbar macht.“

Nach den von HAUFF in der Stufe IX im Plattenmoos ermittelten Pollen-Prozentwerten der Waldbaumarten setzte sich der *natürliche Wald von einst* auf der Baar zusammen aus 10 % Eichenmischwaldarten (Eiche, Hainbuche, Ulme, Linde, Esche, Ahorn) 37 % Buche, 43 % Tanne und 10 % Fichte. Außen vor bleibt dabei vereinbarungsgemäß der Kiefernanteil, da er in allen Mooren enthalten ist und die Pollen der Waldkiefer (*Pinus sylvestris*) nicht von denen der das Moor besiedelnden Spirke (*Pinus rotundata*) unterschieden werden können. Die Regionalwaldgesellschaft der Baar wurde deshalb als *subborealer Tannen-Buchen-Fichten-Wald* bezeichnet, ein Waldbild, das so gar nicht korrespondieren will mit demjenigen von heute, in welchem die Fichte dominiert, die Tannen zumeist nur noch schwach vertreten und die Buchen weithin verschwunden sind. „Boreal“ steht für „nordisch“, wohl wegen der Anklänge an den nordisch-düsteren Charakter nordischer Nadelwälder (wiewohl dort Buchen und Weißtannen fehlen) und



Moor- oder Rauschbeere (*Vaccinium uliginosum*).

angesichts der klimatischen Besonderheit in den Einzelwuchsbezirken Baar-schwarzwald und Baar. Im Jahr 1998 wurde der Regionalwald nochmals geändert; seitdem heißt er *subboreal-montaner Tannen-Buchen-Wald, örtlich mit Fichte*⁷. Die Diskrepanz zum heutigen Waldbild ist indessen geblieben. Immerhin weist der *Eggwald*, der westlichste Distrikt des Gemeindefwalds von Brigachtal, zu welchem im äußersten Westen auch ein Teil des Plattenmooses gehört, noch einen ansehnlichen Vorrat von Weißtannen auf. Und in der „Schlucht“ haben sogar einige Buchen überdauert.

Wesentlich tiefer als HAUFF bohrte im Plattenmoos im Rahmen seiner Dissertation D. SUDHAUS⁸, der um die Jahrtausendwende der Moorentstehung an der Schichtgrenze zwischen Buntsandstein und Muschelkalk auf den Grund ging und seine Befunde auch mittels Radiokarbondatierungen und Chronostratographie (mit Hilfe der Vulkanasche, die sich bei der Entstehung des Eifelmaares Laacher Sees im Spätglazial auch über Süddeutschland ausgebreitet hatte) absicherte. In über 6,55 m Tiefe stieß er auf das Ausgangsmaterial nach der jüngsten Eiszeit, auf Ton und Torfmudden, und bestätigte damit die Hypothese WILLI PAULS, wonach sich hier in einer flach nach Süden geöffneten Mulde zunächst ein flacher See aufgestaut hatte, gespeist von Bachläufen, die in ihrem Oberlauf der Sedimentneigung des Buntsandsteins nach Osten folgten. Aus dem Verlandungsmoor entwickelte sich so ein Durchströmungsmoor, schließlich ein Hochmoor, dessen Schichten



Moorbirke (*Betula pubescens*).

allesamt leicht nach Süden geneigt sind, weshalb das Plattenmoos ursprünglich nur nach Süden hin in Richtung Breg entwässerte. SUDHAUS wartet mit überraschenden Ergebnissen auf: So sei die Fichte auf der Baar deutlich früher als im Schwarzwald eingewandert, früher auch als Buchen und Tannen. Im Pollenprofil des Plattenmooses ist sie nach Sudhaus bereits vor ca. 7000 Jahren nachzuweisen, Tanne erst vor 5500, Buche vor 5200 Jahren.

Keine schlüssige Erklärung findet Sudhaus für einen ca. 3.500 Jahre langen Unterbruch der Moorbildung in seinem Bohrkern, einen sog. *Hiatus*, einer Schichtlücke zwischen Wollgras- und Hochmoortorf gelegen, datierbar zwischen 2.500 v. Chr. und 1.000 n. Chr. War es eine trockenere Periode, von der ein gefundener Eichenstamm zeugen könnte? Oder war es ein Moorbruch, eine Rutschung des Moorkörpers infolge hoher Wassersättigung? Könnten am Ende gar die Kelten bereits Torf gestochen haben, jene hallstattzeitlichen Bergleute, die am Kapf westlich von Villingen siedelten, um Eisenerz zu schürfen und deren Anführer („Fürst“) im Magdalenenbergle bestattet worden war? SUDHAUS lässt diese Frage offen. Nachweise von Brenntorfgewinnung gibt es zumindest im Alpenvorland bereits seit der Bronzezeit. Unerfindlich bleibt freilich, weshalb K. HAUFF in den 1960er Jahren bei seinen Bohrungen den *Hiatus* nicht erwähnt hat. In einer Besprechung der Arbeit von SUDHAUS in den Schriften der Baar (2007) hat der erfahrene Pollenanalytiker GERHARD LANG⁹ kritisiert, dass SUDHAUS nur ein Profil untersucht



Der kleinste Zwergstrauch: *Vaccinium oxycoccos*, die Moosbeere.

hat: Man hätte sich „stattdessen einen längeren Atem bei der Gewinnung guter Bohrkerne gewünscht und statt höchster Pollensummen lieber ein paar untersuchte Profile mehr“.

Die Berichte über die neuzeitliche Torfnutzung der drei Dörfer Tannheim, Überauchen und Pfaffenweiler, die sich das Plattenmoos teilen, sind spärlich. F. KRETZSCHMAR¹⁰ zitiert aus dem Forsteinrichtungswerk des Jahres 1863 für den Gemeindewald von Überauchen (jetzt Brigachtal): „Die Gemeinde besitzt ein großes Torflager, welches einen schönen Ertrag abwirft.“ Nach KRETZSCHMAR endete der Torfstich im Jahr 1936, nach den Erinnerungen des Überauchener Haupteinwohners KARL HIRT (geb. 1933) wurde Brenntorf jedoch noch bis in die Fünfzigerjahre für den Bedarf der Bürger von den Waldarbeitern der Gemeinde gestochen. Wie er berichtet, wurden die Beigen der Torfbriketts zur Trocknung mit Baumrinde abgedeckt und auf Schlitten über einen aus Baumstämmen verlegten Knüppeldamm aus dem Moor heraus an den Weg transportiert. Am Torfstich selbst habe auch noch eine Hütte gestanden, die in den Fünfzigerjahren abgerissen worden sei. Dem Umstand, dass der Torf in Überauchen als Heizmaterial beliebt war, hatte es die Gemeinde wohl auch zu verdanken, dass ihr Wald selbst in Zeiten, in denen landauf, landab „das Gespenst der Holznot“ umging, stets gut bevorratet war. Schon im Forsteinrichtungswerk des Jahres 1836, angefertigt nach Maßgabe badischen Forstgesetzes von 1833, heißt es lobend: „Dominierende Holzart ist die Weißtanne, untergeordnet erscheinen Fichte und Forle. Die Vegetation ist gut.“

Die Naturschutzverwaltung ist seit den 1990er Jahren darum bemüht, die Wunden des Torfabbaus zu heilen und das Plattenmoos zu renaturieren, indem Drainagegräben verschlossen und die Kiefernbestockung stark aufgelockert wurden. Im westlichen Bereich des Flachmooses (über Muschelkalk) wurden Flächen der ursprünglichen Moorvegetation zuliebe auch komplett gerodet. Die Mehlprimel, immerhin, soll sich wieder eingefunden haben.

Die „Schlucht“

Braunes Moorwasser sickert heute nicht nur nach Süden und weiter bregwärts, sondern in einem Grabensystem auch nach Norden, wo es vom *Hofbächle* aufgenommen wird. Dieses verläuft erst in gestrecktem Verlauf nach Nordwesten, dann in einem sich zusehends vertiefenden Graben, der bald schluchtartigen Charakter gewinnt, nach Osten in Richtung Rietheim. Das *Hofbächle*, das nach der These von PAUL und SUDHAUS einst den nacheiszeitlichen Verlandungssee und das daraus entstandene Moor südwärts in Richtung Breg durchströmte hatte, mündet heute unterhalb Pfaffenweiler in den Wolfbach, sodann in die Brigach. Das nach W. PAUL „rätselhafte“ Plattenmoos wird von ihm als „Talwasserscheide“ anthropogenen Ursprungs gedeutet. Verursacht worden sei die Ablenkung des Hofbächles durch einen frühen Eingriff in die von Westen herab strömenden Buntsandsteinbäche, insbesondere durch Ableitung des bei Herzogenweiler entspringenden Wolfbaches. Die Gewässer wurden durch diesen künstlich angelegten und noch heute Wasser führenden Kanal abgefangen und als *Tannheimer Wolfsbach* (man beachte das eingeschobene s!) über Tannheim in zwei Fischweiher nahe Wolter-

dingen geleitet mit dem Ziel, die dortige Fischnutzung des Fürstenhauses und des Tannheimer Paulinerklosters aufzubessern. Nur bei Hochwasser habe man, so W. PAUL, um Beschädigungen des Kanals zu verhindern, das Wasser wieder in das alte Bett des Hofbächles geleitet mit der Folge „einer ganz außerordentlichen Erosion in dem Laufstück zwischen Binsenhof bis zur Mündung in den Wolfbach, wo die Bachsohle im Grenzbereich oberster Buntsandstein/unterster Muschelkalk verläuft. Der außer Kontrolle geratende Bach reagierte mit zusätzlicher Seitenerosion und mäandrierte lebhaftest in seinem früheren Hochwasserbett.“

Doch in welchem Zeitraum könnte die Eintiefung zur „Schlucht“ dann erfolgt sein? Die Angaben zum Zeitpunkt des Kanalbaues sind weit gestreut: So berichtet S. GÜNTERT¹¹, dass die Bachableitung in Richtung Tannheim bereits zwischen 1314 und 1370 erfolgt sei. Das Wasserleitungs- und Nutzungsrecht des Wolfbachs werde in einer Urkunde von 1314 des Grafen Egon zu Fürstenberg erwähnt. „Von der Existenz der beiden Fischweiher erfahren wir im Urbar des Grafen Wolfgang zu Fürstenberg aus dem Jahr 1493.“

Der Tannheimer Heimatgeschichtler H. NEININGER¹² verlegt die Beileitung des Wolfbachs, der Tannheim den Betrieb zahlreicher Mühlen ermöglichte, in das ausgehende 17. Jahrhundert. D. SUDHAUS und G. ZOLLINGER¹³ wiederum sind der Ansicht, dass die wesentlichen anthropogenen Eingriffe erst zwischen 1716 und 1800 stattgefunden haben im Zusammenhang mit der Gründung des Glaserdorfs



Winterliches Hochwasser des Hofbächles (Januar 2013).

Herzogenweiler und dessen Wasserbedarf für den Mühlenbetrieb. Vor Beginn der Glasmacherei sei eine intensive Nutzung des Plattenmoostorfs nicht anzunehmen angesichts des Brennholzreichtums des Buntsandsteinschwarzwalds, demnach auch nicht eine Drainage des Moors zum Zweck des Torfabbaus.

In seiner Dissertation (2005) hält SUDHAUS die Ausführungen PAULS für „nicht ganz nachvollziehbar“: „Vielmehr ist anzunehmen, dass das Hofbächle in der Entwicklung des Plattenmooses eine entscheidende Rolle spielt und ehemals nach Süden geflossen ist“, also „ehemals das Plattenmoos durchflossen hat bzw. darin versickert ist.“ Er geht davon aus, dass das Abknicken nach Nordost künstlich erzeugt wurde als zweiter Abfluss nach Norden, „damit der Torfabbau betrieben werden konnte“. Historische Quellen für die Umleitung seien bisher nicht gefunden worden. „Zusammenfassend ist die Tieferlegung eine anthropogen initiierte rückschreitende Erosion, die durch stark wechselnde Wasserstände und die geologische Schichtgrenze begünstigt wird.“

Was PAUL wie SUDHAUS offenbar nicht bekannt war, ist eine weitere anthropogene Einflussnahme in das Geschehen, die die Erosion verstärkt hat und bis in die Gegenwart reicht: Die Entnahme von Buntsandsteinplatten, die der Bach freilegt und die dort mit dem Pickel leicht herausgebrochen werden können (mdl. Mitteilung von H. LETULÉ und K. HIRT, 2013). Das so gewonnene Material ist in Überauchen nachweislich weit verbreitet. Es fand insbesondere in den Gärten Verwendung, aber auch noch beim Bau des Überauchener Kindergartens im Jahr 1962. Ein Hohlweg in die „Schlucht“ soll seine Entstehung ausschließlich der Beliebtheit der Steinplatten bei den Bewohnern von Überauchen verdanken.

Die Altanne

Bei allem Respekt vor dem Walten rezenter Erosion: Ist es tatsächlich plausibel, dass in nur wenigen Jahrhunderten, ausgelöst durch eine künstliche Gewässerkorrektur und begünstigt durch geologische Besonderheiten wie durch gelegentliche Hochwässer, eine heute dicht bewaldete Schlucht entsteht, deren Tiefe an die 30 bis 40 m beträgt? WILLI PAUL, der einen etwas weiteren zeitlichen Rahmen annimmt – seit dem Bau des Wolfbachkanals könnten nach seiner Version immerhin ein paar Jahrhunderte mehr verstrichen sein – zeigte sich jedenfalls fasziniert von der geomorphologischen Dynamik, die sich ihm längs des Hofbächles darbot. Der Bach, in Normalzeiten eher ein Rinnsal, arbeitet bei Hochwasser erkennbar an den Prallwänden, unterhöhlt dort auch das Wurzelwerk der Randbäume, wie die Aufnahme von einem winterlichen Hochwasser im Januar 2013 beweist. Im vorigen Jahrhundert soll es noch dramatischer zugegangen sein in der „Schlucht“, wie der Geologe PAUL 1984 bedauernd berichtet. Gab es doch „in den so gebildeten und laufend von Nachbruch gesäuberten Prallstellen noch in der Dreißigerjahren ausgezeichnete Aufschlüsse. Heute ist das meiste davon verstürzt und versackt, die Spitzenwasserführung ist geringer geworden, weil die Anlagen verfallen und aller Schutt liegen bleibt.“

Doch selbst unter PAULS Prämissen: Reicht die Dynamik aus zur Entstehung der „Schlucht“ in jüngster historischer Zeit? Erstaunlicherweise steht mitten im Graben, nahezu auf dem Niveau des Bachbetts ein geschütztes Naturdenkmal:

eine kapitale Weißtanne mit einem Brusthöhenumfang von knapp fünf Metern und einer Baumhöhe von ca. 54 Metern. Obwohl sie im Graben stockt, überragt sie den sie umgebenden Waldbestand erheblich und dürfte zu den allerstärksten Tannen des Schwarzwald-Baar-Kreises zählen. Das Alter des prächtigen, augenscheinlich noch sehr vitalen Baumes wurde im September 2013 mithilfe eines „Resistographen“ ermittelt, einer 1,5 Millimeter dünnen Nadel, die die unterschiedlichen Widerstände der Jahrringe misst. Danach ist die Tanne, die einen extrem engringigen Kern aufweist, ca. 220 Jahre alt und erwuchs in ihrer Jugend unter dem Schirm eines Altholzes. Nicht bestätigt hat sich die Befürchtung, dass der Stamm hohl und für eine Altersermittlung unbrauchbar sein könnte, nachdem in seinem Wurzelraum im zurückliegenden Winter ein Dachs allerlei Holzmulm ans Tageslicht befördert hatte.

Wie aber soll in nur zwei bis drei Jahrhunderten eine Schlucht entstanden sein, wenn mittendrin eine unter dem Bestandesdach heranwachsende junge Tanne wurzeln konnte, die von den Hochwässern des Hofbächles weder weggespült noch entwurzelt werden konnte? Das Überleben dieses „Zeugen“ dürfte vornehmlich den schwierigen Bringungsverhältnissen in der Schlucht, neuerdings auch der Unterschutzstellung als geschütztes Naturdenkmal geschuldet sein. Eine weitere, ebenfalls sehr starke und unter Naturdenkmalschutz stehende Tanne stockt ca. 150 m bachabwärts, diesmal nicht auf der Sohle der „Schlucht“, sondern am



Schonende Altersermittlung mit dem Resistographen (Fa. Rinntech).

steilen Einhang. Die Waldgesellschaft der Schlucht entspricht exakt dem von der Forstlichen Standortskunde postulierten Regionalwald, denn es gesellen sich neben Buntlaubebäumen auch noch Buchen stattlichen Alters hinzu, auch Buchenjungwuchs – für die Baar ein äußerst rares Beispiel naturnaher, autochthoner Bestockung!

Die Grabhügel im Eggwald

Exakt zwischen Plattenmoos und Hofbächleschlucht, knapp hinter der Muschelkalkgrenze und ca. 4 km südwestlich des Villinger Magdalenenbergles entdeckte der Archäologe PAUL REVELLIO bereits 1910 einen hallstattzeitlichen Grabhügel, der eine Höhe von 1,20 m und einen Durchmesser von ca. 20 m aufweist. 1980 wurde 50 m weiter südlich ein zweiter, stark zerschliffener Grabhügel entdeckt. Ausgrabungen, die von der Gesellschaft für Altertums- und Brauchtumpflege e. V. begonnen und vom Landesdenkmalamt fortgeführt worden sind, wie einer Schautafel am Ort zu entnehmen ist, förderte drei Brandgräber und fünf Körperbestattungen zu Tage. Die Asche im Hauptgrab befand sich in einer Urne, die nebst einem reichen Geschirrsatz von einer Holzkammer geschützt wurde und mit ortsfremden Sandsteinen überdeckt war. Nachfolgend wurde der Grabhügel offenbar als Friedhof genutzt, in welchem auch drei Frauen in Tracht samt Schmuck bestattet worden waren.

Wenige Schritte abseits stieß 1975 der Überaucherer Forstrevierleiter und Geschichtsforscher HANS LETULÉ¹⁴ bei der Behebung von Manöverschäden auf mit Muschelkalksteinen und Buntsandsteinplatten (die letzteren mutmaßlich aus dem nahen Bachbett des Hofbächles) ausgekleidete Gräber aus der Merowingerzeit,



Merowingergräber (700 n. Chr.) im Eggwald.

datiert um 700 nach Christus. Zu jener Zeit wurde im nahen Kirchdorf bereits die erste christliche Kirche erbaut, weshalb die Nähe dieser Gräber zum keltischen Friedhof als Rückfall der Siedler in heidnische Gebräuche gedeutet werden kann. Beide, die keltischen und die merowingischen Gräber markieren exakt die Zeitspanne der Stufe IX nach *Firbas*, das ältere Subatlantikum.

Aus der Nachbarschaft von Gräbern, „Schlucht“ und Plattenmoos stellt sich die Frage: Handelt es sich um puren Zufall, dass Kelten wie Merowinger ausgerechnet hier siedelten? Von den Hallstatt-Kelten wissen wir aus den Grabfunden im Villingen Magdalenenberge¹⁵, dass es sich um Bergleute gehandelt haben muss. So wurde aus Grab 83 ein Geröllschlegel geborgen, mit dem Erzbrocken zerkleinert wurden für das nassmechanische Aufbereiten des erzhaltigen Gesteins, was als Beleg für ein intensives Hüttenwesen gewertet wird. Zur Verhüttung des vor allem wohl im Bregtal geschürften Eisenerzes bedurfte es nicht nur der Schmelzöfen, sondern auch großer Mengen von Heizmaterial. Nachdem Torf als Brennstoff schon in vorkeltischer Zeit bekannt und unter den damaligen Transportverhältnissen wohl leichter herbeizuschaffen war als Brennholz, spricht mithin einiges dafür, dass schon damals im Plattenmoos Torf gestochen wurde – möglicherweise also schon sehr viel früher als bislang vermutet. Könnte damit nicht auch der von SUDHAUS entdeckte *Hiatus*, die dreieinhalb Jahrtausende währende Lücke in der Moorbildung, seine Erklärung finden? Dann freilich wäre auch die Trockenlegung des Plattenmooses bereits sehr viel früher erfolgt, und die Umleitung des Hofbächles aus dem Moor hinaus und weiter in die Brigach könnte durchaus schon in vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden haben. Womit schließlich auch die Entstehung der „Schlucht“ zeitlich weiter zurück verlegt – und damit auch sehr viel schlüssiger erklärt werden könnte.

Zusammenfassung

Angeregt durch eine Exkursion des Baarvereins wie durch das Schrifttum zur Geschichte des Plattenmooses und zur Entstehung der „Hofbächle-Schlucht“, eines für danubische Verhältnisse ungewöhnlich steil erodierten Bachlaufs, wird in der Zusammenschau von Moornutzung, Bachverlegungen, keltischer Besiedlung und eines sehr ursprünglichen Waldrelikts mit mehrhundertjährigen Weißtannen die Hypothese aufgestellt, dass die geomorphologische Dynamik schon sehr viel früher ausgelöst worden sein muss, als von den Autoren bislang angenommen.

Wegen des zu vermutenden historischen Zusammenhangs von Moorentwässerung und rückschreitender Erosion, mehr noch wegen des bannwaldartigen Charakters und Totholzreichtums der für die Baar einst typischen Tannen-Buchen-Fichten-Mischwaldgesellschaft in der „Schlucht“ wird angeregt, im Rahmen des 2013 gestarteten Naturschutzgroßprojekts Baar, das Naturschutzgebiet Plattenmoos um die keltischen und merowingischen Gräber und um die „Schlucht“ zu erweitern.

Anschrift des Verfassers:

Wolf Hockenjos
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen

Wolf Hockenjos leitete fast ein Vierteljahrhundert das staatliche Forstamt in Villingen-Schwenningen. Er veröffentlicht seit vielen Jahren in verschiedenen Zeitschriften und Büchern Beiträge mit wald- und landschaftskundlichen Themen. Den Lesern der Schriften der Baar ist er durch viele hier veröffentlichte Beiträge bekannt.

Literatur

- 1 PAUL, W.: Das Plattenmoos bei Tannheim in geomorphologischer Sicht. Schriften der Baar 35. Band 1984
- 2 WEBER, A.: Das Plattenmoos auf einer neuen Vegetationskarte. Schriften der Baar 35. Band 1984
- 3 HABBE, K. A.: Geographische Grundlagen der Ortsgeschichte Tannheim. In: Tannheim, Geschichte von Dorf und Kloster am Ostrand des Schwarzwaldes. Bd. 31 der Schriftenreihe des Landkreises Donaueschingen, Radolfzell 1971
- 4 HAUFF, R.: Die buchenzeitlichen Pollenprofile aus den Wuchsgebieten Schwarzwald und Baar-Wutach. Mitt. Verein für Forstl. Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung Nr. 17 (1967)
- 5 RÖSCH, M. U. FISCHER, E.: Mensch und Umwelt. In: Die Welt der Kelten. Thorbecke 2012
- 6 REICHELT, G.: Zur Differenzierung der nach-eiszeitlichen Vegetationsentwicklung auf der Baar, dem Baarschwarzwald und der Ostabdachung des Hohen Schwarzwaldes. In: Mitt. Verein für Forstl. Standortkunde u. Forstpflanzenzüchtung 41 (2001)
- 7 ALDINGER, E. ET. AL.: Überarbeitung der Standortskundlichen regionalen Gliederung im südwestdeutschen Standortskundlichen Verfahren. Mitt. Ver. Forstl. Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung 39 (1998)
- 8 SUDHAUS, D.: Paläoökologische Untersuchungen zur spätglazialen und holozänen Landschaftsgenese des Ostschwarzwaldes im Vergleich mit den Buntsandsteinvogesen. Freiburger Geograph. Hefte, Heft 64, Selbstverl. des Instituts für Physische Geographie der Albert-Ludwigs-Universität Frbg. 2005
- 9 LANG, G.: Besprechung der Dissertation von Dirk Sudhaus. Bd. 50, 2007
- 10 KRETZSCHMAR, F.: Plattenmoos. – In: Regierungspräsidium Freiburg (Hrsg.) Die Naturschutzgebiete im Regierungsbezirk Freiburg, 1998
- 11 GÜNTERT, S.: Wolfbach und Hochbrandbach – deren Geschichte und Nutzung. In: Herzogenweiler 1208 – 2008. Verl. der Stadt Villingen-Schwenningen. Schriftenreihe Bd. 11
- 12 NEININGER, H.: unveröffentlicht
- 13 SUDHAUS, D. U. ZOLLINGER, G.: Rezente Gewässerentwicklung im oberen Donaueinzugsgebiet unter dem Einfluss des Menschen. GEOÖKO Bd. XXVII, 195 – 205 Göttingen 2006
- 14 LETULÉ, H.: mdl. Mitteilung 2013
- 15 SPINDLER, K.: Die Ausgrabung des Magdalenenberges und seine Funde. In: Der Magdalenenberg bei Villingen. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Bad.-Württ., Bd. 5, Konrad Theiss Verl. 1976

Zum Auftreten einiger durchziehender Vogelarten im Schwarzwald-Baar-Kreis 2000 – 2012

VON HARTMUT EBENHÖH, GABI EBENHÖH & HANS SCHONHARDT

Einleitung

Über die Bedeutung der Baar als Rastgebiet für durchziehende Watvögel (Limikolen) hat GEHRING (1999) ausführlich berichtet. Die winterlichen Rastbestände der Wasservögel auf der Riedbaar werden seit dem Winter 1989/90 bis heute im Rahmen der internationalen Wasservogelzählungen erfasst. Erste Ergebnisse hat GEHRING (1996) vorgelegt. Im vergangenen Jahrzehnt hat die Beobachtergruppe des Schwarzwald-Baar-Kreises von weiteren Vogelarten, die nicht (oder nicht mehr) Brutvögel im Kreis sind, genügend Daten gesammelt, sodass ihr Auftreten im Jahresverlauf dargestellt werden kann. Für die folgende Abhandlung haben wir 11 Arten ausgewählt.

- Enten: Spießente, Knäkente, Löffelente und Schellente. Diese vier Arten werden von den Wasservogelzählungen nicht oder nur unregelmäßig erfasst, weil sie in der Regel nur wenige Tage hier rasten.
- Greifvögel: Rohrweihe und Merlin. Der Merlin ist ein kleiner nordischer Falke, der sehr leicht übersehen werden kann.
- Singvögel: Heidelerche, Rotdrossel, Steinschmätzer, Trauerschnäpper und Grauschnäpper. Heidelerche und Rotdrossel sind Kurzstreckenzieher, d. h. sie überwintern bereits im Mittelmeerraum. Ihnen stellen wir drei Langstreckenzieher gegenüber, die südlich der Sahara überwintern.

Material und Methode

Datengrundlage sind die gesammelten Beobachtungen (meist Zufallsbeobachtungen) der ornithologischen Beobachtergruppe des Kreises aus dem Zeitraum 2000 bis 2012. Der Bereich, aus dem die Daten stammen, ist die Baar und westlich anschließende Teile des Schwarzwaldes, also das Gebiet des Schwarzwald-Baar-Kreises einschließlich angrenzende Bereiche der Nachbarkreise. Systematische Herbstzugbeobachtungen der am Tag ziehenden Vögel werden seit einigen Jahren von H. Schonhardt im Raum St. Georgen durchgeführt. Seine Daten sind hier integriert; sie betreffen vor allem Rohrweihe, Heidelerche und Rotdrossel.

Darstellung und Auswertung

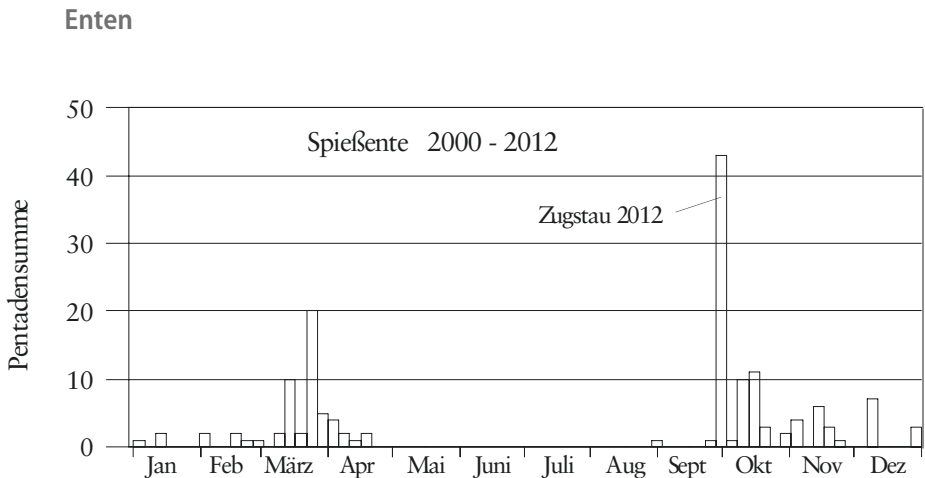
Bei den Diagrammen werden die Pentadensummen (Summen der Individuen in Fünf-Tages-Abschnitten) aller Jahre gebildet. Sie zeigen das zeitliche Auftreten der Vögel in unserem Raum.

Doppelbeobachtungen (Mehrfachbeobachtungen) derselben Individuen innerhalb einer Pentade werden bei den Pentadensummen nur einmal gezählt. Bei umherstreifenden Vögeln im Gebiet kann Doppelzählung nicht immer ausge-

geschlossen werden. Das Bild des Auftretens dürfte dadurch nicht beeinträchtigt worden sein.

Die Anzahl der Daten ist im Wesentlichen die Anzahl der Beobachtungen (eigene und mitgeteilte). Lediglich bei Zugbeobachtungen wird die Tagessumme der an einem Ort gezählten Vögel als ein Datum genommen. Letzteres betrifft vor allem Rotdrossel und Heidelerche.

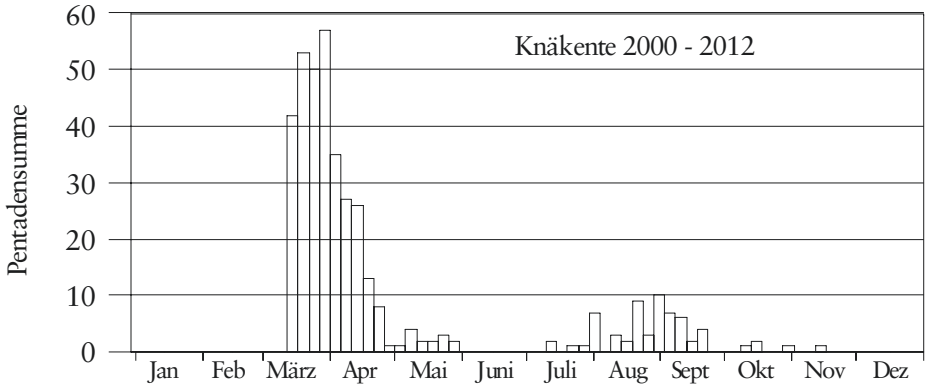
Eine charakteristische Größe beim Frühjahrs- bzw. Herbstzug ist der Durchzugsmedian (kurz Median). Das ist der Zeitpunkt, an dem 50% der Vögel einer Art in einer Zugperiode erfasst worden sind. Soweit es den Herbstzug der Greifvögel und Singvögel betrifft, können wir diese Größe mit den Angaben von anderen Orten vergleichen. Das ist zum einen die Station Randecker Maar auf der Schwäbischen Alb, gut 100 km nordöstlich von Villingen-Schwenningen gelegen. An dieser Station wird seit über 40 Jahren der sichtbare Tagzug im Herbst erfasst (GATTER 2000). Zum anderen ist es die Fangstation Col de Bretolet in der Südwestschweiz (Wallis), ca. 200 km südwestlich von der Baar entfernt (JENNI 1984). Es sei zunächst dahin gestellt, ob die Mediane wegen der unterschiedlichen Datenerfassungen verglichen werden dürfen.



■ Spießente: 73 Daten

Meist werden nur 1 bis 5 Exemplare beobachtet. Eine Ausnahme bildet eine Beobachtung von H. GEHRING. Am 01.10.2012 rasteten 33 auf dem Hüfnger Riedsee bei Zugstau-Wetterlage. Bei einer typischen Zugstau-Wetterlage, wie sie im Herbst gelegentlich auftritt, liegt eine dichte Hochnebeldecke über unserem Raum, während das Gebiet nördlich von uns wolkenfrei ist.

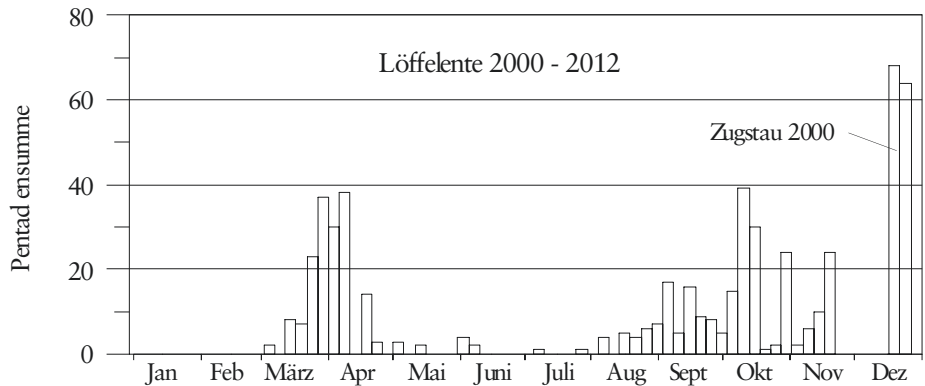
Im Januar 2008 tauchte ein nicht scheues Weibchen auf der Brigach in Villingen auf und mischte sich unter die ständig anwesenden Stockenten. Auch in den folgenden drei Wintern wurde ein Weibchen hier wieder gesehen, zusätzlich im Februar 2011 ein Männchen.



■ **Knäkente:** 113 Daten

Sie wird vor allem auf dem Frühjahrszug beobachtet (März und April, 78 Daten). Gern werden dabei vom Frühjahrshochwasser überschwemmte Wiesen aufgesucht. Der Einflug im Frühjahr beginnt oft erst im letzten Märzdrittel; die frühesten Daten sind 12. bis 15. März. Der Median des Frühjahrszuges ist der 27.03. Beobachtungen aus dem Mai liegen nur aus wenigen Jahren vor.

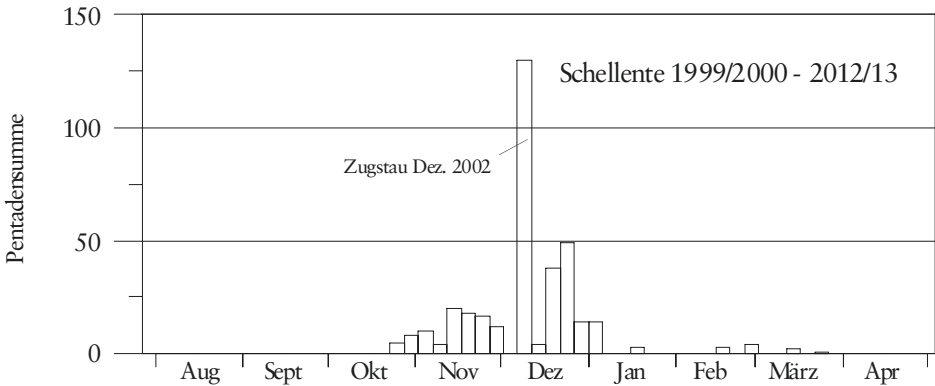
Beim Wegzug tritt sie vor allem im August und September auf, Median 29.08. Dieses Datum ist wegen der geringen Anzahl von Daten wenig aussagekräftig. Einige Knäkenten rasten in dieser Zeit wohl auch mehrere Tage hier. Die Knäkente als Langstreckenzieher überwintert südlich der Sahara, daher gibt es auch keine Winterbeobachtungen wie bei Spieß- und Löffelente. Spieß- und Löffelenten können bereits am Bodensee überwintern, aber auch bis Westafrika weiterziehen.



■ **Löffelente:** 115 Daten

Die Löffelente tritt beim Wegzug etwas häufiger auf als beim Frühjahrszug (Frühjahr 173 Exemplare, Sommer/Herbst 247 Exemplare). In der Regel sieht man selten mehr als fünf Löffelenten beieinander. Sie können auf allen Stillgewässern der Baar auftreten.

Der Frühjahrszug von Mitte März bis Mitte April deckt sich zeitlich weitgehend mit dem Durchzug von Knäk- und Spießente (Median 02.04.). Der Einflug nach der Brutzeit beginnt im August; nur vereinzelt wird sie von Mai bis Juli gesehen. Der Median des Herbstzuges ist der 11.10. Nicht eingerechnet ist dabei ein herausragendes Zugstau-Ereignis. Am 21.12.2000 rasteten bei dichter Hochnebeldecke 68 Löffelenten im Trupp (neben 38 Schellenten und weiteren Wasservögeln) auf dem Hüfinger Riedsee.



■ Schellente: 68 Daten

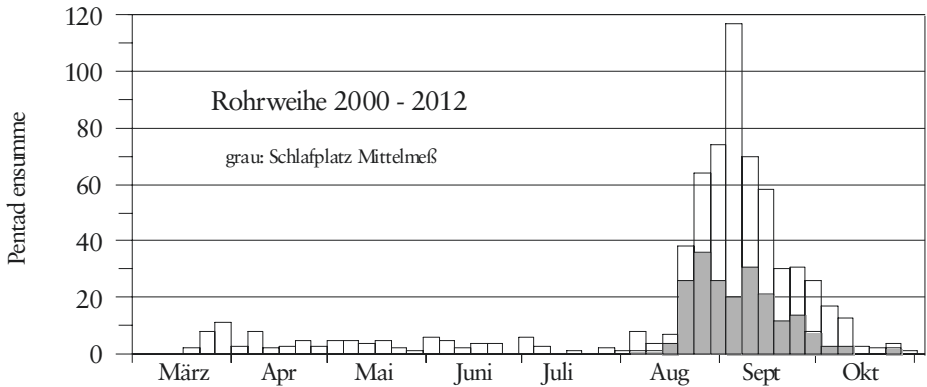
Der Durchzug ins Winterquartier findet von Ende Oktober bis Anfang Januar statt. Schellenten sind regelmäßige Wintergäste am Ober- und Hochrhein und am Bodensee. Auf dem Heimzug im Frühjahr rasten sie nur ausnahmsweise bei uns. Aus dem Winter 2006/07 liegen keine Daten vor. Schellenten rasten vorzugsweise auf den Riedseen, seltener an anderen Stillgewässern oder an der Donau. Sie können im Einzelfall bis zu zwei Wochen hier rasten. So hielt sich z.B. ein Weibchen vom 23.11. bis 07.12.2002 auf den Riedseen auf.

Die größte Anzahl wurde am 08.12.2002 bei Zugstau-Wetterlage gezählt. Auf den Riedseen lagen 76 Schellenten, weitere 41 auf der Breg bei Hüfingen (F. ZINKE). Auf anderen Gewässern wurden an diesem Tag nur noch vereinzelte Vögel festgestellt. Fast alle Schellenten waren am darauffolgenden Tag weiter gezogen.

Anmerkung zu den Enten

Der Zug der Entenvögel geht weitgehend unbemerkt über das Binnenland hinweg. Erst die Zugstau-Ereignisse, die für die Spitzen in den Diagrammen von Spieß-, Löffel- und Schellente verantwortlich sind, zeigen, dass unser Gebiet auf dem Zug regelmäßig überflogen wird.

Greifvögel



■ Rohrweihe: 397 Daten.

Frühjahrsbeobachtungen sind im Vergleich zu den Sommer- und Herbstbeobachtungen sehr spärlich. Auch während der Brutzeit werden immer wieder Rohrweihen beobachtet. Im Jahr 2012 haben offensichtlich ein Männchen und zwei Weibchen übersommert. Zu einem konkreten Brutverdacht kam es bis jetzt noch nicht. Der nachbrutzeitliche Einflug beginnt Mitte August. Das Ried im Gebiet Mittelmeß wird dann alljährlich als Schlafplatz genutzt. Die Beobachtungen an diesem Schlafplatz zeigen, dass sich die Rohrweihen länger im Gebiet aufhalten. Zum Beispiel nächtigten vom 23.08. bis 06.09.2012 zwischen acht und zwölf Rohrweihen hier (M. EBERT), davor und danach nur ein bis zwei Vögel. Die weitaus größte Ansammlung an diesem Schlafplatz wurde am 10.09.2011 mit 24 Vögeln festgestellt (F. ZINKE). Die große Anzahl rastender Rohrweihen in den Jahren 2011 und 2012 ging mit einer außergewöhnlichen Mäusegradation einher.

Am Schlafplatz überwiegen diesjährige Jungvögel gegenüber Altvögeln. Der Anteil adulter Männchen bei allen Beobachtungen liegt bei rund einem Fünftel.

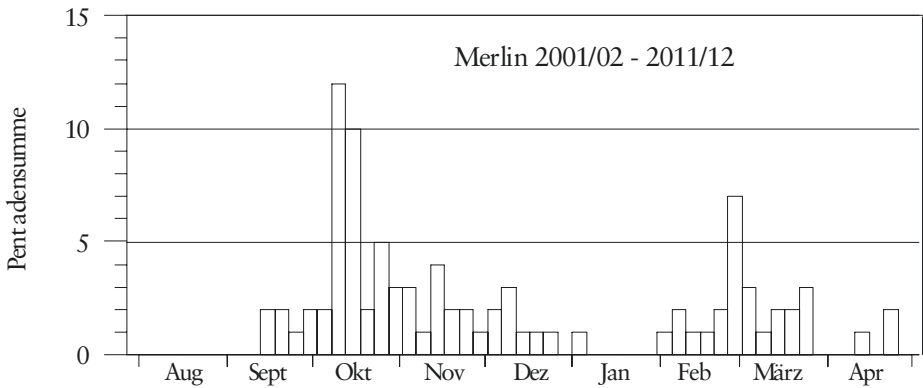
Der Abzug von der Baar (erkennbar am Abzug vom Schlafplatz Mittelmeß) erfolgt von Mitte September bis Mitte Oktober. Ob die bereits im August einfliegenden Rohrweihen aus den nördlichen Brutgebieten stammen oder aus Süddeutschland, ist leider völlig offen.

Etwa 20% aller Daten betreffen aktiv ziehende Rohrweihen. Herausragend sind hier 32 Durchzügler am 05.09.2000 zwischen 16:10 und 17:00 Uhr, meist Weibchen und diesjährige Vögel, nur zwei adulte Männchen an einem Tag, nämlich am 05.09.2000 bei St. Georgen (H. SCHONHARDT). Dieses frühe Zugdatum führt zu der Spitze in der ersten September-Pentade im Diagramm.

Früheste Beobachtungen: 18.03.2006: 1 Männchen Gutmadingen (EBENHÖH); 21.03.2012: 1 Männchen Pfohren (EBENHÖH); 22.03.2011: 1 Männchen Brigachtal (ZINKE)

Späteste Beobachtungen: 27.10.2001: 1 Exemplar Pfohren, Mittelmeß (KAISER); 29.10.2002: 1 Exemplar Unterkirnach (EBENHÖH); 05.11.2003: 1 Exemplar St. Georgen (SCHONHARDT)

Zum Auftreten einiger durchziehender Vogelarten



■ Merlin: 91 Daten

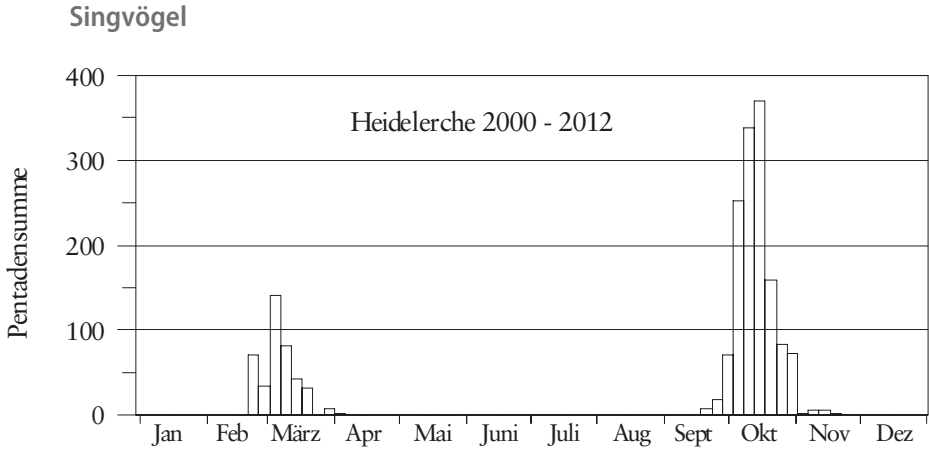
Dieser kleine nordische Falke überwintert regelmäßig in weiten Teilen Mitteleuropas, vor allem an Küsten und in Niederungen, zieht aber auch bis ins Mittelmeergebiet. Er wird leicht übersehen und ist wahrscheinlich häufiger als es nach unseren Daten erscheint. Aus den letzten Jahren liegen uns zwischen zwei und 15 Feststellungen je Winterhalbjahr vor.

Die meisten Beobachtungen werden auf der Riedbaar gemacht, insbesondere im Bereich Pfohren/ Mittelmeß, mit Maximum in der ersten Oktoberhälfte. Die Lücke im Januar könnte auf einen Abzug der bis dahin anwesenden Vögel beruhen oder auch auf eine verminderte Beobachteraktivität.

Es wurden 26mal Männchen notiert und 30mal Weibchen oder Weibchenfarbige. Die übrigen Beobachtungen sind ohne Geschlechtsangabe.

Früheste Beobachtungen: 15.09.2004: 1 Weibchen Ankenbuck (ZINKE); 16.09.2008: 1 Männchen Pfohren, Mittelmeß (GEHRING, ZINKE); 18.09.2011: 1 Weibchen Biesingen (ZINKE)

Späteste Beobachtungen: 14.04.2012: 1 Exemplar mit Beute Pfohren, Mittelmeß (EBENHÖH); 21.04.2010: 1 Weibchen Donaueschingen, Faule Wiesen (ZINKE); 24.04.2008: 1 Weibchen, schlägt Feldmaus, Pfohren, Teilhof (ZINKE)



■ **Heidelerche: 186 Daten**

Die Heidelerche ist ein ausgesprochener Kurzstreckenzieher. Unsere Durchzügler überwintern bereits in SW-Frankreich (ZINK 1975). Obwohl sie als Kurzstreckenzieher nur wenige Stunden am Tag ziehen, werden rastende Heidelerchen weit weniger beobachtet als aktiv ziehende. Ein wesentlicher Teil unserer Daten stammt daher von Zugbeobachtungen bei St. Georgen (H. SCHONHARDT). Heidelerchen rasten gern auf kurzrasigen Flächen oder Stoppelfeldern. Am Boden verhalten sie sich sehr unauffällig und sind daher nicht leicht aufzufinden. Im Flug, auf dem Zug oft in größeren Trupps, sind sie an ihren runden Flügeln und dem kurzen Schwanz leicht zu erkennen (GATTER 2000). Nach den Beobachtungen am Randecker Maar haben die Bestände der Heidelerche seit den 1960er Jahren stark abgenommen. Bei uns ist sie Ende der 1980er Jahre als Brutvogel verschwunden (GEHRING 2009).

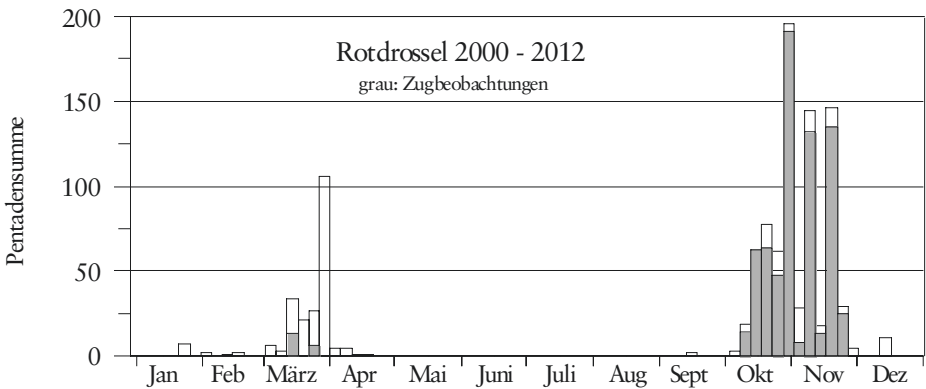
In den vergangenen 13 Jahren wurde im Mai zweimal eine singende Heidelerche beobachtet, nämlich 2001 (ehemalige Ziegelei Villingen, F. ZINKE) und 2007 (Sommerau, St. Georgen, H. SCHONHARDT).

Der Frühjahrsdurchzug findet vor allem in der ersten Märzhälfte statt. Normalerweise erscheinen die ersten Vögel Anfang März. Im Jahr 2007 traten die ersten Heidelerchen nach einem milden Winter bereits in der letzten Februarwoche auf. Aus diesem Jahr stammen auch die frühesten Beobachtungen. Der Median der Frühjahrsbeobachtungen ist der 05. März. Ohne die Daten des Jahres 2007 verschiebt sich der Median auf den 09. März, was dem Normalfall eher entspricht.

Dreiviertel aller Heidelerchen werden auf dem Wegzug beobachtet, der sich fast ganz auf den Monat Oktober beschränkt. Der Durchzugsmedian ist hier der 13. Oktober. Er liegt am Randecker Maar zwei Tage früher (11.10.) und am Col de Bretolet einen Tag später (14.10.).

Früheste Beobachtungen: 21.02.2007: 1 Exemplar St. Georgen (SCHONHARDT); 22.02.2007: 14 Exemplare Villingen (ZINKE); 23.02.2007: 7 Exemplare Blumeck, Überachen (ZINKE)

Späteste Beobachtungen: 01.11.2001: 6 Exemplare St. Georgen (SCHONHARDT); 02.11.2003 1 Exemplar Unterkirnach (EBENHÖH); 17.11.2005: 1 Exemplar Unterkirnach (EBENHÖH)



■ **Rotdrossel: 84 Daten**

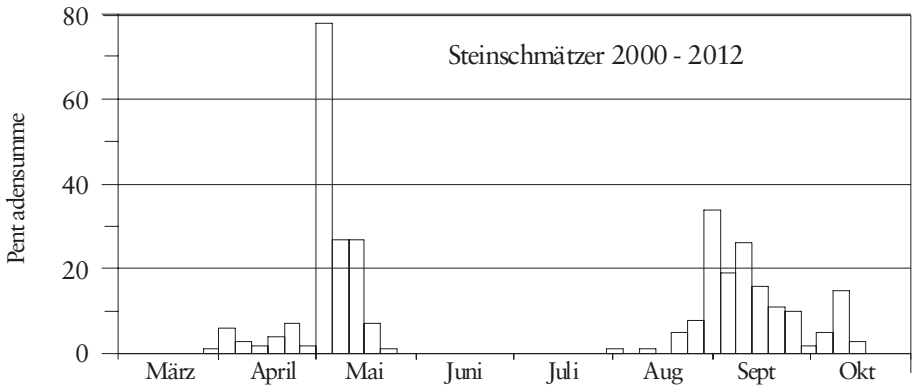
Bei der Rotdrossel überwiegt Nachtzug, aber auch tagsüber kann starker Zug auftreten. Sie ziehen oft in artreinen Trupps. Bei der Rast vergesellschaften sie sich gern mit Wacholderdrosseln.

Das Winterquartier der bei uns durchziehenden Rotdrosseln ist das Mittelmeergebiet, d. h. Südeuropa und Nordafrika (ZINK 1981).

Der Heimzug im Frühjahr findet von März bis Anfang April statt, Median 19.03.

Der Herbstzug setzt Anfang Oktober ein, erreicht Ende Oktober / Anfang November sein Maximum mit dem Median am 01.11. Sowohl am Randecker Maar als auch am Col de Bretolet liegt der Median früher, nämlich am 25.10. bzw. 23.10., vermutlich deshalb, weil die Beobachtungen bzw. die Fänge Anfang November beendet werden, während unsere Daten bis in den Dezember reichen. Eine Überwinterung von wenigen Rotdrosseln könnte es im milden Winter 2006/07 gegeben haben (Beobachtungen in den Monaten Dezember, Januar und Februar in Villingen, F. ZINKE).

In den Jahren 2002 und 2003 hielt sich zur Brutzeit (Mai und Juni) eine singende Rotdrossel im Schwenninger Moos auf. Diese Daten sind nicht in der Grafik enthalten. Auch 2005 sang im März und April eine Rotdrossel hier, zuletzt am 19.04.2005.



■ **Steinschmätzer: 151 Daten**

Der Steinschmätzer tritt bei uns beim Heimzug in ähnlicher Häufigkeit auf wie beim Wegzug.

Der Median beim Heimzug (165 Exemplare) ist der 03.05., beim Wegzug (156 Exemplare) der 09.09.

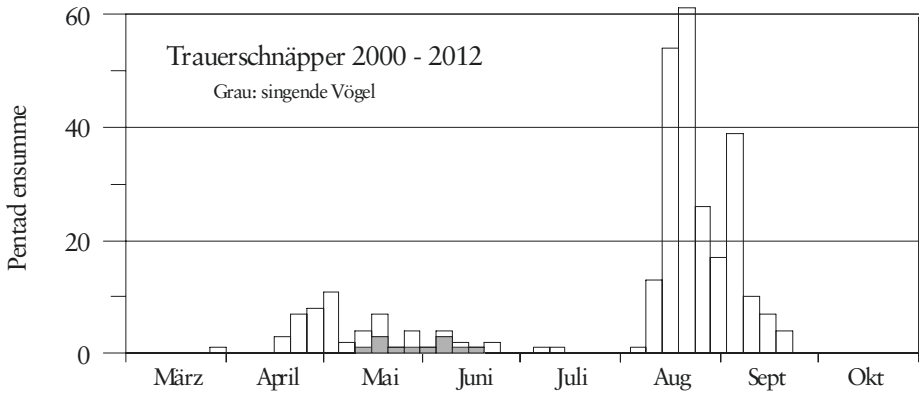
Zum Vergleich: Der Wegzugsmedian am Randecker Maar ist der 10. September, also fast gleich wie bei uns. Am Col de Bretolet wird der Medianwert am 13.09. erreicht.

Auffällig ist die Häufung in der ersten Mai-Pentade. Das ist offenbar kein Feiertagseffekt, da die meisten Beobachtungen in dieser Pentade am 03. Mai gemacht werden.

Mehrtägiger Aufenthalt der Durchzügler wird nur ausnahmsweise beobachtet. H. SCHONHARDT notierte sechs rastende Steinschmätzer vom 05. bis 24.09.2000 auf gepflügten und geggten Äckern.

Früheste Beobachtungen: 30.03.2009: 1 Weibchen Ankenbuck, Schabelwiesen (ZINKE); 01.04.2008: 1 Männchen Donaueschingen, Faule Wiesen (ZINKE); 01.04.2012: 1 Exemplar Pfohren, Birkenried (GEHRING)

Späteste Beobachtungen: 11.10.2004: 8 Exemplare an verschiedenen Stellen (Zugstautag) (GEHRING u.a.); 13.10.2004: 2 Exemplare Hüfing Riedsee (ZINKE); 17.10.2004: 1 Exemplar Ankenbuck (EBENHÖH)



■ Trauerschnäpper: 163 Daten

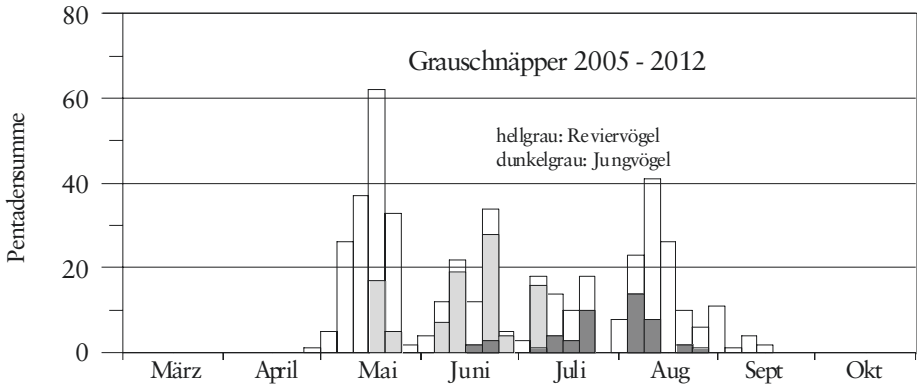
Der Trauerschnäpper ist am östlichen Rand des Kreisgebietes Brutvogel in wenigen Paaren (GEHRING 2009). Fast alle Beobachtungen betreffen daher Durchzügler. Singende Vögel werden gelegentlich beobachtet, halten sich aber in der Regel nicht länger hier auf. Ein singendes Männchen blieb jedoch vom 24.05. bis 19.06.2002 ohne Brut im Kurpark Königsfeld (H. PELCHEN).

Der Durchzug im Frühjahr verläuft bei uns wesentlich unauffälliger (bzw. schwächer) als der Herbstzug. Er beginnt Mitte April. Das Ende lässt sich aus dem Diagramm nicht ablesen.

Der Wegzug beginnt im ersten Augustdrittel und endet weitgehend Mitte September, mit dem Median am 22./23.08. Sowohl am Randecker Maar als auch am Col de Bretolet ist der Median der 29.08., also deutlich später. Verantwortlich für den frühen Medianwert bei uns könnte das Jahr 2005 sein. In diesem Jahr gab es einen sehr konzentrierten Durchzug im August und keine Septemberbeobachtungen mehr. ZINKE zählte z.B. am 18.09.2005 rund um die Hüfinger Mülldeponie 21 Vögel, gleichzeitig waren am Rand des Sommertshauser Waldes mindestens sieben Trauerschnäpper anwesend. In der Regel werden nur einzelne oder wenige Individuen gesehen. Im September 2005 wurden keine Trauerschnäpper mehr gesehen.

Früheste Beobachtungen: 30.03.2011: 1 Exemplar Königsfeld (DANNERT); 16.04.2006 1 Männchen Schwenninger Moos (ZINKE); 16.04.2011 1 Männchen St. Georgen (SCHONHARDT)

Späteste Beobachtungen: 16.09.2008: 1 Exemplar Neudingen (EBENHÖH); 18.09.2008 1 Exemplar Villingen (ZINKE); 20.09.2002: 1 Exemplar Unterkirnach (EBENHÖH)



■ **Grauschnäpper: 90 Daten**

Von den hier vorgestellten Vogelarten ist der Grauschnäpper die einzige Art, die im Kreisgebiet verbreiteter Brutvogel ist. Durchziehende Vögel lassen sich von Brutvögeln oft nicht trennen. Das Diagramm enthält daher alle mitgeteilten Daten ab 2005, einschließlich der von Brutvögeln. (Von 2000 bis 2004 liegen fast keine Daten vor.) Wir haben die Art mit aufgenommen, weil uns der Vergleich mit dem Trauerschnäpper interessant erscheint. Beide Arten sind Langstreckenzieher, die südlich der Sahara überwintern.

Beim Vergleich der Diagramme fallen die beiden folgenden Unterschiede auf. Zum einen wird der Trauerschnäpper in der Wegzugsperiode deutlich häufiger gesehen als bei der Ankunft im Frühjahr. Beim Grauschnäpper ist es fast ausgeglichen. Zum anderen erscheint der Grauschnäpper im Frühjahr etwa zwei Wochen später und zieht im Herbst etwas früher ab als der Trauerschnäpper.

Die Jungvögel des Grauschnäppers sind in ihrem gefleckten Jugendkleid gut als solche zu erkennen. Im August werden Jungvögel (bisweilen noch im Familienverband) an Orten gesehen, an denen sie zuvor nicht als Brutvögel bemerkt worden sind. Am Schweizer Alpenpass Col de Bretolet zieht der Grauschnäpper von Anfang August bis Ende September durch (Median 08.09.). Das erlaubt die Interpretation, dass das August-Maximum im Diagramm im Wesentlichen von Durchzüglern herrührt. Die Jungvögel würden dann wohl im Jugendkleid ziehen.

Aus der zweiten Septemberhälfte wurden bei uns keine Grauschnäpper mehr gemeldet.

Früheste Beobachtungen: 30.04.2007: 1 Exemplar (singt), Villingen (SCHALK); 01.05.2008: 1 Exemplar Unterhölzer Weiher (EBENHÖH); 02.05.2012: 1 Exemplar St. Georgen (SCHONHARDT)

Späteste Beobachtungen: 10.09.2005: 1 Exemplar Unterkirnach (EBENHÖH); 11.09.2009: 3 Rufer Villingen (ZINKE); 14.09.2005: 2 Exemplare Neudinger Brücke (EBENHÖH)

Schlussbemerkung

Vergleicht man Heimzug im Frühjahr und Wegzug im Sommer bzw. Herbst innerhalb einer Art im Hinblick darauf, wie häufig die Art festgestellt wird, so kann man Folgendes feststellen. Rohrweihe, Merlin, Heidelerche und Trauerschnäpper treten weit häufiger beim Wegzug als beim Heimzug auf. Bei den beiden Greifvogelarten Rohrweihe und Merlin dürfte es daran liegen, dass die ankommenden Vögel längere Zeit im Gebiet verweilen. Ein gänzlich anderes Bild zeigt sich bei der Knäkente. Sie überwiegt stark beim Frühjahrszug, obwohl keine längeren Verweilzeiten festgestellt werden (und auf dem Heimzug in der Regel auch nicht zu erwarten sind). Bei den übrigen Arten findet man eher ausgeglichene Verhältnisse. Unsere Beispiele zeigen, dass man bereits innerhalb weniger Jahre ein Bild vom regionalen Auftreten der Arten erhalten kann.

Danksagung

Folgende Damen und Herren haben mit ihren Daten zu dieser Arbeit beigetragen und damit diese Auswertung erst ermöglicht: R. und H. DANNERT, M. EBERT, P. GAPP, H. GEHRING, H. KAISER, M. NEUMANN, C. UND H. PELCHEN, T. SCHALK, H. SCHONHARDT und F. ZINKE. Ihnen gilt unser Dank.

Anschrift der Verfasser:

G. und Dr. H. Ebenhöf
Kirnacher Höhe 7
78089 Unterkirnach

H. Schonhardt
Neue-Heimat-Straße 12
78112 St. Georgen

Die Eheleute Gabi und Dr. Hartmut Ebenhöf befassen sich seit über 20 Jahren wissenschaftlich mit der Vogelwelt des Mittleren Schwarzwaldes und der Baar. Seit Ende der 1990er Jahre geben sie jährlich einen „Ornithologischen Bericht“ über bemerkenswerte Vogelbeobachtungen im Schwarzwald-Baar-Kreis heraus. In mehreren Beiträgen haben sie ihre Erkenntnisse auch in den Schriften der Baar veröffentlicht. Den Schwerpunkt ihrer Arbeit bilden die Greifvögel.

Hans Schonhardt ist seit Jahrzehnten für den Naturschutz aktiv. Durch Grundlagenforschung und aktive Naturschutzarbeit setzt er sich vor allem für die heimische Vogelwelt ein. Er veröffentlichte in den Schriften der Baar bereits mehrere Beiträge. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt im Raum St. Georgen.

Literatur

- GATTER, W. (2000): Vogelzug und Vogelbestände in Mitteleuropa. Aula-Verlag, Wiebelsheim.
- GEHRING, H. (1996): Die Gewässer der Riedbaar als Überwinterungsgebiet für Wasservögel. Schriften der Baar 39, 158–174.
- GEHRING, H. (1999): Die Baar als „Trittstein“ für ziehende Limikolen (Watvögel). Schriften der Baar 42, 81–96.
- GEHRING, H. (2009): Die Brutvögel im Schwarzwald-Baar-Kreis – Bestand und Entwicklung. Schriften der Baar 52, 95–114.
- JENNI, L. (1984): Herbstzugmuster von Vögeln auf dem Col de Bretolet unter besonderer Berücksichtigung nachbrutzeitlicher Bewegungen. Ornith. Beobachter 81, 183–213.
- ZINK, G. (1973–1985): Der Zug europäischer Singvögel, ein Atlas der Wiederfunde beringter Vögel. 4 Lieferungen 1973, 1975, 1981 und 1985. Vogelzug-Verlag Möggingen.

Der Einfluss des extremen Spätwinters 2013 auf den Frühjahresdurchzug des Kiebitzes auf der Baar

von HELMUT GEHRING

Auf der Internetplattform BIRDNET.DE liest man am 15.3.: “ Immer wieder sieht man Trupps von Kranichen, Kiebitzen und Feldlerchen nach Südwesten ziehen.“ Am Tag darauf prägt die Überschrift „Zugvögel kehren um“ die Titelseite des SÜDKURIERS. Auch auf der Baar staunen die Ornithologen über Beobachtungen, die sie bisher noch nicht gemacht haben. 6000 Singdrosseln, 4000 Wacholderdrosseln, ca. 2000 Kiebitze (Abb. 1 und 2) und über 500 Goldregenpfeifer stellen sie u.a. Ende März auf der Baar fest.



Abb. 1: Kiebitze über den Donauwiesen bei Neudingen am 29.3.2013. Fotos: Helmut Gehring

Außergewöhnliche Vogelbeobachtungen lassen sich vielfach mit außergewöhnlichen Wetterbedingungen erklären. Im Spätwinter 2013 herrschte eine extreme Wettersituation in Europa vor. Hochdruckgebiete über Skandinavien und Tiefdruckgebiete über dem nördlichen Mittelmeer bescherten Mitteleuropa eine lang anhaltende Luftströmung aus Nordost und damit verbunden reichlich Kälte und Schnee. Die Meteorologen stellen für den Norden Deutschlands den kältesten März seit 130 Jahren fest. Aber auch im Mittelmeerraum herrschten nicht die für diese Zeit typischen milden Temperaturen vor (Abb. 3). Aufgrund dieser länger anhaltenden Großwetterlage kam es wohl bei etlichen Zugvogelarten in Europa zu einem Zugstau oder einer Winterflucht (Umkehrzug).

Da für den Kiebitz systematische Erfassungen des Frühjahresdurchzugs vorliegen (Abb. 4), können hier die witterungsbedingten Besonderheiten des Durchzugverhaltens dieser Art im Frühjahr 2013 dargestellt werden.



Abb. 2: Kiebitze in der Niederung der Stillen Musel beim Fischerhof am 13.3.2013.

Die Baar als traditionelles Rastgebiet für den Kiebitz im Frühjahr

Ab Mitte Februar können auf der Baar rastende Kiebitze beobachtet werden. Sie sind auf dem Weg aus ihren Überwinterungsgebieten, die sich vor allem in Westfrankreich, auf der Iberischen Halbinsel und in Nordafrika befinden, in ihre Brutgebiete im nördlichen Europa. Der Ringfund eines farbberingeten Kiebitzes im März 2013 bei Bad Dürkheim belegt die Herkunft von der schwedischen Insel Öland.

Die Rastdauer beträgt in der Regel wenige Tage. Die bevorzugten Rastgebiete sind die im Frühjahr oft überflutete Niederung der Baardonau bei Pfohren und Neudingen und die aufgrund der Bodenbeschaffenheit zur Staunässe neigende Niederung der Stillen Musel zwischen Bad Dürkheim und Donaueschingen (GEHRING 1999).



Abb. 3: Tiefsttemperaturen in Europa am 02.04.2013. Quelle: <http://www.wetteronline.de>

Das außergewöhnliche Frühjahr 2013

Am 4. Februar tauchten die ersten Kiebitz bei Neudingen an der Donau auf. Dies entsprach den langjährigen Beobachtungen. Am 6. Februar führte ein Kälteeinbruch zu einer geschlossenen Schneedecke von ca. 10cm in der Riedbaar. Die Kiebitze reagierten mit einer Winterflucht, wahrscheinlich zurück in Richtung Süden. Den restlichen Februar über herrschte die winterliche Wetterlage weiter vor. Der statistisch gesehen zu erwartende Kiebitzeinflug Mitte Februar blieb aus.

auf den Frühjahrsdurchzug des Kiebitzes auf der Baar

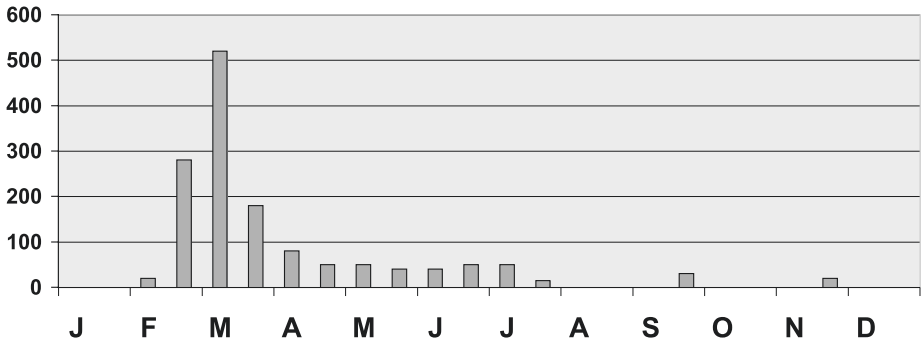


Abb. 4: Das jahreszeitliche Auftreten des Kiebitzes auf der Baar (Mittelwerte der Halbmonatsmaxima 1980–1990).

Ab dem 6. März setzte ein stärkerer Kiebitzeinflug ein. Um den 10. März konnten ca. 200 Kiebitze auf den Donauwiesen bei Neudingen beobachtet werden. Der Mitte März einsetzende Kälteeinbruch mit starken Schneefällen führte erneut zu einer Winterflucht und die Zahl der rastenden Kiebitze ging sehr kurzfristig auf wenige Exemplare zurück. Trotz des weiter vorherrschenden winterlichen Wetters rasteten um den 20. März etwa 100 Kiebitze auf der Baar. Die Ende März einsetzende außergewöhnliche Kälte mit Schneefällen führte sehr überraschend zu Rekordzahlen bei den rastenden Kiebitzen und auch bei anderen Durchzüglern (Tabelle). Auf mehrere Teilbereiche verteilt rasteten z.B. am letzten Märztag weit über 1000 Kiebitze ca. 1000 weitere überflogen in den Abendstunden das Gebiet ohne klare Zugrichtung. Das Phänogramm des Frühjahrsdurchzugs des Kiebitzes 2013 zeigt Abb. 5.

Art	beobachtete Höchstzahl	
Kiebitz	2300	Riedbaar (31.3.)
Goldregenpfeifer	580	Riedbaar (31.3.)
Bekassine	115	Riedbaar (28.3.)
Kampfläufer	74	Riedbaar (31.3.)
Gr. Brachvogel	14	Ankenbuck (28.3.)

Tabelle: Bemerkenswerte Zahlen rastender Limikolen Ende März 2013.

Brutgebieten angekommen waren, nach Süden bzw. Südwesten zurück flogen (Umkehrzug, Winterflucht). Viele Beobachtungen im gesamten Mitteleuropa sprechen für den zweiten Erklärungsversuch (GELPKE ET AL. 2013).

Für die extrem hohen Rastzahlen Ende März gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten: Es ist denkbar, dass ziehende Vögel aufgrund der Großwetterlage länger als üblich in südlichen Bereichen verweilten, bevor sie ihren Zug in die Brutgebiete starteten (Zugstau), oder Vögel, die bereits in nördlicheren Rastgebieten oder gar in ihren

Der allmähliche Abzug setzte Anfang April ein, wobei für diese Jahreszeit noch sehr hohe Rastbestände registriert werden konnten. Über 800 rastende Kiebitze wurden Anfang April in den letzten 40 Jahren für die Baar noch nie nach-

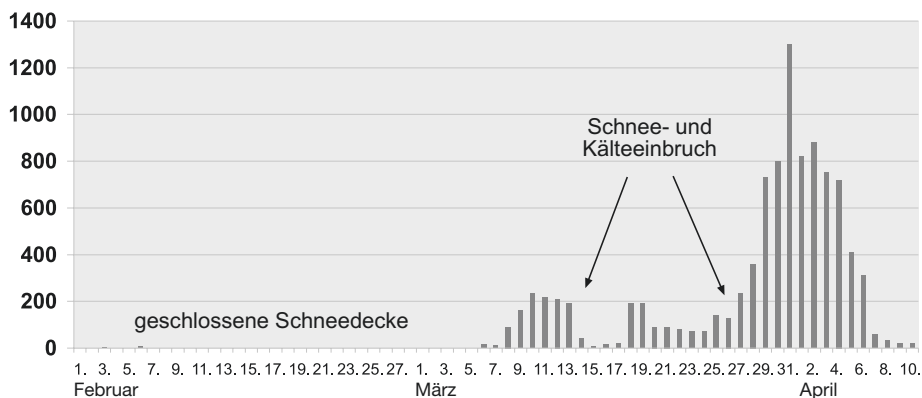


Abb. 5: Das Auftreten des Kiebitzes auf der Baar im Frühjahr 2013.

gewiesen. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der Heimzug der Kiebitze im Frühjahr 2013 witterungsbedingt in drei Wellen erfolgte.

Fazit für den Naturschutz

Die dargestellten Beobachtungen zeigen die elementare Bedeutung geeigneter Rastbiotope für Zugvögel. Über mehrere Wochen hinweg dienten die Feuchtwiesen und vernässten Ackerflächen der Riedbaar für mehrere Tausend nordische Zugvögel als Rastplatz selbst in witterungsbedingt sehr schlechten Zeiten. Damit wird erneut die mehrfach aufgezeigte überregionale Bedeutung der Baar für Zugvögel deutlich (GEHRING 2006). Das feuchte Grünland und die zur Vernässung neigenden Ackerflächen der Riedbaar spielen in diesem Zusammenhang eine hervorragende Rolle. Deren Erhalt oder gar deren Optimierung müssen bei künftigen Landschaftsentwicklungs- und Naturschutzkonzepten unbedingt angemessen berücksichtigt werden.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Helmut Gehring
Königsberger Str. 30
78052 Villingen-Schwenningen

Dr. Helmut Gehring war 35 Jahre als Biologie- und Chemielehrer am Hoptbühlgymnasium in Villingen-Schwenningen tätig. 25 Jahre lang bildete er Referendare für das Lehramt im Fach Biologie am Seminar für Lehrerbildung und Didaktik in Rottweil aus. Die Erhaltung der biologischen Vielfalt und der landschaftlichen Eigenart der Baar ist für ihn von großer Bedeutung. In seinen zahlreichen Vorträgen und Veröffentlichungen wird dieses Anliegen deutlich.

Literatur

- GEHRING, H. & F. ZINKE (2006): Die Vogelwelt der Baar. In: Faszination Baar – Porträts aus Natur und Landschaft (Hrsg. A. Siegmund) Verlag der Mory's Hofbuchhandlung Donaueschingen, S. 147–172.
- GEHRING, H. (1999): Die Baar als „Trittstein“ für ziehende Limikolen (Watvögel). In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 45, Donaueschingen, S. 81–96.
- GELPKE, CH., CH. KÖNIG, ST. STÜBING & J. WAHL (2013): Märzwinter 2013 – bemerkenswerter Zugstau und Vögel in Not. In: Der Falke – Journal für Vogelbeobachter 5/2013, Aula Verlag Wiebelsberg, S. 180–185.

Helmut Kaiser – ein großer Kenner der heimischen Vogelwelt ist gestorben

von DIETER KNOCH

Am 25. September 2012 verstarb unser Mitglied Helmut Kaiser in Villingen/Schwarzwald nach langer schwerer Krankheit im Alter von 77 Jahren. Helmut Kaiser wurde am 25. Juni 1935 in Villingen geboren und verbrachte dort sein ganzes Leben. Nach dem Schulabschluss und der Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann übernahm er das Schirmfachgeschäft seines Onkels. Später wechselte er zur Dresdner Bank in Villingen, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1994 als Bankkaufmann tätig war.

Seine große Liebe galt den Vögeln des Schwarzwaldes. Die Wälder des Baar-schwarzwaldes lagen direkt vor seiner Haustür und westlich schlossen sich die Wälder des mittleren Schwarzwaldes an bis hinauf zum Rohrhardsberg, die er regelmäßig besuchte. Gerne erinnere ich mich an gemeinsame Exkursionen durch den Villingener Stadtwald, wo in den 1950er und 1960er Jahren noch zahlreich Hasel- und Auerwild zu beobachten war und Helmut Kaiser am 8. August 1961 ein Nest des Ziegenmelkers mit zwei fast flüggen Jungen vorzeigen konnte. Das war ein besonderes Erlebnis, denn wenige Jahre später (1970) war das Vorkommen des Ziegenmelkers im Ostschwarzwald für immer erloschen. Sein Interesse galt auch den hochmontan verbreiteten Vogelarten Zitronenzeisig und Ringdrossel, die im mittleren Schwarzwald (Brend-Rohrhardsberg) ein inselartiges Brutvorkommen haben. Schon früh erfasste er die Brutgebiete der subalpin verbreiteten Bergpieper im Südschwarzwald. Zu den Höhepunkten eines Schwarzwald-Omithologen gehörten auch am 14. Juni 2007 gemeinsame Beobachtungen am Brutplatz der im Mittleren Schwarzwald (Kinzigtal) neu entdeckten Felsenschwalbe.

Angeregt durch Beobachtungen am Feldberg und im Hotzenwald begann Helmut Kaiser ab 1959 mit der Suche nach dem Raufußkauz, dessen regelmäßiges Vorkommen im mittleren Schwarzwald bis dahin kaum bekannt war. Die Erfassung der Bestände (in guten Jahren 20–30 besetzte Reviere), die anfangs zusammen mit Gunter Bernauer (Villingen) erfolgte, faszinierte ihn bis ins hohe Alter. Noch spannender verlief die Suche nach dem Sperlingskauz, der in den 1950er und 1960er Jahren im Schwarzwald ein Bestandestief durchlief und in manchen Teilen fast ganz verschwunden war. Angeregt durch Untersuchungen von C. König, der im mittleren Schwarzwald auch gezüchtete Sperlingskäuze freiließ, widmete sich Helmut Kaiser nun verstärkt dieser Art, die sich in den 1970er und 1980er Jahren langsam wieder ausbreitete und reichliche Möglichkeiten zur Erforschung der Habitatansprüche, Bestandesdichte, Brut- und Rufverhalten usw. bot (KÖNIG C., H. KAISER & D. MÖRIKE 1995). Interessant ist in diesem Zusam-

menhang, dass Helmut Kaiser auch im Oberen Hotzenwald, also im Südschwarzwald im Jahre 1983 den ersten Brutnachweis des Sperlingskauzes erbrachte (KNOCH, D. & V. DORKA 2003). Helmut Kaiser war es schließlich auch, der 1998 für den Villinger Stadtwald und damit für den Mittleren Schwarzwald das Vorkommen des Dreizehenspechtes neu entdeckt hat (SCHONHARDT 2009), nachdem er schon 1990 einen der ersten Brutnachweise der Art im Feldberggebiet vorweisen konnte (ANDRIS & KAISER 1995).

Helmut Kaiser beschränkte sich nicht auf die Beobachtung interessanter Waldvögel, sondern war auch stark an Vögeln der offenen Feldflur und heimatlicher Gewässer interessiert. So erschien seine erste 20 seitige Veröffentlichung über „Die Vogelwelt des Schwenninger Moores und seiner Umgebung“ bereits im Jahr 1968 (KAISER 1968). Regelmäßig besuchte er die Donau zwischen Donaueschingen und Geisingen, die Seen und Feuchtgebiete der Riedbaar (z.B. Unterhölzer Weiher, Moorgebiet „Miltelmeß“), um im Frühjahr und Sommer typische Brutvögel und in der kalten Jahreszeit überwinternde Wasservögel zu erfassen. Dabei kümmerte er sich besonders um die früher an der Donau überwinternden Saatgänse, deren Bestände immerhin zwischen 170 und 260 Individuen umfassten und um die Schaffung von Schutzzonen (KAISER 1975). Viele seiner jahrzehntelangen Beobachtungen wurden in zusammenfassenden Publikationen verschiedener Autoren – meist in den „Schriften der Baar“ – gesammelt und ausgewertet. Beispiele werden im Anhang zitiert. Erwähnt werden muss in diesem Zusammen-



Helmut Kaiser im Kreise der „Baarornithologen“ (von links: Karl-Heinz Leye, Felix Zinke, Helmut Kaiser, Helmut Gehring, Gabi Ebenhöf, Thomas Schalk, Kerstin Schatral) bei der Wasservogelzählung an der Donau im Februar 2004. Foto: H. Ebenhöf



Sperlingskauz im Baarschwarzwald. Foto: B. Scherer

hang auch seine Beteiligung an Untersuchungen der Fachschaft Südlicher Oberrhein zum Brutbestand von Zwergtaucher, Reiherente, Blässhuhn, Teichhuhn und anderer Wasservögel an Stillgewässern des südlichen und mittleren Schwarzwaldes (WESTERMANN ET AL. 1998) wie auch seine Mitwirkung bei der „Quantitativen Brutvogelerfassung im Schwarzwald-Baar-Kreis 1987“ (GEHRING 1991). Sein besonderes Augenmerk galt auch den Greifvögeln der Baar. So war er maßgeblich an der Erfassung und Kontrolle von Wanderfalken-Brutplätzen beteiligt, ebenso auch an der Kartierung von Brutplätzen des Baumfalke (EBENHÖH ET AL. 2011) sowie des Rot- und Schwarzmilans (H. & G. EBENHÖH 2000).

Aus dem Gesagten darf aber nicht der Schluss gezogen werden, dass Helmut Kaiser zeitlebens nur in seiner engen Heimat tätig war. In seinen jungen Jahren besuchte er regelmäßig verschiedene Länder, um seine Kenntnisse über die Avifauna fremder Gebiete zu erweitern. Seine „Orni-Reisen“ führten ihn nach Österreich, Schweiz, Südfrankreich, Spanien, Skandinavien, Griechenland und Türkei, wo er meist allein, gelegentlich aber auch mit Gleichgesinnten interessante Brut- und Vogelschutzgebiete oder markante Stellen des Vogelzuges aufsuchte. Auch nach seiner späteren Heirat galten die gemeinsamen Urlaubsreisen nach Mallorca, Ibiza oder in die Alpen dem gemeinsamen Naturerlebnis.

Helmut Kaiser machte die meisten seiner Beobachtungsgänge und früheren Reisen im Alleingang. Ihn deshalb als Einzelgänger zu bezeichnen, würde ihm trotzdem nicht gerecht werden, denn er war stets darauf bedacht, Erfahrungs-

austausch und Kontakt mit anderen Beobachtern und Gruppen zu pflegen. Erwähnt seien seine guten Verbindungen zur Vogelwarte Radolfzell, zur OAG Bodensee, zur Deutschen Ornithologen-Gesellschaft und deren Jahrestagungen, zur Arbeitsgemeinschaft Wanderfalkenschutz Baden-Württemberg sowie zu den Ornithologen der Baar und des mittleren Schwarzwalds. Zu ihnen zählen HARTMUT UND GABI EBENHÖH (Unterkimach), HELMUT GEHRING (Villingen), BERNHARD SCHERER (St. Georgen), HANS SCHONHARDT (St. Georgen) und FELIX ZINKE (Villingen). Ihre Publikationen enthalten oft wichtige Erstbeobachtungen und Materialien aus Helmut's Tagebüchern, die er zeitlebens und akribisch mit seinen Beobachtungen gefüllt hat.

Da Helmut Kaisers Aktivitäten aber weit in eine Zeit zurückreichen, in der er allein auf sich gestellt war und erst später die genannten Kollegen und Mitarbeiter hinzukamen, darf man Helmut Kaiser daher ohne Übertreibung als eine Art Vater und Impulsgeber der ornithologischen Feldforschung im Raum Baar/Mittlerer Schwarzwald bezeichnen. Mit ihm haben wir einen der besten und engagiertesten Schwarzwald-Omithologen verloren.

In schöner Erinnerung bleibt Helmut allen, die mit ihm Natur erleben durften, wegen seiner ansteckenden Begeisterungsfähigkeit für alles, was zu einer gelungenen Naturbeobachtung gehört. Das waren nicht nur Aussehen, Stimme und Verhalten eines Vogels, sondern auch Wetter, Naturstimmung, Ausgestaltung des Biotops sowie die Freude, nach großer Anstrengung – in den umfangreichen Wäldern oft notwendig endlich eine erfolgreiche Beobachtung erlebt zu haben.

Dem Leitgedanken auf der Todesanzeige möchte ich mich im Namen aller Freunde anschließen: „Deine Lieben und der Gesang Deiner gefiederten Freunde werden Dich auf deiner langen Reise begleiten.“

Anschrift des Verfassers:
Dieter Knoch
Silcherstr. 8
79312 Emmendingen

Dieter Knoch gehört zu den Pionieren des Natur- und Artenschutzes im südbadischen Raum. In zahlreichen Publikationen hat er die naturkundliche Bedeutung der Landschaften am Oberrhein, im Schwarzwald und auf der Baar aufgezeigt und deren Schutz eingefordert. Im Standardwerk „Die Naturschutzgebiete im Regierungsbezirk Freiburg“ schrieb er den Beitrag zur Fauna der einzelnen Naturräume. In den Schriften der Baar hat er 2010 eine Arbeit über die Pilze in den Wäldern der Südwest-Baar veröffentlicht.

Veröffentlichungen von Helmut Kaiser (als Autor oder Co-Autor):

- KAISER, H. (1968): Die Vogelwelt des Schwenninger Mooses und seiner Umgebung. In: Das Schwenninger Moos. – Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 5, 285–304, Ludwigsburg.
- KAISER, H. (1975): Schutz und Schutzzonen für unsere überwinternden Saatgänse. Beih. zu Veröff. Natur- und Landschaftspflege Baden-Württemberg 7, 33–35. Ludwigsburg.
- KÖNIG, C. & H. KAISER (1985): Der Sperlingskauz (*Glaucidium passerinum*) im Schwarzwald. J. Orn. 126(4): 443
- KÖNIG, C., H. KAISER & D. MÖRIKE (1995): Zur Ökologie und Bestandsentwicklung des Sperlingskauzes (*Glaucidium passerinum*) im Schwarzwald. Jh. Ges. Naturkde Württemberg 151: 457–500.
- ANDRIS K. & H. KAISER (1995): Wiederansiedlung des Dreizehenspechtes (*Picoides tridactylus*) im Südschwarzwald. Naturschutz südl. Oberrhein 1, 3–10.
- WESTERMANN, K., K. ANDRIS, B. DISCH, J. HURST & H. KAISER (1998): Brutverbreitung und Brutbestand des Zwergtauchers (*Tachybatus ruficollis*), der Reiherente (*Aythya fuligula*), des Blässhuhns (*Fulica atra*), des Terchuhns (*Galinula chloropus*) und anderer Wasservögel an Stillgewässern des südlichen und mittleren Schwarzwaldes. Naturschutz südl. Oberrhein 2, 233–260.
- EBENHÖH, G., H. EBENHÖH, H. KAISER, H. PELCHEN, C. REICHEN & R. SCHUTT (1997): Große Schlafplatzgemeinschaft von Schwarzmilanen (*Milvus migrans*) auf der Baar. Orn. Jh. Bad.-Württ. 13, 183–189 Ludwigsburg.

Veröffentlichungen, die Beobachtungsmaterial von Helmut Kaiser enthalten (Auswahl):

- EBENHÖH, H. & G. EBENHÖH (2000): Rot- und Schwarzmilan auf der Baar Ergebnisse einer Brutbestandserfassung. Schriften der Baar 43, 153–161 Donaueschingen.
- EBENHÖH, H., G. EBENHÖH & H. PELCHEN (2011): Der Baumfalke – Brutvogel im Schwarzwald-Baar-Kreis. Schriften der Baar 54, 157–172 Donaueschingen.
- GEHRING, H. (1991): Quantitative Brutvogelerfassung im Schwarzwald-Baar-Kreis 1987. Schriften der Baar 37, 77–112 Donaueschingen.
- GEHRING, H. (1996): Die Gewässer der Riedbaar als Überwinterungsgebiet für Wasservögel – Entwicklung der Rastbestände. Schriften der Baar 39, 158–174 Donaueschingen.
- GEHRING, H. & F. ZINKE (2006): Die Vogelwelt der Baar. In: A. SIEGMUND (Hrsg.): Faszination Baar – Porträts aus Natur und Landschaft, 147–172 Donaueschingen
- GEHRING, H. & F. ZINKE (2009): Die Brutvögel im Schwarzwald-Baar-Kreis. Schriften der Baar 52, 95–114 Donaueschingen
- GEHRING, H. & F. ZINKE (2010): Mornellregenpfeifer-Rastplatz im Wutachgebiet. Schriften der Baar 53, 186–189 Donaueschingen.
- KNOCH, D., & V. DORKA (2003): Der Sperlingskauz (*Glaucidium passerinum*) im Oberen Hotzenwald. Mitt. bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz N. F. 18, 131140 Freiburg.
- SCHONHARDT H. (2009): Der Dreizehenspecht (*Picoides tridactylus*) im Mittleren Schwarzwald (Schwarzwald-Baar-Kreis). Schriften der Baar 52. 125–132 Donaueschingen.

Vereinschronik

Jahresprogramm 2013

- 09.01. **Energiewende im Ländle – Was tut sich auf der Baar?** – Dr. Gerhard Bronner, Donaueschingen (Vortrag)
- 23.01. **Uralte Kiefern im Baarschwarzwald – Neue dendrochronologische Untersuchungen** – Dr. Dietrich Hakelberg, Freiburg (Vortrag)
- 06.02. **Vorsicht Wildwechsel! Die Bedeutung des Generalwildwegplans für die Baar** – Dr. Rudi Suchant, Freiburg (Vortrag)
- 14.03. **Politische Jugendkulturen in den 1970er Jahren** – Peter Henning und Claudia Prietzel (Berlin, Regisseure des „Oktoberfest-Attentäter“-Films) sprechen mit den ehemaligen Schülern des Fürstenberg-Gymnasiums Georg Egender und Lothar Wölflé Gemeinsam mit der VHS Baar und dem Fürstenberg-Gymnasium (Vortrag und Podiumsdiskussion)
- 22.03. **Mitgliederversammlung** Donaueschingen-Allmendshofen Hotel Grüner Baum (siehe Protokoll)
- 10.04. **Archäologische Denkmale des Mittelalters auf der Baar** – Dr. Bertram Jenisch, Freiburg (Vortrag)
- 20.04. **Historischer Pfad Fürstenberg** Dr. Heiko Wagner, Kirchzartenl (Führung im Gelände)
- 08.05. **Unsere Familiennamen – Herkunft, Bedeutung und Verbreitung** – Prof. Dr. Konrad Kunze, Freiburg (Vortrag)
- 18.05. **Botanische Frühlingswanderung auf dem Randen** – Seltene Pflanzengesellschaften beiderseits der Grenze Dr. Veit Hirner, Engen (Exkursion) Gemeinsam mit dem Hegau-Geschichtsverein
- 08.06. **Rund um das Plattenmoos** – Vegetations- und landschaftsgeschichtliche Wanderung, Wolf Hockenjos, Donaueschingen (Exkursion)
- 23.06. **Im Herzen des Schönbuchs Geschichte und Natur rund um Bebenhausen** – Ganztägige Jahresexkursion
- 13.07. **600 Jahre Haus Enzberg im Raum Mühlheim** – Geschichtlich-naturgeschichtliche Wanderung an der jungen Donau, Egon Dehner, Bad Dürrenheim (Exkursion)
- 15.09. **Geologie zum Anfassen** – Martin Fetscher, Villingen-Schwenningen (Exkursion für Groß und Klein am Hohenkarpfen) Gemeinsam mit dem Waldkindergarten Villingen e.V.

- 02.10. **damitt allsdann ergehen möge, was Recht ist – Das Stadtgericht Villingen im 17. Jahrhundert –** Dr. Tobias Fischer, Frauenfeld (Schweiz) (Vortrag) Gemeinsam mit dem Stadtarchiv Villingen
- 19.10. **Der herbstliche Bodmaner Schlosspark – Wilderich von und zu Graf Bodman, (Führung mit Spaziergang zur Ruine Altbodman)** Gemeinsam mit dem Hegau-Geschichtsverein
- 06.11. **Infrastruktur für den ländlichen Raum – Technische Wasserprojekte im Schwarzwald-Baarkreis –** Rolf Friedrich Baiker, Freiburg und Donaueschingen (Vortrag)
- 23.11. **Warum Wagner nicht in Weiterdingen weilte – Der Musiker Robert Hornstein und sein Verhältnis zu Richard Wagner –** Dr. Friedemann Kawohl, Villingen-Schwenningen (Vortrag mit Musikdarbietungen) Gemeinsam mit dem Hegau-Geschichtsverein, der bei dieser Gelegenheit seinen Jahresband vorstellt
- 04.12. **100 Jahre Gesellschaft der Musikfreunde 1913–2013 Rückblick auf eine wechselvolle Geschichte –** Horst Fischer, Donaueschingen (Vortrag)
- 14.12. **Hereinspaziert beim Baarverein –** Glühwein und Gebäck für Mitglieder und Gäste in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6) anlässlich des direkt benachbarten Donaueschinger Weihnachtsmarktes (Jahresausklang)

Protokoll der Mitgliederversammlung

am Freitag, den 22. März 2013 ab 19 Uhr
im Hotel „Grüner Baum“ in Donaueschingen-Allmendshofen

- **Begrüßung, Totenehrung**
Der Vorsitzende Dr. F. Kawohl begrüßt die 80 anwesenden Vereinsmitglieder, nennt namentlich die seit der letzten Mitgliederversammlung verstorbenen Vereinsmitglieder. Die Mitglieder gedenken der Verstorbenen mit einer Gedenkminute.
- **Bericht des Vorstands (Friedemann Kawohl)**
Zu Beginn bedankt sich der Vorsitzende für die geleistete Arbeit im Vereinsvorstand, es wurden 5 Vorstandssitzungen und eine gemeinsame Sitzung mit den Beiräten abgehalten. Die Vorträge und Exkursionen im Jahre 2012 wurden lebhaft besucht, pro Veranstaltung nahmen etwa 40 Personen teil, sodass insgesamt etwas mehr als 800 Personen an den Veranstaltungen teilnahmen. Er gibt die Personalien bekannt, wobei die Todesfälle und Austritte leicht die Neuaufnahmen übersteigen, doch schwankt die Zahl der Mitglieder weiter wie gewohnt um 500.
F. Kawohl betont die Wichtigkeit der Zusammenarbeit mit anderen Institutionen, wobei er die jüngst ins Leben gerufene Kooperation mit dem Fürs-

tenberg-Gymnasium betont. Der anwesende Partner der Zusammenarbeit von seiten des Gymnasiums, Herr Mario Mosbacher, erläutert die vielen Möglichkeiten, die sich aus der Zusammenarbeit für beide Seiten ergeben. Weiter bestehen neue Verbindungen mit dem Waldkindergarten Villingen und der VHS Donaueschingen. Ältere Beziehungen verbinden den Verein mit dem Hegau-Geschichtsverein, den Musikfreunden in Donaueschingen, die in diesem Jahr ihr hundertjähriges Jubiläum feiern und dem Kulturförderverein Bräunlingen.

Den Stand der Katalogisierung in der Tauschbibliothek erläutert die hierfür verantwortliche Beirätin S. Huber-Wintermantel: Die etwa 20 000 Bände sind weitgehend aufgenommen, das geschichtliche und das naturkundliche Katalogisierungsteam stehen kurz vor dem Abschluss ihrer Arbeit. Sie bedankt sich besonders bei dem Vereinsmitglied Herrn Parlitz, der in diesem Jahre den hundertsten Geburtstag feiert und immer noch eifriges Mitglied des geschichtlichen Aufnahmeteams ist; auch F. Kawohl bedankt sich bei Herrn Parlitz mit einem Buchgeschenk.

Er bittet darum, dass möglichst viele Vereinsmitglieder sich an der diesjährigen Formularaktion beteiligen: diese Formulare wurden der Einladung zur Mitgliederversammlung beigelegt und auf ihnen können die Mitglieder ihre Wünsche und Vorschläge für zukünftige Vorträge und Exkursionen schriftlich äußern und sich so aktiv in die Vereinsarbeit einbringen.

Schließlich gibt er zwei Veränderungen im Vorstand bekannt: Dr. G. Müller gibt seine Funktion als Programmkoordinator auf. H. Ketterer wird zusammen mit einem kleinen Team diese Aufgabe übernehmen. F. Kawohl dankt Dr. Müller für seinen enormen Arbeitseinsatz. Herr Hugo Siefert zieht sich aus persönlichen Gründen aus der Redaktion der „Schriften der Baar“ zurück, seine Funktion wird kommissarisch der Vorsitzende übernehmen, bis hoffentlich bald ein neuer Mitarbeiter für den Redaktionsleiter H. Gehring gefunden ist. Auch dem nicht anwesenden Herrn Siefert dankt Herr Kawohl sehr herzlich für sein Engagement in der Redaktion. Schließlich betont er, dass seit einem Jahr immer noch kein Vorsitzender für die Abteilung Naturgeschichte des Baarvereins gefunden wurde. Er hofft auf eine baldige Besetzung dieses Postens auch zur eigenen Entlastung.

■ **Kassenbericht des Rechnungsjahres 2012 (Hartmut Siebert)**

Es besteht ein Überschuss zum Vorjahr von 800 Euro bei einer Geldreserve von ca. 38 Tausend Euro. Der Verein ist weiterhin ein gemeinnütziger Verein. H. Siebert appelliert an die Spendenbereitschaft der Mitglieder. Der gesamte Kassenbericht liegt dem Vorstand schriftlich vor und kann jederzeit eingesehen werden (siehe Kassenbericht).

■ **Antrag des Vorstandes auf Satzungsänderung (Hartmut Siebert)**

Die Finanzverwaltung hat eine nicht den Inhalt, aber die Wortwahl betreffende Änderung der Vereinssatzung erbeten. H. Siebert trägt die einzelnen Änderungsvorschläge vor und erläutert sie den Vereinsmitgliedern. Per

Handzeichen wird die Zustimmung zu dieser Änderung erbeten: Die Zustimmung ist einstimmig, keine Gegenstimmen, keine Enthaltungen. Der Text der geänderten Satzung ist im Anhang beigelegt (siehe Satzungsänderung).

■ **Bericht des Kassenprüfers (Arno Bruckmann)**

Der Kassenprüfer bestätigt, dass die Kasse ordnungsgemäß geführt wurde.

■ **Entlastung des Vorstands**

Herr Dreyer beantragt bei den Mitgliedern die Entlastung von Kassierer und Vorstand. Die Entlastung erfolgt einstimmig.

■ **Ausblick auf das Jahresprogramm des Vereins für 2013 (Friedemann Kawohl)**

Da G. Müller noch unter einer Erkrankung leidet, stellt F. Kawohl die insgesamt 19 Veranstaltungen dieses Jahres kurz vor, wobei bereits 4 Vorträge stattfanden, die alle gut besucht waren. G. Müller dankt im Anschluss für die herzliche Gastfreundschaft, mit der der Baarverein immer von der Familie Preis als Besitzer des Hotels „Grüner Baum“ aufgenommen wird, und weist noch auf eine Veranstaltung in Rötenbach am folgenden Sonntag hin.

■ **Verschiedenes und Anträge**

Anträge liegen keine vor. H. Ketterer weist schon auf das Programm von 2014 hin: Er bittet als einer für das Programm des nächsten Jahres Verantwortlicher um rege Mitarbeit aller Mitglieder bei der Programmgestaltung für 2014 und weist darauf hin, dass sich im nächsten Jahr der Beginn des Ersten Weltkriegs zum hundertsten Male jährt. Dies nimmt der Verein zum Anlass, im Frühjahr 2014 eine viertägige Sonderexkursion nach Flandern anzubieten. Für diese Fahrt kann bereits jetzt die Anmeldung erfolgen, spätestens aber bis zum Januar/Februar 2014. Er bittet um zahlreiche Teilnahme.

■ **Vorstellung des Jahresbandes 56 / 2013 (Helmut Gehring)**

Herr Gehring dankt nochmals H. Siefert für die vorzügliche Zusammenarbeit in der Redaktion und stellt dann die 7 geschichtlichen und 3 naturkundlichen Beiträge des Bandes mit kurzen Kommentaren vor. Anschließend erfolgt die Ausgabe der Jahresbände an die Mitglieder.

Damit ist der offizielle Teil der Mitgliederversammlung um 20:45 Uhr beendet. Gegen 21:15 Uhr stellt Herr Dieter Friedt aus Hüfingen einige besonders schöne alte Fotografien aus seiner Sammlung historischer Ansichten von Hüfingen vor. Ende der Gesamtveranstaltung ist 21:30 Uhr.

Für das Protokoll: H. Keusen

Friedemann Kawohl, Vorsitzender der Abteilung Geschichte

Hartmut Siebert, Rechner

des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

■ **Geänderte Satzung des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V. (Baarverein)**

§ 1 Name und Sitz des Vereins

1. Der Verein führt den Namen
„Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“.
2. Er hat seinen Sitz in Donaueschingen.
3. Der Verein wird in das Vereinsregister eingetragen.
4. Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 2 Zweck und Aufgaben

1. Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung (§ 51ff AO) und zwar insbesondere durch die wissenschaftliche Pflege der Geschichte und Naturkunde (Erdwissenschaften, Biologie) der Baar und der angrenzenden Gebiete.
2. Der Verein erfüllt seine Aufgabe insbesondere durch
 - a. Veröffentlichungen
 - b. Exkursionen
 - c. Vorträge und Mitteilungen.
3. Die Aufbringung der Mittel erfolgt durch
 - a. Mitgliedsbeiträge
 - b. Spenden und Zuwendungen von privater und öffentlicher Seite
 - c. Veröffentlichungen.
4. Die Mittel des Vereins dürfen nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet werden. Die Mittel umfassen das gesamte Vermögen des Vereins, insbesondere die Buch- und Zeitschriftenbestände der Bibliothek und das Vereinsarchiv. Der Verein ist selbstlos tätig. Er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

§ 3 Mitgliedschaft

1. Mitglieder des Vereins können natürliche und juristische Personen sowie Korporationen des Öffentlichen Rechts auf Antrag werden. Über die Aufnahme entscheidet der Vorstand.
2. Die Mitgliederversammlung kann durch einhelligen Beschluss Ehrenmitglieder ernennen.
3. Jedes neue Mitglied erhält eine Mitgliedskarte und ein Exemplar der Satzung.
4. Der jährliche Mitgliedsbeitrag wird durch die Mitgliederversammlung jeweils festgesetzt.
5. Die Mitgliedschaft erlischt durch Tod des Mitgliedes oder durch Auflösung der juristischen Person etc. oder durch Austritt, der nur zum Schluss eines Geschäftsjahres erfolgen kann und durch schriftliche

Erklärung an den Vorstand bekannt gegeben werden muss, oder durch Ausschluss, den der Vorstand aus wichtigen Gründen beschließen kann. Der Ausgeschlossene ist berechtigt, innerhalb eines Monats Beschwerde einzureichen, über welche die nächste Mitgliederversammlung entscheidet.

§ 4 Organe des Vereins

1. Der Vorstand besteht aus:
 - a. den beiden Vorsitzenden der wissenschaftlichen Abteilungen Geschichte und Naturgeschichte,
 - b. dem Geschäftsführer, der den Vorsitzenden beigeordnet ist,
 - c. dem Schriftleiter,
 - d. dem Rechner,
 - e. fünf weiteren Vorstandsmitgliedern.

Die Vorsitzenden und der Rechner sind Vorstand im Sinne des § 26/2 BGB. Je zwei gemeinsam vertreten den Verein als gesetzliche Vertreter gegenüber Dritten. Scheidet ein Vorsitzender vor Ablauf der Zeit, für die er bestellt ist, aus, kann ein Vorstandsmitglied der betreffenden Abteilung auf Beschluss des Vorstandes mit der vorläufigen Wahrnehmung der Geschäfte des Vorsitzenden beauftragt werden. Im Innenverhältnis wird bestimmt, dass der Rechner nur vertreten darf, wenn einer der beiden Vorsitzenden verhindert ist.

Der Vorstand wird von den Vorsitzenden nach Ermessen oder auf schriftlich begründeten Antrag von mindestens drei Vorstandsmitgliedern einberufen, wenigstens jedoch zweimal jährlich.

Der Vorstand kann einen Beirat von etwa 10 fachkundigen Vertretern möglichst aller Tätigkeitsbereiche des Vereins zur Beratung und Unterstützung berufen. Vorstand und Beirat werden in der Regel gemeinsam einberufen. Sie geben sich eine Geschäftsordnung.

2. Die Mitgliederversammlung wählt die Vorsitzenden und den Vorstand für die Dauer von drei Jahren.
 - a. Sie wird von den Vorsitzenden einberufen, so oft es erforderlich ist, in jedem Geschäftsjahr mindestens einmal.
 - b. Sie muss einberufen werden, wenn mindestens 5 % der Mitglieder die Einberufung unter Angabe der Gründe beim Vorstand schriftlich beantragt haben.
 - c. Die Einberufung der Mitgliederversammlung durch die Vorsitzenden hat unter Wahrung einer Frist von zwei Wochen und unter Beifügung der Tagesordnung schriftlich zu erfolgen.
 - d. Über die Beschlussfassung der Mitgliederversammlung ist eine Niederschrift aufzunehmen. Diese ist von den Vorsitzenden und einem in der Versammlung anwesenden Mitglied zu unterzeichnen.

§ 5 **Auflösung des Vereins**

1. Der Verein kann nur durch einhelligen Beschluss der Mitgliederversammlung aufgelöst werden.
2. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins oder bei Wegfall steuerbegünstigter Zwecke fällt das Vermögen des Vereins an eine juristische Person des öffentlichen Rechts oder eine andere steuerbegünstigte Körperschaft zwecks Verwendung für Volks- und Berufsbildung hinsichtlich der Geschichte und Naturgeschichte der Baar.

§ 6 **Schlussbestimmung**

Soweit nicht eine abweichende Regelung in vorstehender Satzung getroffen wurde, gelten die Vorschriften des Deutschen Rechts, insbesondere des BGB.

Donaueschingen, 22.03.2013

■ **Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2011**

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto (Giro- u. Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 31.12.2011	38.039,82
Überschuss 2012 lt. Einnahme-Überschuss-Rechnung	831,72
Kassenbestand am 31.12.2012	38.871,54

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2012 (in Euro)

Einnahmen	
1. Mitgliedsbeiträge	11.246,00
2. Spenden und Zuschüsse	4.570,00
3. Stiftung Kulturgut für Katalogisierung	1.991,65
4. Erlöse Schriften und sonstige Literatur	505,40
5. Einnahmen Exkursionen/Vorträge und Sonstiges	3.781,41
Summe Einnahmen	22.094,46

Ausgaben

1. Aufwendungen Schriften und sonstige Literatur	7.229,69
2. Aufwendungen Exkursionen/Honorare/Spesen	4.014,23
3. Geschäftsstelle / Bibliothek	4.255,75
4. Katalogisierung Bibliothek	3.274,80
4. Sonstige Aufwendungen	2.488,27
Summe Ausgaben	21.262,74
Überschuss 2012	831,72

Für die im Berichtsjahr 2012 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Rolf Baiker, Arno Bruckmann, Rolf Bühler, Egon Dehner, Ernst Eichholz, Georg Goerlipp, Irma Götz, Theo und Rosemarie Greiner, Albrecht Heinz, Ulrich Hering, Wolfgang Hilpert, Susanne Huber-Wintermantel, Hans Keusen, Rolf Laschinger, Dieter Maier, Günther Müller, Ingeborg Münzer, Susi Nagel, Gerhard Parlitz, Regierungspräsidium Freiburg, Dietrich Röther, Hildegret Sattler, Isolde Schneider, Hartmut und Karin Siebert, Hugo Siefert, Sparkasse Schwarzwald-Baar, Stadt Donaueschingen, Christa Trissler, Martin Zahn, Norbert Zysk
Hartmut Siebert, Rechner

■ **Mitgliedersituation**

Folgende Vereinsmitglieder sind 2013 leider verstorben:

Hildegard Binder (Nov. 2012) . . . Villingen-Schwenningen
Franz Moch Donaueschingen
Hilde Parlitz Donaueschingen
Willi Krebs Hüfingen
Irmgard Eckert Donaueschingen
Georg Goerlipp Donaueschingen
Dieter Bürkelbach Donaueschingen

Wir begrüßen eine erfreulich hohe Zahl an neuen Vereinsmitgliedern:

Rainer Gradinger Blumberg
Jürgen Schafbuch Hüfingen
Klaus Faden Donaueschingen
Hans Letulé Brigachtal
Wolfgang Arno Winkler St. Georgen
Ingelore Neining VS-Tannheim
Hans Neining VS-Tannheim
Johannes Hirner Villingen-Schwenningen
Bernhard Schlenker Villingen-Schwenningen
Jutta Arendt Villingen-Schwenningen
Michael Tocha Villingen-Schwenningen
Karl-Heinz Trüby Blumberg
Heide Mutschler Bad Dürkheim
Wolfgang Bauer Dr Villingen-Schwenningen
Werner Hagenmayer Villingen-Schwenningen
Irene Görlipp Donaueschingen
Berthold Hummel Vöhrenbach
Ursula Hirt Furtwangen
Ulrich Hirt Furtwangen
Elisabeth Ennsle Donaueschingen
Elmar Ennsle Donaueschingen
Konrad Flöß Villingen-Schwenningen

Seit längerer Zeit überwiegt wieder einmal die Zahl der Eintritte (21) diejenige der Todesfälle (7) und Austritte (2) deutlich. Der aktuelle Mitgliederstand liegt bei 494 Mitgliedern.

■ Wir gratulieren

Hildegret Sattler

2013 feierte unsere allseits geschätzte Hildegret Sattler ihren 90. Geburtstag. Seit vielen Jahrzehnten profitiert unser Verein von ihrer zurückhaltenden aber sehr konstruktiven Mitarbeit. Über 50 lange Jahre hinweg hat sie als Bibliothekarin und Geschäftsführerin dem Verein treue Dienste geleistet. Mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft 2003 wurde diese einmalige Leistung gewürdigt. Den Aufbau und die Entwicklung der Vereinsbibliothek hat sie noch bis vor zwei Jahren mit ihrer Schaffenskraft unterstützt.



Hildegret Sattler bei einer Exkursion im Oktober 2013: rüstig und interessiert.



Dr. Kahwohl dankt dem Jubilar für seine längjährige Mitgliedschaft und sein Engagement für den Baarverein.

Gerhard Parlitz

Am 12. Juni 2013 feierte Gerhard Parlitz in Donaueschingen seinen 100. Geburtstag. Er ist das älteste Mitglied des Baarvereins, dem er seit über 50 Jahren angehört. Er hat bis vor Kurzem noch als Mitglied des „Bibliothekerteams“ bei der Katalogisierung der Vereinsbibliothek mitgearbeitet. Mit seinem trockenen Humor hat er dabei so manche Arbeitsstunde bereichert.

Beiden Jubilaren danken wir für ihre Vereinstreue und ihren Einsatz für die Belange unseres Vereins und wünschen von Herzen alles Gute.

Susanne Huber-Wintermantel

Die Arbeit in den Vereinen wird sehr oft zu wenig beachtet. Manche Vereinsmitglieder dienen tapfer jahrelang, ohne dass deren Leistung gewürdigt wird. Umso erfreulicher ist es, dass nun eine Ausnahme gemacht wurde und unser langjähriges Vereinsmitglied Susanne Huber-Wintermantel die Heimatmedaille 2013 erhalten hat. Anlässlich des Abschlusses der Heimattage in Sulz erhielt sie von Baden-Württembergs Kunstministerin Theresia Bauer den Preis ausgehändigt. Mit dieser Verleihung wurde ihr besonderes Engagement für die Rettung und Nutzbarmachung der Bibliothek des Baarvereins gewürdigt. Aber auch ihre verschiedenen Veröffentlichungen und ihre Arbeit im Kelnhofmuseum in Bräunlingen rundeten das Bild einer äußerst engagierten Kennerin unserer Heimat ab. Wir gratulieren Susanne Huber-Wintermantel zu dem Preis und freuen uns auf die weitere gute Zusammenarbeit.



Susanne Huber-Wintermantel (Mitte) erhielt am 7. Sept. vom Vorsitzenden des Landesausschusses für Heimatpflege Karlheinz Geppert (links) und Ministerin Theresia Bauer im Glatter Wasserschloss die Heimatmedaille. DannerFoto: Schwarzwälder-Bote

■ Die Donaueschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar – Bericht über die Entwicklung im Jahr 2013

Das Bibliotheksteam der historischen Abteilung arbeitete 2013 bereits das dritte Jahr an der Katalogisierung der Bestände. Auch die 2012 durch Bücherstiftungen entstandenen Zuwächse der Vereinsbibliothek waren im Frühjahr 2013 katalogisiert, doch erhielten wir von den Erben unseres Mitglieds Dr. Joseph Fuchs, dem langjährigen Leiter von Stadtarchiv und Franziskanermuseum Villingen, über 100 Bücher aus seinem Nachlass. Wir konnten mit den Bänden aus dem Nachlass Dr. Fuchs viele Titel, die uns fehlten, ergänzen und verfügen nun z.B. auch über Konrad Spindlers Grundlagenliteratur zu den Ausgrabungen am Villingen Magdalenenberg.

Zum Abschluss der Katalogisierungsarbeiten wurden die Bestände in den Regalen nochmals geordnet, die Regale und die einzelnen Regalfächer bezeichnet, so dass alle Bücher leicht gefunden und wieder an ihre Plätze eingestellt werden können. Im Juli 2013 konnte sich auch das „Team Geschichte“ eine Pause genehmigen. Es wurde verabredet, dass die Teammitglieder sich zunächst im Herbst und von da an vierteljährlich treffen wollen, um die jeweils angefallenen Neuzugänge auf bewährte Art zu katalogisieren.

Nun steht dem „Team Geschichte“ aber wieder eine größere Arbeit bevor. So erfreulich der neuerliche Zuwachs für die Bedeutung unserer Bibliothek auch ist, so traurig sind die Umstände, die dazu führten: nach dem plötzlichen Tod unseres Ehrenmitglieds, FF-Archivar i.R. Georg Goerlipp, schenkte uns Frau Irene Goerlipp den regionalen Teil der umfangreichen privaten Büchersammlung ihres verstorbenen Mannes. Durch den Nachlass Georg Goerlippo konnte auch der seit der Trennung von der Hofbibliothek unvollständige Bestand an frühen Bänden der „Schriften der Baar“ komplettiert werden.

Wir danken den Familien Goerlipp und Fuchs für Ihre Großzügigkeit und Ihre Verbundenheit mit dem Verein und seiner Bibliothek. Die übergebenen Bücher bleiben mit den Namen unserer geschätzten Verstorbenen verbunden.

Rechtzeitig zur Generalversammlung im März 2013 erschien die dritte Postkartenserie aus den drei Bänden des „Magazine of Botany“ von 1850/51. Die vier wunderschönen Blütenmotive können beim Verein, bei der Buchhandlung Wunderbar in Donaueschingen, bei Foto Mayer in Hüfingen und im Café Gehringer in Bräunlingen erworben werden. Die Bücher, aus denen die Reproduktionen stammen, gehören zu den wertvollsten und seltensten Exemplaren der Donaueschinger Bibliothek, denn es gibt sie in Baden-Württemberg und im gesamten Südwestdeutschen Bibliotheksverbund nur ein einziges Mal – in der Donaueschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar! Nun sind jedoch zwei dieser wunderschönen Bücher in solch schlechtem Zustand, dass sie dringend restauriert werden müssen. Für die Restaurierung durch Fachleute der Badischen Landesbibliothek benötigen wir rund 2000.– Euro und hoffen, auch durch den Verkauf der Karten hierfür einen Beitrag zu gewinnen. In Zusammenhang mit der Verleihung der „Heimatmedaille Baden-Württemberg“ an Susanne Huber-Wintermantel für ihre Verdienste um die Rettung der Bibliothek und deren Aufbau für den Verein war es möglich, auch die Unterstützung des Landkreises

für die Restaurierung zu gewinnen, wofür wir Herrn Landrat Sven Hinterseh herzlich danken!. Außerdem wies Wissenschaftsministerin Theresia Bauer, die die Auszeichnung überreicht hat, darauf hin, dass die Stiftung Kulturgut, die bereits die Katalogisierung finanziell unterstützt hat, auch bei der Restaurierung Hilfe leisten könnte. So ist unsere nächste Aufgabe die Antragstellung bei der Stiftung Kulturgut.

Über den SWB-Katalog ist es bereits jetzt möglich, unseren Buchbestand einzusehen und Bücher auszuleihen. Es wird jedoch für uns die größte Herausforderung der nächsten Zeit sein, Systematiken für den leichten Zugriff zu erarbeiten.

Susanne Huber-Wintermantel

■ Bericht über die Jahresexkursion 2013

Nachdem bei der Jahresexkursion 2012 nach Sankt Gallen eindeutig die Historie im Vordergrund stand, ist der diesjährige ganztägige Jahresausflug in zwei gleichberechtigte Hälften unterteilt: der Vormittag gehört mit der Wanderung durch den Schönbuch der Naturkunde, der Nachmittag ist mit der Besichtigung von Schloss und Kloster Bebenhausen geschichtlich geprägt.

Bei strahlendem Sommerwetter geht es mit dem Bus über die Autobahn, die um diese frühe Uhrzeit noch weitgehend leer ist, in Richtung Tübingen und von dort an den Nordrand des Schönbuch, der unser Wanderziel ist. Der Schönbuch ist klein, aber fein: er ist mit „nur“ 156 Quadratkilometern zwar flächenmäßig einer der kleinsten Naturparks Deutschlands, aber er ist das größte zusammenhängende Waldgebiet der Region Stuttgart. Er bietet sowohl geologisch als auch aus forstlicher Sicht erstaunliche Besonderheiten, die niemand besser kennt als Herr Fritz-Eberhard Griesinger, ehem. Präsident der Forstdirektion Tübingen und Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, der sich dankenswerterweise als Führer unserer Wanderung durch einen Teil des Schönbuch angeboten hat und den wir pünktlich gegen 9:30 Uhr am Wanderparkplatz „Weisser Stein“ treffen.

Die Wanderung an diesem angenehm kühlen und sonnigen Sommermorgen führt über die einsamen Waldwege der Via Rheni in Richtung Süden etwa acht Kilometer nach Bebenhausen. Bereits nach einer halben Stunde wird der erste kapitale Rothirsch gesichtet und Herr Griesinger erläutert uns beim gemächlichen Wandern die Grundzüge der Forstwirtschaft und die wichtigsten Baumarten, er weist hin auf die vielen ausgedehnten Ruhezone für das Wild, das man mit ein wenig Glück auch beobachten kann. Er zeigt uns verschiedene Kleindenkmäler wie das Widenmannsdenkmal, das an einen Professor und Kreisforstrat erinnert, der sich Anfang des 19. Jahrhunderts sehr um den Wiederaufbau des Schönbuch, der damals völlig übernutzt und heruntergewirtschaftet war, verdient gemacht hat. Gegen Mittag tauchen vor uns die Umrisse des malerischen Klosters und vom Schloss Bebenhausen auf, in dessen Parks und Gasthäusern dann das wohlverdiente Vesper folgt.

Als sich die Teilnehmer so von den kleinen Strapazen der Wanderung erholt haben, geht es nach der Mittagspause weiter zur Führung durch das Schloss,

wobei in zwei Gruppen geführt wird, um das optische und akustische Erlebnis zu optimieren. Nach dem Niedergang des ehemals sehr reichen Klosters bauten die Herzöge von Württemberg das ehemalige Abthaus allmählich zu ihrem bevorzugten Jagdschloss inmitten des walddreichen Schönbuch um. Durch die Säkularisierung 1807 gelangte Bebenhausen in den Besitz derer von Württemberg, die unter Napoleon von Herzögen zu Königen von Württemberg aufgestiegen waren und die weitere Teile der Anlage ab 1868 zum königlichen Jagdschloss umwandelten und hierher gerne zu ausgedehnten Jagden einluden.

Deshalb beeindruckt bei der Besichtigung der historischen Inneneinrichtung des Schlosses die enorme Größe und Zahl der Jagdtrophäen, die in sämtlichen Räumen und Gängen zu bewundern sind. Die Württemberger waren wirklich große Jäger und auch die adeligen Damen waren sehr erfolgreich auf der Jagd, wie die Geweihe der von ihnen erlegten Rothirsche eindrucksvoll beweisen. Bausehichtlich waren die Gotik und die Renaissance die Vorbilder zur Gestaltung der Innenräume, die mit erlesenem und handwerklich einmaligem Mobiliar beeindrucken. Im „Grünen Saal“ findet sich sogar bereits die Formensprache des frühen Jugendstils.

Als im Jahre 1918 die Monarchie endete, erhielt das württembergische Königspaar, Wilhelm II und Charlotte, lebenslanges Wohnrecht im Schloss. Sie ließen es nicht an für damalige Zeiten moderner und großzügiger Inneneinrichtung fehlen: so können wir heute nach fast einhundert Jahren das Bad und die Küche des Schlosses als höchst sehenswerte Relikte aus diesen Tagen bewundern. Das Badezimmer von 1915 ist vollständig erhalten und besticht durch seine elegante Weiträumigkeit und die Inneneinrichtung auf höchstem und fast modernem



Das ehemalige Zisterzienserkloster in Bebenhausen

Niveau. Auch die Schlossküche wurde um diese Zeit erweitert, nach modernsten Standards eingerichtet und ist bis heute funktionsfähig, wie wir beim Gang durch die Räume erfahren.

Nach einem herzlichen Dank an unsere Führer und einer kleinen Kaffeepause gehen wir die wenigen Schritte hinüber ins Kloster, wo uns wieder Herr Griesinger empfängt, der nicht nur ein erfahrener Forstmann ist, sondern auch ein profunder Kenner des Klosters Bebenhausen, was er uns bei seiner folgenden Führung beweist. Das Kloster ist eines der besterhaltenen Zisterzienserklöster in ganz Süddeutschland. Es wurde Ende des 12. Jh. vom Pfalzgraf Rudolf von Tübingen gegründet, bald darauf von den Zisterziensern übernommen und entwickelte sich rasch zu einem der reichsten Klöster des Landes. Nach der Reformation und trotz der Errichtung einer Klosterschule 1560 verlor das Kloster an Einfluss, bis es 1648 völlig aufgehoben wurde. Obwohl es seit damals bis heute viele nicht klösterliche Nutzungen erfuhr, konnte das mittelalterliche Gebäudeensemble weitgehend erhalten werden und zeigt sich uns heute in einem hervorragenden Zustand. Beeindruckend ist besonders der komplett erhaltene große Kreuzgang mit seinen Kapitellen, der an diesem blauen Sommernachmittag eine große Ruhe ausstrahlt. Im Gegensatz zu seiner Großzügigkeit überraschen die winzigen Mönchszellen und die kleinen Schlafräume, die wir besichtigen können. Ein bedeutendes Zeugnis gotischer Baukunst ist vor allem das Sommerrefektorium, also der sommerliche Speisesaal der Mönche: Es ist eine zweischiffige, lichtdurchflutete Halle, deren Fächergewölbe wundervoll mit Blumenmustern bemalt ist. Herr Griesinger ist ein lebendes Lexikon, er beantwortet geduldig alle Fragen und beeindruckt durch sein enormes Wissen über die kleinsten Details des Klosters und seiner Geschichte.

Aber auch die interessanteste Führung geht einmal zu Ende und so spazieren wir zusammen von Bebenhausen zu dem etwas außerhalb des Ortes gelegenen Busparkplatz. Dort bedanken wir uns ganz herzlich mit einem kleinen Geschenk bei Herrn Griesinger und verabschieden uns von ihm. Nach einem gemeinsamen Gruppenfoto starten wir mit dem Bus in Richtung Süden auf der B 27 nach Schömberg, wo wir das vorbereitete gemeinsame Abendessen im Gasthaus „Waldschenke“ am romantischen Schömberger Stausee einnehmen, bevor wir die endgültige Heimfahrt antreten. Gegen 20:00 h kommen wir bei immer noch schönen Wetter pünktlich in Donaueschingen an und so endet die interessante und ereignisreiche Jahresexkursion 2013.

H. Keusen



Georg Goerlipp

* 15.5.1932 † 5.5.2013

Wenige Tage vor seinem 81. Geburtstag ist unser Ehrenmitglied Georg Goerlipp verstorben.

Georg Goerlipp wurde in Donaueschingen geboren. Er besuchte hier die Volksschule und das Fürstenberg-Gymnasium, musste aber aufgrund der Zeitumstände auf ein Studium verzichten. So trat er - einer schon längeren familiären Tradition folgend – bereits in jungen Jahren in die Dienste des Hauses Fürstenberg, dem er sein ganzes berufliches Leben hindurch eng verbunden blieb. 1949 begann er im FF-Archiv seinen Berufsweg als „Anlernling“ und erhielt unter den Archivaren Barth und Wieser eine gediegene archivliche Ausbildung; 1952 wurde er „Archivgehilfe“. Mit der Zeit eignete Goerlipp sich eine umfassende Kenntnis der Bestände des Fürstenberg-Archivs an und erwarb ein Wissen, das ihn im Laufe der Jahre zu einer viel gefragten Auskunftsstelle machte und ihm auch über den Nahraum hinaus Anerkennung einbrachte. Genealogie und Hausgeschichte der Fürstenberger, die komplizierten territorialen und kirchengeschichtlichen Verhältnisse des südwestdeutschen Raumes, Besitz- und Rechtsverhältnisse, Architektur und Kunst der Region waren wenigen so vertraut wie Georg Goerlipp. Besondere Interessengebiete wie Siegelkunde, Siegelrestaurierung und Anfertigung von Siegelkopien baute er durch Kurse bei renommierten Instituten im In- und Ausland aus. Eines seiner liebsten Steckenpferde, die Dokumentenfotografie, entwickelte er zu großer Meisterschaft. Die tiefe regionale Verwurzelung ließ ihn zu einem Hüter des Brauchtums, des tradierten Kulturgutes und auch der Bodendenkmäler werden. Es war daher nur konsequent, dass ihn das Amt für Ur- und Frühgeschichte 1959 zum ehrenamtlichen Denkmalpfleger für den Landkreis ernannte. 1961 erfolgte Goerlapps Ernennung zum Archivinspektor, 1970 die Beförderung zum Archivoberinspektor und 1973 schließlich die zum regulären Archivar. Wenn die offizielle Leitung des FF-Archivs auch noch Jahre in der Hand des in Zürich lehrenden Rechtshistorikers Karl-Siegfried Bader lag, war Georg Goerlipp doch längst der wahre Archiv-Chef. 1989 wurde ihm nach dem Weggang

von Graf Lynar auch die Zuständigkeit für die weiteren FF-Institute übertragen. Georg Goerlipp hat all diese Funktionen bis zu seinem Ruhestand 1997 mit Verantwortungsbewußtsein und großer Sorgfalt wahrgenommen.

Georg Goerlipp war daher ein idealer Partner für den „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“. Praktisch während seiner gesamten Berufstätigkeit war Goerlipp so etwas wie das „Mädchen für alles“ im Baarverein: in den ersten Jahren war er – wie er scherzhaft zu sagen pflegte – „Vereinsdiener“, später Rechner, Schriftführer und ein Vierteljahrhundert lang Geschäftsführer. Er kannte sich aus mit den bis ins späte 18. Jahrhundert zurückreichenden Vereinsarchivalien und mit all den vielseitigen Veröffentlichungen, er stellte Kontakte her zu Autoren und Referenten und trat selbst als Referent und Autor auf. Unvergessen bleibt die immense Arbeitsleistung, die Georg Goerlipp für die Vorbereitung der umfangreichen Niederösterreichischen Landesausstellung „Die Fürstenberger“ 1994 auf Schloss Weitra geleistet hat und in die auch der Baarverein eingebunden war. Die fünftägige Studienreise des Baarvereins, die nach Weitra, Prag, Krivoklat, Lana und Kladruby führte, wäre ohne ihn und seine vielfältigen Verbindungen kaum möglich gewesen. Goerlipps Einsatz für den Baarverein machte es vielfach überhaupt erst möglich, dass beruflich stark eingespannte oder auswärts wohnende Vorstände ohne die technischen Möglichkeiten von heute ehrenamtlich einen so großen Verein umtreiben konnten. Die vom Fürstenhaus damals großzügig gewährte Möglichkeit, dienstliche Tätigkeit und Vereinsarbeit zu verknüpfen, war dabei für den Baarverein ein großer Vorteil, warf aber auch für die Gegenseite immateriellen Gewinn ab. Für seinen jahrzehntelangen uneigennütigen Einsatz wurde Georg Goerlipp 1998 bei der Jahresversammlung des Baarvereins „durch einhelligen Beschluss“ die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Egon Dehner und Wolfgang Hilpert



Emil Ketterer

* 22.5.1925 † 8.2.2014

Mein Vater wuchs auf mit den Geschichten seiner Großmutter. Sie konnte noch von ihren Vorfahren berichten, die Mitte des 19. Jahrhunderts die große Hungersnot durchlitten hatten. Auch mein Vater konnte zu vielen Themen von einer persönlichen Erfahrung berichten. Geschichte war für ihn kein abstraktes Buchwissen, sondern zeigte sich in den Lebensumständen unserer Vorfahren.

Durch die Fürsprache des Unadinger Pfarrer Behringer erhielt er die Möglichkeit, nach der Grundschule in Donaueschingen auf das Gymnasium zu gehen. Die Sprachen und Geschichte waren seine Lieblingsfächer. Für uns Kinder war es immer wieder erstaunlich, wie gut er nach vielen Jahren noch lateinische Texte übersetzen konnte. Nachdem immer mehr Schulkameraden eingezogen wurden, und auch schon gefallen waren, wollte er nicht mehr daneben stehen und meldete sich 1943 freiwillig zum Wehrdienst. Seine Eltern stimmten nur widerwillig zu, ließen ihn aber ziehen. Die nächsten zwei Jahre war er in Russland, in Italien und schließlich wieder an der Ostfront eingesetzt. Nach kurzer russischer Gefangenschaft verbrachte er zwei Jahre in einem kleinen Dorf an der Elbe, bevor er wieder heim in die Baar kam. Er nahm verschiedene Arbeiten an, bevor er 1950 meine Mutter Emma heiratete und in die Neuenburg als Landwirt zog. Die nächsten Jahre waren geprägt durch die Arbeit und das Aufziehen der vier Kinder.

An Heimatgeschichte war er immer interessiert. Schon bald fand er herzliche Unterstützung durch Georg Goerlipp bei seinen Recherchen im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv. Und er begann mit dem Schreiben. Seine erste große Arbeit war das *Ortssippenbuch Bachheim-Neuenburg* (Lahr/Dinglingen: Interessengemeinschaft Bad. Ortssippenbuecher 1984), das er zusammen mit Karla Scherer aus Bachheim recherchiert hat. Anschließend wagte er sich an die Chroniken von Bachheim (1988) und Unadingen (1994). Ein besonderer Verdienst ist seine Entdeckung und Kartografierung der Keltengräber im Raum Löffingen. Den Bericht, den er sich durch das Landesdenkmalamt Freiburg bestätigen ließ, veröffentlichte er unter dem Titel *Vorgeschichtliche Bodendenkmale im Raum Löffingen* in Bd. 37 (1991) der Schriften der Baar. Weitere Veröffentlichungen für die Stadt Löffingen behandeln die Revolution 1848/49 (1998), den Waldprozess mit dem Haus Fürstenberg und das abgegangene Dorf Weiler.

Nach dem Tod meiner Mutter 2003 konnten wir Kinder ihn motivieren, seine Arbeit wieder aufzunehmen. Er fasste seine Unterlagen für den Band *Löffingen – Beiträge zur älteren Geschichte* (Konstanz: Südkurier 2005) zusammen. Auch von der Ortsverwaltung Reiseltingen wurde er gebeten, eine Ortsgeschichte zu schreiben (Hüfingen: Moog-Druck 2009). Seine letzte Schrift behandelte die Gehöfte im Wutachtal.

Als langjähriges Mitglied des Vereins veröffentlichte er in dieser Zeitschrift, außer dem bereits genannten Aufsatz über die keltischen Bodendenkmale, folgende Arbeiten: *Ein Beitrag zur Geschichte des Schlosses Neuenburg*, Bd. 33 (1980), (zusammen mit Karla Scherer) *Zur Problematik des Kreuzes im Hagelsboden*, Bd. 36 (1986), *Die Hohlen- oder Mergelgruben*, Bd. 40 (1997), *Das Inventarium der Freiherren von Schellenberg von 1614 – Ein Kapitel Glanz und Niedergang eines Baaremer Adelsgeschlechts*, Bd. 52 (2009), und *Muchen – ein abgegangenes Dorf auf der Westbaar*, Bd. 53 (2010).

Der Baarverein verliert mit seinem Tod einen der besten Kenner der Regionalgeschichte und wir Kinder verlieren einen sehr lieben und humorvollen Vater.

Harald Ketterer

Dieter Planck, Dirk Krause und Rotraut Wolf (Hrsg.): Meilensteine der Archäologie in Württemberg: Ausgrabungen aus 50 Jahren.

Hrsg. von der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e.V. Darmstadt Konrad Theiss Verlag 2013.

Diese vom Konrad Theiss Verlag, einer Buchhandelsmarke der Darmstädter Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, verlegte Festschrift zum 50-jährigen Gründungsjubiläum der „Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern“ präsentiert zu Beginn einige Überblicksartikel. In diesen geht es um die Geschichte der Fachgesellschaft, die Geschichte der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, die technischen Fortschritte, die in den vergangenen 50 Jahren die archäologische Arbeit verändert haben, sowie die veränderten Formen archäologischer Vermittlungstätigkeit. Der Hauptteil präsentiert „fünzig herausragende archäologische Ausgrabungen im Lande“ – so das Vorwort –, eine also aus jedem Jahr des Bestehens der Gesellschaft. So steht das sogenannte „Römerbad“, das bei einer geplanten Erweiterung des Friedhofs in Rottweil entdeckt wurde, an fünfter Stelle, weil es im Jahr 1967, im fünften Jahr des Bestehens der Gesellschaft entdeckt wurde. Das Prunkgrab der Fürstin vom Bettelbühl nahe der Heuneburg, das unter großer öffentlicher Anteilnahme im Jahr 2010 als großer Block gehoben und nach Stuttgart zur Untersuchung transportiert wurde, nimmt entsprechend den vorletzten Platz in dieser chronologischen Schau der spektakulären Funde ein. Durch die übersichtliche Präsentation mit vier Buchseiten pro Fundort, durch kundige und gleichzeitig allgemeinverständliche Texte, sowie durch die reiche Bebilderung mit nicht nur fachwissenschaftlich relevanten, sondern auch ästhetisch ansprechenden Funden wird der Band zu einem wohl gerne und oft zur Hand genommenen Schmuckstück jeder archäologischen Bibliothek.

F. Kawohl

Niklot Krohn u. a.: Das Brigachtal im frühen Mittelalter. Hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und der Gemeinde Brigachtal. Begleitheft zur Ausstellung der Gemeinde Brigachtal in Zusammenarbeit mit dem Institut für Archäologische Wissenschaften

der Albert-Ludwig-Universität Freiburg und der Landesdenkmalpflege. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg Heft 67.

Esslingen: Landesamt für Denkmalpflege 2013.

Im Jahr 2017 wollen Villingen-Schwenningen und andere Orte in der Region das 1200jährige Jubiläum ihrer ersten urkundlichen Erwähnung feiern. Die in Aachen am 4. Juni 817 ausgestellte Urkunde, auf die sich diese Jubiläen gründen, ist im Begleitheft zur archäologischen Ausstellung im Jahr 2013 in Brigachtal von Thomas T. Wieners ausführlich kommentiert und dreimal abgedruckt: Als Faksimile, in lateinischer Umschrift, und in einer nahe am Original angelehnten deutschen Übersetzung. Auch Klengen ist Teil dieser Schenkung von 47 Hofstellen (im Original *mansis*), des Kaiser Ludwig der Formen an das Kloster St. Gallen. Klengen aber ist (nach Pfohren) mit sechs Urkunden der im 8. und 9. Jahrhundert am besten dokumentierte Ort der Baar und schon 765 erstmals erwähnt: Das „Dorf das Chneiga genannt wird“ („*villa, que dicitur Chneiga*“). Außer dieser ausführlichen Darstellung der frühen, für die Region wichtigen Urkunden werden in dem durch Fotos und Skizzen gut bilderten Band die Funde der frühmittelalterliche Gräber in Überauchen, sowohl im Eggwald als auch im römischen Gutshof, sowie das Reihengräberfeld von Klengen dokumentiert. Ein Beitrag ist den vergleichsweise unauffälligen Ergebnissen der anthropologischen und paläomedizinischen Untersuchungen der dort gefundenen Skelette gewidmet. Der Kirche St. Martin in Kirchdorf, diesem „Glücksfall für die frühe Mittelalterforschung“, die bekanntlich in den 1970er beinahe abgerissen worden wäre, als die Kirchengemeinde einen größeren Kirchenraum brauchte und die Straße begradigt werden sollte, widmet sich ein ausführlicher Beitrag von Niklot Krohn, der schon 2004 in seiner Freiburger Dissertation die frühe Baugeschichte der hölzernen Grabkirchen des 7. und 8. Jahrhunderts dargestellt hat. Ergänzend dazu beginnt Hannes Eckerts baugeschichtlicher Überblick mit dem noch heute prägenden Steinbau des 13. Jahrhunderts und endet mit denkmalpflegerischen Perspektiven für dieses kirchengeschichtlich für die Region so wichtige Gebäude.

F. Kawohl

Konrad Krimm und Peter Rückert (Hrsg.): Klöster, Stifter, Dynastien: Studien zur Sozialgeschichte des Adels im Hochmittelalter.

Hrsg. zum 80. Geburtstag von Hansmartin Schwarzmaier im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg.

Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Bd. 190. Stuttgart: Kohlhammer, 2012.

Eine Buchbindersynthese ist diese Festschrift schon deshalb nicht geworden, weil die beiden Herausgeber in diesem Falle keine Fachkollegen um Beiträge gebeten, sondern das Werk des Jubilars durchforscht und seine eigenen Aufsätze und Vorträge über die mittelalterlichen Klöster und ihre Stifter sowie den bemerkenswert mobilen Adel („Auf nach Italien!“ heißt die Überschrift eines der Aufsätze) thematisch geordnet in einem stattlichen Band versammelt haben. Ihr kundiges Vorwort dient dabei als Wegweiser. Es gibt zudem Auskunft über Schwarzmaiers methodisches Vorgehen, das erstens Sache, Autor und Leser in ein Kommunikationsmodell eingebunden sieht und zweitens, das induktive Verfahren („Vom Exempel zum Kontext“) bevorzugend, Wert und Grenzen der Quellenanalyse und -kritik in den Vordergrund rückt.

Gerade darauf wird im ersten Beitrag, der Heidelberger Antrittsvorlesung von 1990, ausführlich eingegangen. Anschaulich zeichnet der Diplomatiker und Archivar den holprigen und verzweigten Weg mittelalterlicher Urkunden nach: einmal aufgeschrieben und mitunter schleierhaft überliefert, landen sie, wenn überhaupt, an einem Ort, wo sie der Mitwelt zur Nutzung und der Nachwelt zur Erinnerung archiviert wird. Dass dieser Ablauf schwer zu kontrollieren war (und noch ist), ist die Sorge des Archivars seit eh und je. Und Akten, Dokumente und Urkunden zu fälschen oder gar zu vernichten, ist nicht neu. So lassen sich im Jahr 2012 die Aktionen des rechtsradikalen Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) etwa wegen absichtlicher Beseitigung von authentischen Beweisen kaum mehr aufklären und deshalb auch nicht ahnden. Im Kapitel Klöster und ihre Stifter untersucht Schwarzmaier einzelne monastische Einrichtungen, so die abgeschiedenen und doch weltoffenen Zisterzen Maulbronn und Herrenalb, samt ihren Gründern, Oberhäuptern und Bewoh-

nern. So werden einzelne Aufsätze zu aussagekräftigen Bildern wie das von Rupert von Ottobeuren, dessen Nachfolger Abt Isingrim F.F. Archivrat Franz Ludwig Baumann einst porträtiert hatte.

Den Rezensenten freut übrigens die Darstellung des Königsklosters Lorsch, in dem sich die „Anfänge der staufischen Territorialmacht“ widerspiegeln. Kaiser Karl III. soll ja nach seiner Absetzung am väterlichen Grab in Lorsch gewesen und auf seinem Gang zur Reichenau bei Neudingen gestorben sein. Solches haben wir noch in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Haus eines befreundeten Zahnarztes an der Karolingerstraße, unmittelbar an der Lorsch Klostermauer, mit dessen Nachbarn, dem nicht unumstrittenen Kustos des heutigen Landesmuseums in Mainz, Wolfgang Selzer, lebhaft diskutiert. Wenn Schwarzmaier von der „Burg Weinheim“ und ihrer „Auflösung“ spricht, so meint er wohl die Weinheimer Burg Windeck, die neben dem ebendort auch erwähnten „Bollwerk Starkenburg“ bei Heppenheim tatsächlich nach 1100 als Schutzburg des Lorsch Klosters errichtet und Ende des 17. Jahrhunderts zerstört wurde.

Größtes Interesse dürfte im Kapitel Dynastien der 1987 entstandene Essay über Konrad von Urach gefunden haben und noch finden. Denn einmal treten, wie z.B. auch im Beitrag von Corina Fritsch in diesem Band ausgeführt, die Grafen von Urach das Zähringer Erbe an und existieren fortan als Grafen von und Fürsten zu Fürstenberg. Und zum anderen haben sich Konrads und seiner Dynastie prominente Baarer Historiker und Archivare gerne angenommen, weil sie sich der Bedeutung des Zisterzienserabts und späteren Kardinalbischofs des bei Rom gelegenen Bistums Porto und Sante Rufina klar bewusst waren.

Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich der F.F. Archivrat und spätere Direktor des Karlsruher Generallandesarchivs (GLA) Karl Heinrich Roth von Schreckenstein Material über Konrad beschafft, das neben anderem sein Donaueschinger Kollege Sigmund Riezler in seiner Geschichte des Hauses Fürstenberg verwenden und in eine Biographie einfließen lassen konnte. Überdies wurden Nachträge zu Konrads Regesten 1879 in den 4. Band des Fürstlich Fürstenbergischen Urkundenbuchs

(FFU) aufgenommen. Allesamt Tatsachen, die Schwarzmaier „die Fürstenbergischen Archivre ... seit dem 19. Jahrhundert“ als „die besten Vertreter ihrer Zunft“ preisen lässt, zu denen selbstverständlich Gerold Meyer von Knonau, der „Zähringer“ Eduard Heyck und Karl Siegfried Bader gehören, die beim Thema Stauffer, Welfen, Zähringer und ihre Erben ein wichtiges Wort mitzureden hatten.

Der 1994, also zwei Jahre nach dem Eintritt des Bundeslandes ins sogenannte Schwabenalter (nach einem Gedicht Friedrich Rückerts beginnt dieses mit dem vierzigsten Lebensjahr), publizierte Text „Baden und Württemberg. Von den Anfängen zweier Familien und ihrer Herrschaft in Nachbarschaft und Konkurrenz“ lohnt sich noch heute studiert zu werden. Immer noch gelten die Beobachtungen des Autors, das neue Bindestrich-Land habe alte Grabenkämpfe überwunden und fühle sich gleichzeitig bewährten Traditionen ihrer bisherigen Landesteile verpflichtet.

Während Heinrich August Winkler Deutschlands „langem Weg nach Westen“ vom Ende des Alten Reichs bis heute nachging, folgt Schwarzmaier im letzten Kapitel einigen hochmittelalterlichen „Wegen des Adels nach Italien“. Am Vinschgau entlang der Etsch zum Beispiel waren Welfen und der schwäbische Adel recht aktiv, ohne sich jedoch dauerhaft behaupten zu können. Jedenfalls war ihr Weg nicht das Ziel, sondern Zwischenstation auf der Route weiter gen Süden, anders als jene Kreuzzüge, die – gelegentlich als Bußfahrten getarnt – Hochadlige ins himmlische Jerusalem führten.

H. Siefert

Karl-Heinz Braun, Mathias Herweg, Hans W. Hubert, Joachim Schneider, Thomas Zotz (Hrsg.):

Das Konstanzer Konzil 1414–1418.

Darmstadt: Konrad Theiss Verlag: 2013

Um das Jahr 1300 erlebte das mittelalterliche Papsttum einen Absturz. Bedeutende Päpste hatten die römische Kirche zu Größe und Machtfülle geführt. Mit dem Attentat von Anagni (1303) endete eine lange Auseinandersetzung zwischen Papst Bonifatius und dem französischen König und das Papsttum gerät in französische Abhängigkeit. Der Päpste verleben für fast 70 Jahre ihre Residenz nach Avignon (1309), erst Katharina von Siena bewegt 1376 Paps Gregor XI zur Rückkehr nach

Rom, wo dieser aber nach kurzer Zeit stirbt. Eine chaotische Situation entsteht 1378 mit der Wahl eines neuen Papstes, der die meisten Kardinäle im französisch dominierten Kardinalskollegium alsbald gegen sich aufbringt, so dass diese nach wenigen Monaten einen anderen wählen. Dieser verlegt seine Residenz wieder nach Avignon, wo sich immer noch der größte Teil der Kurie befindet („Abendländisches Schisma“). Das Konzil von Pisa (1409) soll eine neue Ordnung schaffen, was aber nicht gelingt. Zwar werden die Päpste in Rom und Avignon abgesetzt, diese akzeptieren ihre Absetzung aber nicht, so dass es nun drei Päpste gibt.

Diese Vorgeschichte des Konstanzer Konzils wird vorausgesetzt für das Verständnis des vorliegenden Bandes, der als wissenschaftliche Ergänzung zum Katalog der Landesausstellung 2014 zum Konstanzer Konzil erscheint. Wer sich in der Papst- und Reichsgeschichte des Hochmittelalters nicht so gut auskennt, wählt besser eine kompakte Einführung zum Thema (siehe Rezension im Anschluss). Die Herausgeber sind fünf Professoren für Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, Geschichte des Heiligen Römischen Reiches und Literaturwissenschaft und wollen kein Handbuch zum Konstanzer Konzil vorlegen, sondern einen Essayband.

Die 37 Beiträge vermitteln unter verschiedenen Blickwinkeln die bunt-bewegte Atmosphäre der Konzilszeit. Hier waren Europas Sprachen und Kulturen auf engstem Raum versammelt, und die unterschiedliche Herkunft und die vielen Reisen maßgeblicher Teilnehmer während des Konzils prägten den Ablauf der Versammlung. Neben ausführlichen Beiträgen zum Konzil finden sich auch Kapitel zu den Themen Stadt und Region sowie Kunst und Architektur. Das Konzil sollte sowohl das Schisma beenden als auch die Kirche reformieren. Ausführlich behandelt werden die Geschehnisse um die böhmischen Kirchenreformer Jan Hus und Hieronymus von Prag. Die Verurteilung und Ermordung der beiden Reformer mit ausdrücklicher Zustimmung König Sigismunds und sein Verrat gehören zu den dunkelsten Seiten des Konzils. Doch konnten die Reformbestrebungen, die später zu den Hussitenkriegen und den Reformationen des 16. Jahrhundert führten, durch das Konzil nicht gestoppt werden. Sehr gut porträtiert

werden die Herrscherpersönlichkeiten, vor allem die zu Beginn des Konzils herrschenden drei Päpste bzw. „Gegenpäpste“ Johannes (Pisa), Gregor (Rom) und Benedikt (Avignon). Selten liest man eine derart ausgewogene Bewertung ihrer Politik in einer schwierigen Zeit.

Die Herausgeber haben sich vorgenommen, für den Fachkundigen die „fachübergreifend vernetzte Forschungslandschaft“ darzustellen und gleichzeitig einem „breiten Publikum faszinierende Blicke auf das Konstanz der Konzilsjahre“ zu eröffnen? Wer sich heute wissenschaftlich kompetent über dieses „Krisentreffen der Kirche“ informieren möchte und den aktuellen Forschungsstand kennenlernen will, kommt an den Beiträgen dieses Bandes mit ihre ausführlichen Anmerkungen und den mehr als 700 Quellen- und Literaturangaben nicht vorbei. Ein chronologischer Ablauf der Geschehnisse der vier Jahre in Konstanz ist in dem Band nicht enthalten und auch das politische Umfeld am Beginn des 15. Jahrhunderts wird nicht besonders behandelt. Da auch eine einführende, einen Bogen über die vielen Beiträge spannende Einleitung fehlt, muss der Leser sich selbst einen Überblick verschaffen, wofür ein Abend vor dem Ausstellungsbesuch sicher nicht reicht.

R. Baiker

Thomas Martin Buck und Herbert Kraume:
Das Konstanzer Konzil – Kirchenpolitik – Weltgeschehen – Alltagsleben.

Ostfildern: Jan Thorbecke 2013.

Die Autoren dieses Bandes beschreiben „das Konstanzer Konzil zwischen Weltgeschichte und Alltagsleben“ und vermitteln so einen hervorragenden Einblick in die politische Situation in Europa am Beginn des 15. Jahrhunderts. Es wird erzählt, wie das Konzil nach Konstanz kam, welche Aufgaben es zu bewältigen hatte, und was die Menschen bewegt. In diesem Band wird – so der Klappentext „das Konzil nicht nur unter theologischen oder kirchenpolitischen Gesichtspunkten behandelt, sondern auch als Ideenbörse, Medienereignis, Drehscheibe des Wissens und als Kommunikationszentrum“. Die Autoren sind beruflich mit der Umsetzung der Geschichtswissenschaft in Hochschule und Schule befasst und so ist das Buch didaktisch bestens aufbereitet, es liest sich flüssig und spannend. Markierte Lesefelder über die

„Köpfe des Konzils“ kommen heutigen Lesegewohnheiten entgegen.

Die Autoren wollen „dem interessierten Leser einen ersten Einblick in das komplexe Thema vermitteln“. Sie möchten nachvollziehbar und verständlich machen, warum das Konstanzer Konzil auch heute noch eine Bedeutung hat. Das ist ihnen bestens gelungen. Nicht nur die Kirchenpolitik und das politische Weltgeschehen jener Zeit werden in hervorragender Weise behandelt, sondern auch das Alltagsleben im Umfeld des Konzils. Die Autoren verstehen es sehr gut, auf unterhaltsame Weise die schwierigen Themen verständlich zu machen. Das Buch verzichtet auf Fußnoten und soll – so die Autoren – als Sachbuch „für alle, die sich für die Materie interessieren, lesbar und verständlich sein“. Nur ist es gelegentlich mühsam, die frühneuhochdeutschen Zitate im Textfluss zu verstehen. Hinweise zur Vertiefung bietet den neugierig gewordenen Lesern ein 32 Seiten langes, nach Kapiteln geordnetes Quellen- und Literaturverzeichnis. R. Baiker

Katherine Brun: The Abbot and His Peasants. Territorial Formation in Salem from the Later Middle Ages to the Thirty Years War.

Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 56. Stuttgart: Lucius & Lucius, 2013.

In der deutschen Politik- und Sozialgeschichte galt lange als gesichert, dass der Ausbau von Fürstenherrschaft und moderner Staatlichkeit die Bauern von der Partizipation verdrängt habe; der entscheidende Wendepunkt sei dabei der Bauernkrieg von 1525 gewesen. Vor dem Hintergrund dieser These untersucht die Verfasserin mit gleichsam mikrogeschichtlicher Detailgenauigkeit die Entwicklung von Herrschaft und Teilhabe im Gebiet der Zisterzienserabtei Salem im entscheidenden „langen 16. Jahrhundert“. Dessen Eckpunkte sind einerseits die vertragliche Regelung eines langjährigen Konflikts zwischen Abt und dem aus bäuerlichen Untertanen des ganzen Territoriums gebildeten Sidelgericht 1473, andererseits die Festschreibung des Status der Reichsabtei im Vertrag mit Heiligenberg 1637. Brun kommt zum Ergebnis, dass die Bauern nach 1525 ein wichtiger Faktor im Herrschaftsgefüge blieben und in ihrer überörtlichen Vernetzung dazu beitrugen, die territoriale Identität auch von unten zu festi-

gen. Zwar sei Salem aufgrund seiner beschränkten Größe und der körperschaftlichen Struktur der Klosterherrschaft ein Sonderfall, vielleicht aber doch repräsentativer als bisher angenommen. Jedenfalls bedürfe die Auffassung, die Bauern seien in der Frühen Neuzeit flächendeckend von der Teilhabe ausgeschlossen worden, der Differenzierung. *M. Tocha*

Heinrich Adrion: Der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maximilians Conrad Rötlin.

Villingen Selbstverlag 2012.

Schon das Äußere des Villingener Münsters ist von keinem einheitlichen Stil geprägt. Die gotischen Doppeltürme im Osten gehören schon zu einem späteren Bauabschnitt. Im Westen hat das Gewände des Haupteingangs noch eine romanische Form. Die zahlreichen großen Fenster im Hauptschiff haben barocken Charakter. Auch im Inneren begegnet der Besucher einer Reihe unterschiedlicher Stilformen. Prägend wirken die barocken Stuckdecken und die Apostelfiguren. Die Altäre und die meisten Bildwerke gehören in die neugotische Zeit. Fußboden, Gestühl und die Altarinsel sind modern.

Aus der mittelalterlichen Ausstattung des Münsters hat sich lediglich – aber Gott sei Dank – immerhin die Steinkanzel erhalten. Dieses noch vor der Reformation zu Anfang des 16. Jahrhunderts geschaffene Kunstwerk verdient die Wertschätzung aller Kunstfreunde und Gottesdienstbesucher. Weder im Stadarchiv noch unter den Pfarrakten finden sich verbindliche Hinweise über den Auftraggeber und den Künstler oder die Werkstatt, in der die Kanzel entstand. Das leicht lesbare Bildprogramm ist ein Kreuzweg in 7 Stationen. Am Kanzelfuß steht der Auferstandene und Maria Magdalena. Immer schon war man der Meinung, dass der Mann in der Pose des Simson mit dem Eselskinnbacken im Gürtel den unbekanntenen Künstler darstellt.

Seit Jahren (etwa seit 1963) forscht der aus Schramberg stammende und in Schwenningen wohnende pensionierte Studiendirektor nach dem verschollenen Urheber. Es ist ihm gelungen durch die exakten Vergleiche von Kunstwerken in Mönchweiler, Villingen, Schramberg, Innsbruck, München und Wien den Meister der Villingener Kanzel zu identifizieren. Es ist der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maxi-

milians Conrad Rötlin. Der Inhalt des lesenswerten Buches belegt und begründet mit reichem Bildmaterial diese zum Abschluss gekommene Forschung über die Herkunft der Villingener Münsterkanzeln. *K. Müller*

Ronald G. Asch u.a. (Hrsg.): Adel in Südwestdeutschland und Böhmen 1450 – 1850.

Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Bd. 191. Stuttgart: Kohlhammer, 2013.

Dass das tschechische Budweis (wie Donaueschingen) eine Stadt des Bieres ist, dürfte allgemein bekannt sein. Dass aber an der dortigen südböhmischen Universität eine Forschergruppe Adel arbeitet, die sich sowohl mit landesgeschichtlichen als auch mit grenzüberschreitenden Themen beschäftigt das wissen wohl nur wenige. Abhilfe schaffen konnte im Mai 2010 eine binationale Tagung in Sigmaringen, deren Ergebnisse nun schriftlich vorliegen.

Dem Rezensenten haben bereits bei Adel, Südwestdeutschland und Böhmen die Ohren geklungen! Hat er doch gehört von Schloss Grund (Geburtsort von Joachim Fürst zu Fürstenberg), von Lana, von der Burg Pürglitz mit der F.F. Bibliothek der Elisabeth zu Fürstenberg und dem nahegelegenen Denkmal für den Fürstenberger Karl Egon I., von der Braustätte neben Schloss Nischburg, wo sich ein F. F. Grabmal aus dem 18. Jahrhundert befindet, und nicht zuletzt von Weitra. Diese Schauplätze belegen, wie Fürstenbergische Herrscher nach ersten Orientierungen und Fußfassen im heimischen, autochthonen Schwaben des 15./16. Jahrhunderts später Ziele im böhmischen und niederösterreichischen Osten anstrebten und sich zuletzt sogar am habsburgischen Hof in Wien Einfluss verschafften. Die Aufsätze von Kurt Andermann und Esteban Mauerer verfolgen gerade diese fürstenbergischen Ambitionen und heiratspolitischen Aktionen, zur Freude des Rezensenten, der sich noch daran erinnert wie die Mutter des tschechischen Außenministers Karel Schwarzenberg, Antonie Leontine geborene Prinzessin zu Fürstenberg († 1988), am 1. Juli 1954 anlässlich der Hochzeit Antoinettes („Netti“) zu Fürstenberg mit Philipp Constantin von Berckheim mit den Schwarzenbergs in den Wagen 42 und 48 des Festzuges durch Donaueschingens

Straßen fuhr. Diese alten Bande zwischen Fürstenberg und Schwarzenberg untersucht der Beitrag von Rostislaw Smíceks. Mauerer spricht von einer „kurzzeitigen Hinwendung des Stühlingers Joseph Wilhelm Ernst zum witebsbachischen Kaisertum Karls VII.“, erwähnt aber nicht die, in den Schriften der Baar Bd. 51. S. 17–30 dargestellte Schlüsselrolle, die der diplomatisch gewiefte Fürst „bayerischerseits“ 1745 beim Zustandekommen des Füssener Friedens zwischen Bayern und Österreich gespielt hatte.

H. Siefert

Winfried Hecht: Himmlische Hilf. Votivbilder vom oberen Neckar und der oberen Donau.

112. Jahressgabe des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins. Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink 2012.

Der Begriff der Votivgabe kommt vom lateinischen Substantiv *votum* für „Gelübde“ bzw. dem Adjektiv *votivum* für „geweiht, durch Gelübde versprochen“. Votivgaben werden gefertigt bzw. von sogenannten „Votanten“ in Auftrag gegeben, um einer Bitte oder einem Dank besonderen Ausdruck zu verleihen. Als „gemalte Gebete“, so Winfried Hecht, sind die in Süddeutschland überlieferten Votivbilder der Barockzeit Ausdruck der katholischen Volksfrömmigkeit. Dass in der hier untersuchten Region etwa zwischen Rottenburg, Triberg und Riedöschingen weniger solcher Bilder entstanden als in Bayern und im Allgäu, könnte, so der Herausgeber, an der bereits in 17. und 18. Jahrhundert prägenden konfessionellen und politischen Zersplitterung liegen. Ihre Funktion als Votivbild und ihre regionale Herkunft setzen die Klammer für die in dem schön gestalteten Fotoband wiedergegebenen Gemälde. In ihrer Größe und künstlerischen Qualität aber unterscheiden sie sich: Da gibt es das 5 auf 8 m große, 1755 gemalte Deckengemälde der Rottweiler Predigerkirche, mit dem die Bürger der Muttergottes dankten für die schonende Behandlung der Stadt bei der Eroberung durch Französische Truppen im Jahr 1643 unter Jean Baptiste Budes von Guébriant. Und wenige Seiten später findet sich die Abbildung einer vom Rensberg bei Schonach stammenden, im Original nur 28 cm großen quadratischen Papptafel, auf die mit einfachsten Mitteln fünf Stück Vieh in Seitenansicht unter einer schwebenden Madonna gemalt

sind. Die Abbildungen und kundigen Kommentare bieten reiche Anregungen, über Motive und Formen der Volksfrömmigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts in der Region nachzudenken.

F. Kawohl

Rüdiger Hitz: Entstehung und Entwicklung des Tourismus im Schwarzwald –

Das Beispiel Hochschwarzwald 1864–1919.

Herausgegeben vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg. Freiburg: Schillinger Verlag 2011

Der badischen Schwarzwaldverein feiert in diesem Jahr sein 150. Geburtstag. Die Gründung des Vereins im Jahr 1864 zum Zweck der Tourismusförderung ist ein wichtiges Thema in dieser Freiburger Dissertation. Der Londoner Alpin Club von 1857, der Österreichische Alpenverein von 1862 und der Schweizer Alpen Club von 1863 waren Vorbilder für den Verein, der seinen Zweck in dem ersten umständlicher Namen führte: „Badischer Verein von Industriellen und Gastwirthen zum Zweck den Schwarzwald und seine angrenzenden Gegenden besser bekannt zu machen“. Reiseführer über den Schwarzwald wurden bezuschusst sowie der Bau von Gasthäusern und von Wanderwegen und das Aufstellen von Wegweisern. Wie der Aufschwung im Tourismus durch die Eisenbahn ermöglicht wurde, zeigt Hitz am Beispiel der 1887 fertiggestellten Höllentalbahn, an deren Haltepunkte Gasthöfe, Hotels und neue Ortskerne entstanden. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der dem abseits der Bahn gelegenen Bezirks Sankt Blasien sowie der Entwicklung des Wintersports und des Wintertourismus seit den 1890er Jahren. Die Tourismusgeschichte als Beitrag zur Regionalgeschichte des Hochschwarzwald wurde wohl noch nie so gründlich untersucht. Rüdiger Hitz hat hier ein neues Forschungsfeld aufgetan, dass durch weitere Bearbeitungen etwa zum 20. Jahrhundert oder zu benachbarten Regionen interessante Früchte erwarten lässt.

F. Kawohl

Robert Hönl: Bregtalbahn.

Erfurt: Sutton Verlag 2013.

Auf 96 reich illustrierten Seiten lädt Robert Hönl den Leser zu einer Zeitreise durch die Geschichte der Bregtalbahn zwischen Donaueschingen und Furtwangen ein. Die Bewohner der Orte Furtwangen, Vöhrenbach, Hammer

eisenbach, Wolterdingen, Bräunlingen waren mit dem „Bregtärer“ an die Hauptstrecke der Schwarzwaldbahn angebunden und hatten somit Anschluss an die große Welt. Mit der Stilllegung der Nebenlinie im Jahr 1972 verschwand eine beliebte und belächelte Episode der badischen Eisenbahn.

H. Ketterer

Martin Stingl: 175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein. „Baden wird ein Marktplatz werden“. Begleitband zur Ausstellung des Generallandesarchiv Karlsruhe 2013. Stuttgart: W. Kohlhammer 2013.

Die Revolutionierung des Transportwesens durch den Übergang vom pferdebespannten Wagen zur dampfbetriebenen, gleisgebundenen Eisenbahn wurde auch im Großherzogtum Baden überwiegend mit großen Hoffnungen erwartet. Vor allem die Verbesserung des Personen- und Güterverkehr zwischen den badischen Großstädten Freiburg, Karlsruhe und Mannheim entlang des Rheines wurde als zentrale Maßnahme zur Förderung des Wohlstandes angesehen. In dem reichlich bebilderten Begleitband zur Ausstellung des Generallandesarchiv Karlsruhe werden sowohl die damaligen Gegner, als auch die Befürworter ausreichend gewürdigt. Im Hinblick auf die aktuelle Diskussion über die Tieferlegung des Stuttgarter Bahnhofes wird deutlich, dass es auch vor 175 Jahren Interessenskonflikte gab. Ähnlich wie heute in Stuttgart, zeigen die Bilder der damals neuen Gleisanlagen und Bahnhöfe, wie stark die Eisenbahn den Charakter der Städte und auch der Landschaft verändert.

H. Ketterer

Dietrich Reimer und Bernhard Prillwitz: Die Sauschwänzlebahn im südlichen Schwarzwald. Erfurt: Sutton Verlag 2010.

In dem durchgehend bebilderten Buch wird die Geschichte der ursprünglich „strategischen“ Eisenbahn zur heutigen touristisch genutzten „Sauschwänzlebahn“ dargestellt. In den Jahren 1887 bis 1890 wurde die Bahn als militärische Verbindung zwischen der Bundesfestung Ulm und dem Rhein gebaut. Um schwere Waffen transportieren zu können, durfte die Steigung nicht über 1 % betragen. Dies führte zu einer außergewöhnlich kurvenreichen Streckenführung mit vielen Brücken und dem eindrucksvollen unterirdischen Kreis-

kehrtunnel. Nachdem Mitte des 20. Jahrhunderts die militärische Nutzung verloren ging und auch die sinkenden Passagierzahlen einen wirtschaftlichen Betrieb ausschloss, wurde die gesamte Bahnstrecke im Jahr 1976 stillgelegt. Nach dem Kauf der Bahn durch die Stadt Blumberg im Jahr 1977 konnte die Strecke aus dem Dornröschenschlaf befreit werden. In Verbindung mit dem schönen Bahnhofsmuseum und der wildromantischen Wutachschlucht bildet die Sauschwänzlebahn heute ein wichtiger touristischer Anziehungspunkt der weit über die Landesgrenze hinaus Beachtung findet.

H. Ketterer

Hildegard Nagler und Verein Int. Bodensee-Schiffahrtsmuseum e.V. (Hrsg.): Faszination Hohentwiel: die ersten 100 Jahre eines einzigartigen Dampfers. Friedrichshafen: Gessler, 2013.

Das Schiff war gerade erst zugelassen, da feierte dort Ferdinand Graf Zeppelin am 8. Juli 1913 seinen 75. Geburtstag. Das der Schau felraddampfer Hohentwiel aber 100 Jahre alt geworden ist, war nicht selbstverständlich. Das Schwesterschiff, die Friedrichshafen, ist 1944 nach einem Brandbombenangriff auf Langenargen untergegangen. Und in den 1960er und 1980er Jahren ist die Hohentwiel zweimal knapp der Verschrottung entgangen. Hildegard Nagler hat diese Geschichte in einem umfangreich bebilderten Band erzählt. Ausführlich werden einige Techniker, Handwerker, und Organistoren porträtiert, die das Schiff in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre für den Verein Internationales Bodensee-Schiffahrtsmuseum renoviert und wieder fahrbereit gemacht haben.

F. Kawohl

Christian Würtz: Die Priesterausbildung während des Dritten Reichs in der Erzdiözese Freiburg. Forschung Landesgeschichte Bd. 57. Freiburg/ München: Karl Alber 2013.

Die theologische Dissertation des bereits im Jahr 2003 als Jurist promovierten und heute am Lehrstuhl Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der Uni Freiburg arbeitenden Christian Würtz untersucht die Priesterausbildung für die Erzdiözese Freiburg und damit zugleich einen Ausschnitt aus der Geschichte der katholischen Theologie in den Jahren 1933 bis 1945 unter einer doppelten Fragestellung. Zuerst wird dargestellt, wie die Priesterausbildung in

den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts aussah: Mit welchem Ziel bildete wer wen, wo und wie aus? In einem zweiten Schritt wird dann den Fragen nachgegangen, ob und mit welchen Zielen die nationalsozialistischen Machthaber auf die Ausbildung der Priester Einfluss zu gewinnen suchten, wie weit ihnen dies gelang und wie die kirchlichen Behörden sowie die Studenten darauf reagierten. Eine wichtige Ergänzung zur schriftlichen Überlieferung bildete die Befragung von zwei- und zwanzig Zeitzeugen. Selbst wenn manche Erinnerung nach über siebzig Jahren verblasst ist und sich manches Ereignis im Laufe der Zeit verklärt haben dürfte, so stellen die mündlichen Erzählungen der befragten Priester eine häufig sehr farbige und lebendige, meist auch recht genaue, in der Tendenz stets übereinstimmende Schilderung der damaligen Verhältnisse dar. *E. Mrohs-Ketterer*

Frank Raberg (Bearbeiter): Die Protokolle der Regierung von Württemberg-Hohenzollern. Dritter Band: Die geschäftsführende Regierung [Gebhard] Müller 1948–1949. Stuttgart: W. Kohlhammer 2013.

Wie schwer Regieren ist, besonders nach der Stunde Null, zeigt die Lektüre der vorliegenden Kabinettsprotokolle. Einerseits sollen nämlich Kriegsfolgen und -zerstörungen beseitigt sowie die Versorgung der Bevölkerung mit allem Lebensnotwendigen gesichert werden, zum anderen gehören jetzt die Weichen für die Errichtung eines Südweststaats gestellt.

Nur beäugt die französische Besatzungsmacht diese Bemühungen nicht nur argwöhnisch, sondern fordert zudem hartnäckig Reparationen und Demontagen, die das allgemeine Elend noch vergrößern. Allerdings lassen es die Franzosen zu, dass 1949 – zum letzten Mal in Westdeutschland – die Todesstrafe vollstreckt und ein Mörder (in Tübingen) guillotiniert wird. *H. Siefert*

Paul-Ludwig Weinacht: Politische Kultur am Oberrhein. Studien zur Geschichte Badens. Karlsruhe: G. Braun 2012.

Mit „Aktenzeichen Baden-Frage ungelöst“ hätte Paul-Ludwig Weinacht seinen Sammelband auch überschreiben können, dessen Widmung an Maria Wohleb klarmacht, dass sich die bisher verstreut publizierten Aufsätze zum

einen mit Politik, Person und Umfeld des letzten badischen Staatspräsidenten und Vorkämpfers für ein eigenständiges Bundesland Baden nach 1945 beschäftigen. Zur Sprache kommt andererseits die politische, von Leo Wohleb vorgelebte und verkörperte Kultur jener von „Sorgfalt und Menschlichkeit“ bestimmten badischen Mentalität, wie sie Karl S. Bader charakterisiert hat.

Wie aktuell dabei einzelne Themen sind, zeigt zum Beispiel im Jahr 1946, in dem nebenbei James Byrnes und nicht „Burns“ amerikanischer Außenminister war, das Wahlprogramm der von Wohleb mitbegründeten Badischen Christlich Sozialen Volkspartei (BCSV). Es forderte nämlich dieselbe „soziale Gerechtigkeit“, an die die SPD im Wahlkampf 2013 vehement appellierte und beschwor eine „übernationale Solidarität“ und das Bekenntnis zu Europa.

Dies waren zweitens für Wohleb gute Voraussetzungen, sich im Sommer 1953 um ein Bundestagmandat der CDU zu bewerben. Als die Partei jedoch ablehnte, riet ihm sein Mitdenker und –streiter, der gebürtige Sunthausener Paul Zürcher, als „unabhängiger badischer Kandidat gegen den CDU-Bewerber“ anzutreten. Und 2013? Siegfried Kauder aus Villingen-Schwenningen hat gegen seine Partei Ähnliches versucht und als Gescheiterter die CDU später verlassen.

Von der Gefahr des Scheiterns sprach auch Landtagspräsident Josef Duffner. In der Debatte um den in Hegne (und nicht in „Regne“) unterzeichneten Konkordatsvertrag (1932) zitierte er ein ABC der Politik, das im Herbst 2013 genauso bei den Koalitionsverhandlungen zwischen CDU/CSU und SPD gegolten hat: „Wenn man eine Mehrheit allein nicht hat“, müssten kompromissfähige Partner gefunden werden, die vertrauensvoll miteinander umgehen und auf Augenhöhe diskutieren. Wo ein Wille sei, sei auch ein Weg. Und wenn nicht zuletzt der „staatenlose, aber nicht heimatlose“ Leo Wohleb immer wieder zu einer Politik des Gehörtwerdens aufrief, denkt man 2013 geradezu an die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um den Schwarzwälder Nationalpark, dessen Planer den Gegnern des Projekt vorhalten, dass Gehörtwerden, etwa in von der CDU abgelehnten bundesweiten Volksabstimmungen, noch lange nicht Erhörtwerden bedeute.

Leo Wohleb hat die in seinen Augen undemokratische Lösung der Baden-Frage durch andere („Macht geht vor Recht!“) und gegen seine Absicht mit der durch Volksentscheid bestätigten Gründung des Südweststaates von Baden-Württemberg mit ansehen müssen. Und Paul-Ludwig Weinacht hat das kündigt problematisiert und einleuchtend dargestellt.

H. Siefert

Diethard Hubatsch: Über eisige Grenzen – Seegröfne vor 50 Jahren. Hrsg. vom Heimat- und Geschichtsverein Hagnau am Bodensee. Friedrichshafen: Verlag Robert Gessler 2012.

Die kleine Gemeinde Hagnau liegt zwischen Meersburg und Immenstaad auf einer Landzunge und ist durch diese exponierte Lage schon immer den Gewalten des Bodensees besonders ausgesetzt gewesen. Die Hagnauer sind aber auch stolz darauf, mehrfach als erste den zugefrorenen Bodensee überquert zu haben. Und zwar nicht erst im Jahr 1963, sondern auch schon 1830, als die Konstanzer Zeitung vom 5. Februar berichtete: „Die Eismasse dehnt sich immer weiter aus; heute kamen drei Männer von Hagnau (etwa eine Stunde oberhalb Meersburg) auf dem Eise hier an und überbrachten die Nachricht, dass der See von ihrem Orte bis nach Konstanz zugefroren sei“. Und Heinrich Hansjakob, der berühmteste Sohn des Ortes, berichtete noch 40 Jahre nach der Kälteperiode von 1830, dass zwei Hagnauer die ersten gewesen seien „die über das Eis nach den drei Stunden entfernten Schweizerdorf Altnau gingen und dort selbst von den prosaischen Schweizern mit Denkmünze und ehrendem Zeugnis ihres Mutes gekrönt wurden“. Als 1880 wieder eine Kältewelle den Bodensee mit einer tragenden Eisschicht überzog, schrieb der in Überlingen erscheinende „Seebote“ am 6. Februar, daß von Meersburg „der See, soweit das Auge reicht, eine Eisfläche in der Dicke von 2 bis 2,5 Zoll“ habe und: „Von Hagnau aus sollen heute früh mehrere Personen bis in die Mitte des Sees vorgedrungen sein.“ Am darauffolgenden Tag versuchten neun Männer erneut den Übergang nach Altnau, brachen mehrmals ein und wurden gegen Abend von den Altnauern in einer Gondel über einen kurz vor dem schweizerischen Ufer offen gebliebenen Kanal in Sicherheit gebracht. Dieses Abenteuer von 1880 ist gut dokumentiert

und die wagemutigen Neun haben dafür einen Gedenkstein errichten lassen. Besonders ausführlich ist die Geschichte der Eisprozession dargestellt, bei der 1963 – um eine Gelübde der Vorväter zu erfüllen – ein 1830 nach Hagnau verbrachtes Bild zurück nach Münsterlingen getragen wurde. Der Band ist sorgfältig gemacht, die Quellen sind immer klar zu verfolgen. So kann die nur etwa 1400 Einwohner zählende Gemeinde Hagnau in Zukunft nicht nur stolz auf ihre wagemutigen Seeüberquerer sein, sondern auch auf einen so engagierten Heimat- und Geschichtsverein und dessen zweiten Vorsitzenden Diethard Hubatsch.

F. Kawohl

Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hrsg.) Ein Bild der Zeit: Literatur in Baden-Württemberg; 1952–1970. Herausgegeben anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Rahmen des Landesjubiläums des Landes Baden-Württemberg vom 14. Juni bis 8. September 2002 im Museum für Literatur am Oberrhein, Karlsruhe. Rheinschrift Bd. 6. Karlsruhe: Info-Verlag 2002.

und

Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hrsg.) Wartet nicht auf bessere Zeiten: Literatur in Baden-Württemberg 1970 – 2012. Herausgegeben im Auftrag der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Rahmen des Landesjubiläums des Landes Baden-Württemberg vom 11. Mai bis 26. August 2012 im Museum für Literatur am Oberrhein, Karlsruhe. Rheinschrift Bd. 9. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 2013.

Bei „rheinschrift INFO Verlag“ und „rheinschrift mitteldeutscher Verlag“ erschienen, herausgegeben von der „Literarischen Gesellschaft Karlsruhe“, 2002 und 2013 zwei Bände zur Literatur in Baden-Württemberg, die sich auf den Zeitraum von 1952–2012 beziehen. Die beiden Bände sind chronologisch und thematisch aufgebaut und mit einem geschichtlich-politischen Kontext am Rand versehen.

In beiden Bänden geht es vor allem um die Namen von bekannten, bedeutenden und weniger bedeutenden Autoren, die in Baden-Württemberg beheimatet sind oder etwas mit B.-W. zu tun haben oder auch nichts damit zu tun haben. Es geht um Bücher und literarische Zeitschriften, um Dokumente (Manuskript- und Typoskriptseiten, Briefe, Gäste- und

Honorarlisten, Notizzettel, einen Brief von Gudrun Ensslin, und selbst das Titelblatt von Walsers Dissertation darf nicht fehlen), es geht um Verlage, um Rundfunk und Film, um Politik, Schuld und Kläger, um literarische Netzwerke wie die Gruppe 47, die Stuttgarter Gruppe oder den Ravensburger Kreis, um Preise wie, um die bekanntesten zu nennen, den Hebelpreis, den Schillerpreis, den Hessepreis, und das alles garniert mit unzähligen Fotos.

Die den Herausgebern als besonders wichtig scheinende Autoren werden mit einer Kurzbiographie vorgestellt, und, wenn sie ganz besonders wichtig scheinen, mit Textauszügen und Leseproben und Zitaten sowie mit Hinweisen auf Werk und Persönlichkeit bedacht, wobei der stets präsente Martin Walser uneinholbar die Top 1 in der Rangliste der präsentierten Baden-Württemberg-Autoren ist.

Was die in Baden produzierte Literatur betrifft, wird einiges nichtwissentlich oder wesentlich übersehen, so zum Beispiel das erzählerische Werk von Armin Ayren (nur den Namen zu nennen reicht nicht). Für die Freunde der alemannischen Mundart gibt es ein kurzes Kapitel in Band I mit einem Gedicht von G. Jung und eine Erwähnung von B. Epple, nichts davon in Band 2, dabei hätte wenigstens Markus Manfred Jung erwähnt werden müssen, der im Augenblick wohl kreativste Mundartpoet im alemannischen Land.

Dass in einer Literaturgeschichte nicht alle Namen genannt werden können, die es verdienen, dass Herausgeber subjektiv agieren, das alles weiß man, dass aber ein Lyriker wie Walter Gröner nicht erwähnt wird, zeigt, dass der oder die Herausgeber nicht ganz auf dem Laufenden sind, auch eine Lyrikerin wie Eva Maria Berg in Waldkirch durfte nicht unerwähnt bleiben. Vom Hörspiel, das auch etwas mit Literatur zu tun hat, so gut wie nichts. Dabei wurden vor allem im SWR Regional bemerkenswerte Hörspielsendungen produziert, etwa unter der Leitung von Matthias Spranger. Was die literarischen Zeitschriften betrifft, so wird zwar die *Allmende* erwähnt, aber mit keinem Wort werden Manfred Bosch und Matthias Spranger genannt, die die *Allmende* nicht nur gegründet, sondern sie für Jahrzehnte zu einer besonderen regionalen Zeitschrift machten, bevor sie dann nach deren Abgang zu einer ganz beliebigen Zeitschrift wurde. Ähn-

liches wie für *Allmende* gilt für den Elster-Verlag in Baden-Oos, der regionale Autoren um sich sammelte und einige eindrucksvolle Bücher herausbrachte, bevor er aufgab.

„Literatur in Baden-Württemberg“ ist eine brave, unkritische, zusammengestoppelte, lückenhafte Zusammenstellung von dem, was mit Literatur in diesem Land zu tun hat. Wer mehr wissen will, als er schon weiß, wird es vielleicht hier finden; wer sucht, was mit Hintergründen, mit Begegnung, mit menschlichem Schicksal, mit human touch zu tun hat, der braucht diese Bücher nicht in die Hand zu nehmen.

W. Duffner

Michael Ungethüm und Wolfgang Kramer (Hrsg.): *Tuttlingen – Weltzentrum der Medizintechnik*. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2013.

Wie kommt es, dass ein abgelegener kleiner Ort, ein industrielles Aschenputtel, weit entfernt von den großen Verkehrswegen, in nur 150 Jahren eine Vorzeigeregion wird und sich zu einem Weltzentrum der Medizintechnik entwickelt? Diese Frage beantworten detail- und facettenreich die beiden Herausgeber dieses Buches: Michael Ungethüm, den die Tatsache qualifiziert, dass er bereits 1977 zur Tuttlinger Aesculap AG kam und dieser Firma bis 2009 vorstand und Wolfgang Kramer, der von 1977 bis 1992 Kreisarchivar in Tuttlingen war und seit dreißig Jahren das Werksarchiv von Aesculap betreut, und also ebenfalls bestens mit der Entwicklung der Medizintechnik vertraut ist. Daneben ist er Vorsitzender des Hegau-Geschichtsvereins, mit dem der Baarverein meist mehrmals jährlich bei Exkursionen und Vorträgen kooperiert. Die Quellenlage ist das eigentliche Problem einer Erforschung und Beschreibung der Tuttlinger Medizintechnik, da es keine öffentlich zugänglichen Unterlagen über die Firmen im Bereich Medizintechnik gibt. Also ist man angewiesen auf Sekundärquellen, die zwar reichlich vorhanden sind, mit denen aber schwerlich eine exakte wissenschaftliche Arbeit zu erstellen ist. Darum wählten die beiden Herausgeber eine journalistisch-essayistische, aber doch wissenschaftsnahe Form der Darstellung.

Um auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen: es begann alles mit dem Messerschmiedehandwerk, das bereits seit dem Dreißigjährigen Krieg in Tuttlingen bestand.

Hier wuchs die Zahl der Messerschmiede vor allem vom ausgehenden 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts auf über 150 Handwerker an und die Tuttlinger Messer wurden auf den Märkten vieler süddeutscher Städte verkauft und in die Schweiz exportiert.

In den größeren Werkstätten setzte sich allmählich das Prinzip der Arbeitsteilung durch und es entstanden kleine Fabriken. Dem Konkurrenzdruck der Solinger Messer wichen die Tuttlinger Messerschmiede in die ökonomische Nische der „heilenden Messer“ aus, wie man die chirurgischen Instrumente damals nannte. War Frankreich in der frühen Neuzeit das Mekka der Chirurgen, so errang die deutsche Chirurgie im 19. Jahrhundert Weltgeltung. Die Begründung der Asepsis und die verbesserten Narkoseverfahren führten zu einer enormen Vergrößerung des ärztlichen Instrumentariums aller Fachrichtungen. Die Zahl der Firmengründungen, die sich mit diesem Spezialgebiet beschäftigten, stieg daraufhin in Tuttlingen stetig an. Beispielhaft und besonders eindrücklich wird die rasante Entwicklung der chirurgischen Instrumentenmacher Jetter und Scheerer in Tuttlingen geschildert, die sich über eine „Aktiengesellschaft für Feinmechanik“ zur weltweit führenden „Aesculap AG“ entwickelten, heute eine Tochter von Braun-Melsungen.

Das Tuttlinger „cluster“, d.h. die Ansammlung von Unternehmen der gleichen Branche, die dieses Zentrum der Medizintechnik ausmachen, umfasst etwa 400 bis 500 Firmen, darunter so renommierte wie die Karl Storz GmbH u. CoKG mit ihren Endoskopen oder die Gebrüder Martin, die heute KLS Martin Group heißen und Implantate und Op-Leuchten herstellen. Auch über die mit Beginn des Wintersemesters 2012/2013 abgeschlossene Aufbauphase Tuttlinger Hochschule und die Entstehung des Hochschulcampus wird ausführlich berichtet.

Ein Beitrag von Friedemann Maurer geht auf das pietistische Erbe der Tuttlinger Gründergeneration ein. Noch durch das ganze 19. Jahrhundert war Tuttlingen als evangelische Konfessionsinsel von lauter katholischen Gebieten umgeben. In dieser Isolierung wurde die Stadt ein Ort landeskirchlicher evangelischer Orthodoxie, wie geschaffen für die These von Max Weber von „der innerweltlichen

Askese des Protestantismus“. Diese Calvinisierung mit der Kernthese, dass der Mensch sich durch seine Berufsarbeit zu bewähren habe, trug sicher zum Erfolg der neu gegründeten Betriebe bei, zumal alle bedeutenden Mitglieder dieser Gründergeneration Protestanten waren. Der Beitrag von Josef Wieland von der Uni Konstanz über „Unternehmensethik und Wertemanagement in der Medizintechnik“ ist leider übertrieben theoretisch abgehoben und mit Anglizismen gespickt, so daß die wichtigen Problem im Verhältnis zwischen der Kompetenz der Führungskräfte eines medizintechnischen Betriebes und der Würde und dem Wohlergehen des Menschen als den obersten Ziele für die medizinische Forschung und die ärztlichen Praxis nur schwer zu erkennen sind.

Nach einem ausführlichen Streifzug durch medizinhistorische Museen und Sammlungen klingt das Buch aus mit einem Beitrag des neuen Aesculap-Chefs Hanns-Peter Knaebel über die „Zukunft der Medizintechnik“. Dieser sehr klar gegliederte Artikel kommt von der symbiotischen Koexistenz von operativer medizinischer Disziplin und Medizintechnik zur Medizin als Megatrend des 21. Jahrhunderts und weiter zur „Königsdisziplin“ der operativen Medizin, nämlich der richtigen Indikationsstellung zum operativen Eingriff und zum operativen Trauma. Neue Trends in der Medizintechnik durch die minimalinvasive Chirurgie, moderne Biomaterialien und die Biologisierung der Medizintechnik werden kurz vorgestellt und lassen ahnen, dass wir erst am Anfang einer medizintechnischen Revolution stehen.

Damit endet dieser optimistische Beitrag eines sehr informativen und hervorragend recherchierten Buches, dem man viele interessierte-neugierige Leser wünscht. *H. Keusen*

Michael Ungethüm: Verantwortung für das Ganze; Grenzgänge zwischen Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Friedrichshafen: Verlag Robert Gessler 3. Auflage 2013.

Der Autor Professor Dr. med. habil. Dr. Ing. Dr. med. h. c. Michael Ungethüm war bis zum Frühjahr 2009 Vorsitzender des Vorstands der Aesculap AG mit dem Stammsitz in Tuttlingen und gleichzeitig stellvertretender Vorsitzender des Vorstands des Mutterkonzerns B. Braun Melsungen AG, einem der weltgrößten Her-

steller von Medizinprodukten. (siehe auch die Rezension über M. Ungethüm und W. Kramer: Tuttlingen – Weltzentrum der Medizintechnik im gleichen Band). Der Band fasst Reden und Vorträge zusammen, die Ungethüm in den letzten zwei Jahrzehnten aus beruflicher Pflicht, aus Engagement in Ehrenämtern, als Würdigung für wichtige Weggefährten und als Dank für ihm erwiesene Ehrungen gehalten hat. Es geht ihm um nichts weniger als um den Einsatz für das gesellschaftliche Ganze.

Die Vorträge sind thematisch geordnet. Am Anfang steht die Entwicklung von Aesculap und die Beziehungen und Abhängigkeiten zwischen Wirtschaft und Wissenschaft. Nach Beiträgen über Kunst und Kultur, wo in der Auseinandersetzung mit der regionalen Kultur ein Zugang auch zu der Eigenart des ansässigen Menschenschlags geschildert wird, folgt ein Abschnitt über soziale Verantwortung und die so wichtige Sozialpartnerschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, in der Respekt und Aufrichtigkeit den Dialog bestimmen sollten. Das Buch schließt mit dem Blick auf treue Weggefährten und dem Kapitel über persönliche Wegmarken, dem noch ein Nachwort von Martin Walser folgt.

Die Beiträge zeigen einen lebensklugen, gebildeten und überaus belesenen, engagierten und über Grenzen schauenden Menschen von großer persönlicher Glaubwürdigkeit. Seine Urteile sind schnörkellos, logisch und klar, wie es sich für einen Naturwissenschaftler gehört. Nie aber sind sie kalt, abweisend oder zynisch, sondern geprägt von sozialer Verantwortung für seine Mitarbeiter und vom Mitgefühl für die Patienten, von Neugier und Hilfsbereitschaft im Wechselspiel von Kunst und Kultur und von großer Dankbarkeit beim Rückblick auf seinen bisherigen Lebensweg.

Martin Walser hat ein begeistertest Nachwort beigetragen. Er habe da Buch gelesen und sei „aus dem Staunen nicht mehr heraus gekommen“. Besonders beeindruckt war Walser über Sätze wie diese: „Eine Zunahme des theoretischen Wissens ist zunächst einmal völlig belanglos. Das Mehr an Erkenntnis wird erst dann relevant, wenn wir in der Lage sind, mit Hilfe dieses Wissens problemgerecht zu handeln“, „Der Sozialstaat dient ... nicht dazu, die vom Strukturwandel Betroffenen zu entschädigen, sondern dazu, sie in die gesell-

schaftlichen Interaktionsprozesse zu integrieren – gemäß der Devise: sozial ist, was Arbeit schafft“, „In einer Marktwirtschaft würde der heilige Martin heute eine Mantelfabrik errichten und dem Bettler Arbeit geben, damit er sich den Mantel kaufen kann“, und „Der Mensch kann wenig aus eigener Kraft. Er kann ohne fremde Hilfe nicht einmal Gutes tun“. Walser nennt das „soziale Zärtlichkeit“. Bei der Lektüre wird jeder Leser reichlich Gewinn ziehen, so wie es der Rezensent getan hat. Chapeau!

P. S.: Die Glaubwürdigkeit und natürliche Bescheidenheit dieses sympathischen Autors konnten die Mitglieder des Baarvereins anlässlich von zwei gelungenen Exkursionen persönlich erfahren, die unter seiner Führung standen: zu der von ihm gestifteten wunderschönen Kapelle St. Johannes und Jakobus am Witthoh im April 2006 und zum exzellenten Chirurgie-Museum der Aesculap AG in Tuttlingen im Frühjahr 2009. *H. Keusen*

**gäbele & rauffer. Architekten. BDA (Hg.):
Alte Hofbibliothek Donaueschingen. Neue
Perspektiven.** Freiburg: modo Verlag 2012.

Die vorbildlich sanierte Alte Hofbibliothek erhielt 2012 den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg wegen des „beispielhaften Nebeneinanders von historischer Ausstattung und neuer Nutzung“. Im selben Jahr erschien obige Publikation. Der Großteil des Buches ist ein virtueller Gang durch das Haus. In meist doppelseitigen Farbfotos wird das sanierte Gebäude vorgestellt. Die Besichtigung beginnt beim Außenbau, führt durch den Keller über das Treppenhaus durch die einzelnen Stockwerke bis ins zweite Obergeschoss. Die alte Ausstattung wie Archivschränke, Bibliotheksregale, Türen, Fenster und Holzböden wurden belassen und – falls nötig – neu aufbereitet. Kombiniert durch Einbauten (Aufzug und Toiletten) mit aktuellen Materialien wie Beton und Stahl, zeigt sich dem Betrachter ein Gebäude mit einer einmaligen Geschichte. Der schwierige Spagat zwischen alter Substanz und neuer Ausstattung samt neuer Nutzung als Kinder- und Jugendmuseum sowie Restaurant und Galerie wurde respektvoll und originell gelöst. Dies demonstrieren anschaulich die Fotos. Die beiden folgenden Kapitel „Vorher-Nachher-Vergleich“ und die „Baustelle“ ver-

anschaulichen die schöpferische Fantasie der Architekten und die Leistung der Handwerker während des Umbaus, welcher in nur einem Jahr bewältigt wurde.

Christian Schönwettters Beitrag „Zeitschichten als Raumerlebnis. Wie Architektur die Geschichte des Hauses in Szene setzt“ erläutert die vorangestellten Fotos und Sanierungspläne sowie deren Umsetzung durch die Architekten und die Auftraggeber Eveline und Felix Banthien als den neuen Besitzern. Schönwetter verweist nicht nur auf die neuen Baumaterialien wie Stahl und Beton, sondern geht auch auf die originellen Lösungen ein, welche die Crew fand, wie z. B. eine Stahlplatte, in welche die Baugeschichte der Hofbibliothek eingestanzte wurde, oder die Verkleidung der Betonteile (Aufzug, Toiletten) mit dem Muster einer Rankentapete aus der Erbauungszeit (1732). Zudem wurden Zitate aus den ehemaligen Beständen der Hofbibliothek auf den Beton aufgebracht wie z. B. der Anfang des Nibelungenliedes. Die neuen Bauteile sind also dekoriert mit historischen Zitaten. Bewusst wurde unverputztes Mauerwerk an wichtigen Stellen belassen. Alles dies sind originelle Lösungen der Architekten, die sie vor anderen guten Sanierern auszeichnen.

Das Buch wird beschlossen durch einen Aufsatz von Hofarchivar Andreas Wilts über die Baugeschichte der Donaueschinger Residenz und der Hofbibliothek. Wilts geht auf sämtliche bedeutenden Bauten ein, etwa auch das Schloss und die Stadtkirche. Besonders aufschlußreich ist die Schilderung der Bau- und Nutzungsgeschichte der Hofbibliothek. 1732 zunächst als Kanzleigebäude und Gefängnis erbaut, wurde sie erst ab 1860 als Bibliothek genutzt. Der vorzügliche Beitrag wird ergänzt durch weitgehend unbekanntes Auf- und Grundrisse der Hofbibliothek und weiteres Bildmaterial zu anderen Gebäuden. Wer sich über Donaueschingen als Residenzstadt informieren möchte, wird hier bestens informiert.

Vermisst wird bei diesem Buch ein Hinweis auf den Verkauf der Hofbibliothek 1999. Der unkundige Leser gewinnt den Eindruck, die Bestände seien lediglich ins Archivgebäude umgezogen. Dort ist aber nur ein verschwindend kleiner Teil untergebracht worden. Zeugen der früheren Nutzung sind im Gebäude die Bibliotheksregale und eine Leuchtinstallation

im Eingangsbereich: Alte handbeschriebene Karteikarten aus vergangenen Jahrhunderten in mehreren Sprachen wurden in Plexiglas eingelassen und werden von LED-Lampen beleuchtet. Neugierig wäre der Leser auch auf die Beziehung der Architekten zur Vergangenheit. An verschiedenen Stellen des Gebäudes gelingt es ihnen, „Zeitschichten“ sichtbar zu machen. Ein Aufsatz dazu aus ihrer Hand hätte den wertvollen Band zusätzlich bereichert.

A. Reichmann

Klaus Bümlein u.a. (Hrsg.): Kirchengeschichte am Oberrhein – ökumenisch und grenzüberschreitend. Hrsg. im Auftr. der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen. Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte 30. Ubstadt-Weiher, Heidelberg, Basel: Verlag Regionalkultur, 2013.

In der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg“ (ACK) arbeiten einundzwanzig Kirchen und kirchliche Gemeinschaften zusammen. Die ACK wurde 1973 gegründet und zum Jubiläum erschien 2013 ein dickleibiger Band, in dem Beiträge von 36 Autoren zu im weitesten Sinnen kirchengeschichtlichen Themen versammelt sind. Hermann Ehmer und Hans Americh bestimmen den Oberrhein als einen „religiös-kirchlichen Kulturraum“. Dieser bestand im Mittelalter und der frühen Neuzeit aus dem sehr großen rechtsrheinischen Bistum Konstanz, das sich von Bern bis Stuttgart erstreckte und den drei kleinen rheinübergreifenden Bistümern Strassburg (mit Bülh und Offenburg) Speyer (zwischen Homburg und Backnang) und Worms (mit Kaiserslautern und Heidelberg). Doch hat sich der Begriff „Oberrhein“ erst seit 1850 mit der Gründung der *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* durchgesetzt. Zehn Großkapitel zu Themen wie „Politische Geschichte“, „Religion und Kultur“, „Kirchen, Konfessionen und geistige Strömungen“, „Ökumene, Aussöhnung und Grenzüberschreitungen“, sind numerisch gegliedert, was einen Zusammenhang innerhalb und zwischen den Kapiteln suggeriert, der aber nicht eingelöst werden kann, denn schon die Themen sind oft nicht klar gegeneinander abgegrenzt: So werden unter der Zwischenüberschrift „Christliche Schriftsteller in Baden und in der Pfalz im 19. und 20. Jahrhundert“ sieben

Autoren kurz porträtiert und in längeren Absätzen zitiert, bevor das direkt anschließende, von einem anderen Autor verfasste Unterkapitel „Geistliche Dichtung zweier pfälzischer Autoren des 19. Jahrhunderts“ dem zuvor schon porträtierten schriftstellernden Pfarrer Friedrich Blaul eine zweite Kurzbiographie widmet. Viele Autoren gehen auf die Zeit der Reformation und des Humanismus ein, was zwar zum granzüberschreitenden Ansatz des Projekts paßt, da ja wegen der einflußreichen Straßburger Reformatoren genau in dieser Zeit der religiöse und geistige Austausch zwischen den Städten am Oberrhein besonders eng war. Der Elsässische Landesgeschichtler Bernard Vogler wagt in dem Kapitel „Religion und Kultur“ zumindest einen Ansatz zu der im Titel versprochenen „Kirchengeschichte am Oberrhein“. Weil er aber nur eine Seite für das 15. und je zwei für das 16. und 17. Jahrhundert zur Verfügung hat, kann daraus nicht mehr als ein Stichwortkatalog werden. Den Anspruch einer „Kirchengeschichte am Oberrhein“ kann der Band nicht einlösen. Doch kann er zukünftigen Autoren als Themensammlung dienen, zumal die mehr als 600 Seiten durch ein Personen- und Ortsregister gut erschlossen sind. Historiker werden sich auch über die Darstellung verschiedener kirchengeschichtlichen Vereine und Archive freuen. *F. Kawohl*

Friedemann Maurer: Treibende Kräfte – vom Leben und Arbeiten auf dem Hohen Wald. Streifzüge durch die regionale Kultur- und Wirtschaftsgeschichte.

Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2013.

Friedemann Maurer ist em. Ordinarius für Pädagogik verschiedener Universitäten, seit 1985 Vorsitzender des Vorstandes der regionalen Kunststiftung Hohenkarpen (Kunstverein Schwarzwald-Baar-Heuberg) und seit vielen Jahren dem Baarverein freundschaftlich verbunden. Mit dem Titel „Treibende Kräfte“ weist Maurer einerseits auf die allgemeinen Kräfte hin, die in gerade einmal einhundertfünfzig Jahren eine Hochtechnologie im Südlichen Hochschwarzwald entstehen ließen, aber er meint auch wörtlich die Kräfte der Trieb- schneidemaschinen, der Zahnräder und der Schneckengetriebe, die hier ab 1880 hergestellt wurden und die der Grundstock für die heutige moderne Zahnrad- und Getriebeindustrie

waren. Es geht also um die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen einer Landschaft im südlichen Schwarzwald, nämlich der Kammregion um den Thurner und die Kalte Herberge und deren Umkreis von 20 bis 30 Kilometern.

Die Region wurde von großen Klöstern der Benediktiner urbar gemacht, mit Menschen besiedelt und erschlossen für die Wald- und Forstwirtschaft. Später entwarfen die weltlichen Feudalherren, besonders das Haus Fürstenberg, die langfristigen Strategien beim Aufbau einer nachhaltigen Waldwirtschaft. Nach der Bauernbefreiung bildete sich der neue Stand der Hofbesitzer, dem ein zahlenmäßig größeres ländliches Proletariat gegenüberstand. Große Spannungen und Verwerfungen waren die Folge, auch verursacht durch die napoleonischen Kriege, Missernten und schnelles Bevölkerungswachstum.

Not macht erfinderisch und so entstand das Uhrenmachen in den Stubenwerkstätten der „Hüslibure“. Das waren die Anfänge einer differenzierten Industrie und Feinmechanik. Die Wachstumskrise des Uhrengewerbes Mitte des 19. Jahrhunderts führte zu einer verbesserten Ausbildung der Lehrlinge und zu einer hohen Professionalität der Uhrmacher, die sich in einem internationalen Feld von Wettbewerbern bewähren mussten. Ihr Können war auch Ausdruck einer zunehmenden Emanzipation der Menschen, die mit einer qualifizierten Ausbildung aus eigener Kraft ihr Leben gestalten konnten. Das wird beispielhaft geschildert am Weg der Unternehmersdynastie Morath aus Eisenbach. Der geniale Tüftler Johannes Morath (1838–1904) konzentrierte sich von Anfang an auf Zahnrad- und Werkzeugbau und steht damit in der Reihe der Pioniere der süddeutschen feinmechanischen Industrie. Er verkörpert den gründerzeitlichen Geist jener frühen Technikbegeisterung, aus dem der Wohlstand späterer Generationen erwachsen konnte. Unbeschadet vom Niedergang der Uhrenindustrie in den 1960er bis 1980er Jahren entwickelte sich die Morathdynastie in fünf Generationen bis zur international agierenden Donaueschinger Firma IMS Gear. Diese feierte 2013 ihr 150-jähriges Firmenjubiläum, das der Anlaß für die Entstehung dieses Buches war.

Besonders gelungen erscheint mir am Anfang des Buches ein Prolog über „Die Ge-

schichte als Kulturanthropologie“. Auf wenigen Seiten fasst der Autor präzise und treffend zusammen, was Geschichte für den einzelnen Menschen und für die Gesellschaften bedeutet: Wir Menschen werden einfach ohne eigenes Zutun und Verdienst in die Welt geboren und haben keinen Einfluss darauf, wer unsere Eltern und Geschwister sind. In diese immer schon unabhängig von uns bestehende Welt wachsen wir lernend hinein, denn im Unterschied zu den Tieren kommen wir ganz und gar unfertig auf die Welt. Doch wir Mängelwesen entwickeln uns lernend. Durch Lernen gelangen wir von der Fremdbestimmung zur Selbstbestimmung. So wird der Mensch im Guten wie im Bösen ein frei handelndes Subjekt mit dieser Doppelnatur. Die innere Welt formt sich im Austausch mit den äußeren Umständen des Lebens von Anfang an. Das individuelle wie das kollektive Gedächtnis, beide vernetzen sich mit denen, die vor oder neben uns waren und sind. Auf dieser Sinnsuche orientieren wir uns auch an dem, was vor uns war, d. h. wir erinnern uns und so lernen wir. Diese Standortvergewisserung gründet auf der Erkenntnis, dass wir unser Leben nie bei Null anfangen können, sondern dass wir uns auf einem Boden befinden, den andere vor uns und neben uns bearbeitet haben und bearbeiten. Das sagt das Sprichwort: „Wenn wir nie vergessen, wo wir herkommen, werden wir immer wissen, wo wir hin müssen“. Das belegt dieses gut recherchierte und informative Buch in der Folge sehr praktisch.

H. Keusen

**Reinhard Baumann und Rolf Kießling (Hrsg.):
Mobilität und Migration in der Region.**

Forum Suevicum. Konstanz und München:
UVK Verlagsgesellschaft 2013.

Um verschiedene Formen der Migration im Mittelalter und frühen Neuzeit geht es in diesem Sammelband, der eine Tagung des Memminger Forums aus dem Jahr 2011 dokumentiert. In der Diskussion gegenwärtiger Phänomene der Migration, so die Herausgeber, werde vergessen, dass Migration seit jeher ein Merkmal aller Gesellschaften war und jede historische Epoche ganz spezifische Formen kennt. Thomas M. Krüger beschreibt die Zuwanderung von mittelalterlichen Klerikern nach Augsburg, wo sich die mit päpstlicher Mission versehenen, aus Italien kommenden

Franziskanermonche erstmals in Deutschland niederliessen. Stephan Selzer berichtet über meist aus dem niederen Adel stammende Söldner die im 14. Jahrhundert nach Italien zogen. Die jungen Männer aus dem südwestdeutschen Raum mussten zunächst im Geld und Waffen investieren, konnten dann aber zu beträchtlichem Reichtum gelangen, vor allem dann, wenn sie nicht nur auf ihren eher bescheidenen Sold rechnen, sondern zusätzliche Einnahmen durch Plünderungen und Erpressungen für den Abzug ihrer Truppen erzielen konnten. Berüchtigt war etwa Werner von Urslingen aus einer in Irslingen (heute zu Dietingen im Landkreis Rottweil) beheimateten Familie, der eine große Söldnertruppe führte und mehrfach die Seiten wechselte, bevor er als reicher Mann heimkehrte. Selzers Beitrag geht aber vor allem den Schicksalen der vielen weniger erfolgreichen nach, die als „Gelegenheitsöldner“ nur für eine Saison oder für einen Kriegszug über die Alpen zogen: Manche starben oder wurden verletzt, andere blieben in Italien und gründeten dort Familien, und einige tauchen in den Akten italienischer Gefängnisse auf, in denen sie wegen Diebstahl oder Erpressung gefangen gehalten wurden. Der Herausgeber Reinhard Baumann schreibt über die „Gartmigration“ – das Verb „garten“ oder „garden“ bedeutet ‚betteln‘ und ‚vagabundieren‘ der Landsknechte des 16. Jahrhunderts, die sich vor allem aus Bauern und Handwerkern auf der Suche nach besseren Verdienstmöglichkeiten rekrutierten. Nach Beendigung eines Feldzuges aber blieben sie ohne Sold, und zogen als Gruppen umher, wobei zahlreiche Auseinandersetzungen mit der sesshaften Bevölkerung aktenkundig geworden sind, etwa mit Wirten, die um ihre Zeche geprellt wurden. Über konfessionell bedingte Migrationsströme berichtet Frank Kleinhagenbrock – aus dem Erzbistum Würzburg in das benachbarten protestantische Wertheim um 1600 – und Andreas Link, der die Integration der in den 1680er Jahren aus dem Deferegger Tal im Salzburgerischen nach Augsburg zugewanderten Protestanten statistisch erfasst: Erst in der sechsten Dekade nach der Zuwanderung lässt sich keine reine Deferegger-Hochzeit mehr unter den Nachfahren der Einwanderer nachweisen. Sabine Ullmann folgt Spuren der um 15. Jahrhundert aus süddeutschen Städten vertriebe-

nen Juden, die sich in kleineren Dörfern ansiedelten. Wolfgang Scheffnecht wertet vorarlbergischen Akten des 18. Jahrhunderts aus, die von Konflikten mit Zigeunern und anderen Vagabundierenden handeln. Die Migration von Italienern und Deutschen in das blühende Stickereizentrum St. Gallen zwischen 1860 und 1910 beschreibt Marcel Mayer, und Manfred Heerdegen die Integration sudetendeutscher Vertriebener im bayerischen Allgäu, wo während der 1950er Jahre – etwa im Landkreis Kaufbeuren, über 50 % „Neubürger“ gezählt wurden. Einwanderung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist auch Thema der Beiträge von Sabine Albrich-Falch – für Vorarlberg – und Philip Zolis – für München.

F. Kawohl

**Christian Keitel, Kai Naumann (Hg.):
Digitale Archivierung in der Praxis.**
Stuttgart: W. Kohlhammer 2013.

Wäre es nicht lohnend und reizvoll, den Inhalt des 23. Baarverein-Archivsclubbers zu kennen und digitalisiert über ihn zu verfügen? Also über die Manuskripte F.F. Klöster; CBA Fickler zu Remigius/Bräunlingen; Beilagen zu Geroldseck, Urslingen, Öfingen; Hüfingen: Römerbad, Mühlöschle; Altstadt Immendingen oder unedierte Urkunden aus der Hohenstaufferzeit? Der spezielle Langzeitarchivierungsdienst aus Digital Preservation for libraries, ein Projekt, dem auch das dem Baarverein vertraute Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg (BSZ) beigetreten ist, könnte dabei helfen. Allerdings erfordert das Unternehmen umfangreiche Hard- und Software, etliches Personal, Räumlichkeiten und externe Dienste, wie sie etwa das baarvereins eigene Magazin, das mit seinem Bestand allenfalls in der sechstklassigen Verbandsliga der Archive spielt, nie und nimmer besitzen. Da müssten leicht hunderttausend Euro aufgebracht werden.

H. Siefert

**Wolfgang Duffner: Die Baar. Begegnungen
in einer unentdeckten Landschaft.**

Hrsg.: Landesverein Badische Heimat e.V. in der Schriftenreihe der Badischen Heimat, Band 6.
Karlsruhe: G. Braun Buchverlag, 2013.

Die Baar, eine „unentdeckte Landschaft“ – Der Untertitel macht neugierig, weckt Erwartungen und löst unterschiedliche Gefühle aus:

Stolz – denn hier gibt es offensichtlich Einiges zu entdecken; auch Verwunderung – geht es denn um ein Stück „terra incognita“? Die Lösung des Rätsels, warum der Autor gerade diesen Untertitel gewählt hat, könnte neben der banalen Erklärung, ein Buchtitel müsse ja Interesse wecken, darin bestehen, dass die „Badische Heimat“ ihren Schwerpunkt mehr in den westlich des Schwarzwaldes gelegenen Landesteilen hat; die Baar aber liegt von dort aus gesehen abgelegen, „hinter“ dem Schwarzwald und ist auch von Höhenlage und Klima her vielleicht etwas weniger Heimat-nah.

An diesem Punkt setzt Duffner nicht ganz zu Unrecht an: er möchte Bekanntes und nur verstreut Zugängliches, gemischt mit den Erfahrungen auf Grund von persönlichen Begegnungen, den Lesern weiter entfernter Landesteile erschließen. Dabei gelingt es ihm durchaus, auch den Menschen, die auf der Baar leben und mit ihr bestens vertraut sind, neue Aspekte zu vermitteln. Mit anderen Worten: für jeden, der das Buch liest, gibt es Neues zu entdecken oder auch Vergessenes ins Gedächtnis zurückzurufen. Duffner hat in mehr als 45 Kapiteln ein Fülle von Informationen über Örtlichkeiten, Ereignisse und Personen der Baar zusammengetragen und in einer durchaus ansprechenden sprachlichen Form dargeboten. Er ist ganz offensichtlich mit der Literatur über die Baar vertraut, zeigt sich aber auch darüber hinaus „up to date“. Die persönliche Verbundenheit mit der Baar, mit ihrer Geschichte und mit ihren Menschen ist unübersehbar und macht die Lektüre sympathisch.

Auf der anderen Seite wird der Autor immer wieder Opfer seiner eigenen Wissensfülle. Man hat das Gefühl, er wolle dem Leser unbedingt sein umfangreiches Wissen aufdrängen, was dann mehrfach zu erklärenden, ergänzenden, teilweise völlig überflüssigen Klammerbemerkungen führt. Was hat beispielsweise die Aussage, dass die Schweine 95% der Gene mit uns Menschen teilen, in einem Buch über die Baar zu suchen? – Man mag über derartige Bemerkungen schmunzeln, doch führen solche Nebengleise von der eigentlichen Zielrichtung ab und vermitteln den Eindruck einer gewissen Geschwätzigkeit. Bei einer etwaigen Neuaufgabe wäre ein Straffung in diesem Punkt wünschenswert. Auch sollte dann die kleine, aber doch ärgerliche Namensunstimmigkeit „Hu-

ber-Wintermantel“ contra „Huber-Winterhalter“ (S. 158) in diesem ansonsten gut lektorierten Buch korrigiert werden. *W. Hilpert*

Dorothea Keuler: Aus der Reihe getanzt – Skandalöse Paare aus Baden und Württemberg.
Tübingen: Silberburg-Verlag 2013.

Mit leichter Hand hat Dorothea Keuler eine Sammlung unterhaltsamer historischer Miniaturen verfasst. Ihre Geschichten sind aus historischen Quellen gespeist, die Quellen sind im Anhang aufgeführt. Der Lesefluss wird aber nicht durch Fußnoten gestört. Die elf Ge-

schichten aus Baden und Württemberg von unmöglichen Paaren und verhängnisvollen Affären spielen zwischen dem Dreißigjährigem Krieg und dem späten 19. Jahrhundert. Besonders interessant werden manche die Schilderung der Liebe zwischen Elisabeth von Fürstenberg und Joseph von Laßberg finden. Es ist ein Buch, das man in England als „bedside book“ loben würde: Ein Buch, das man gerne zur Hand nimmt, wegen der romantischen Geschichten, dem guten Stil der Autorin und der schönen Buchgestaltung. *F. Kawohl*

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz: „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im März. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Der Schriftenband kostet 20,- Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25,- Euro enthalten.

Themenvorschläge oder fertige Manuskripte nehmen die rechts genannten Schriftleiter gerne entgegen. Die Beiträge sollen in der Regel nicht mehr als etwa 10.000 Wörter oder 60.000 Zeichen umfassen. Bitte senden Sie Texte in den Formaten .doc oder .docx, Tabellen und Abbildungen als gesonderte Dateien, Bilder möglichst im Format .tif oder .jpg in hoher Auflösung.

Die Autoren sind damit einverstanden, dass wir ihre Beiträge einige Zeit nach Erscheinen des gedruckten Jahresbandes in elektronischer Form auf von uns vertriebenen Datenträgern verbreiten und zum kostenlosen Herunterladen z. B. über unsere Website www.baarverein.de und über den Südwestdeutschen Bibliotheksverbund www.swb.de bereitstellen.

Nach Erscheinen des Jahresbandes stehen die im Rezensionsteil besprochenen Bücher in der Donaueschinger Bibliothek des Baarvereins für Vereinsmitglieder und Gäste bereit. Die Öffnungszeiten und den Link zur Onlinerecherche in den Beständen unserer Bibliothek finden Sie über unsere Homepage: www.baarverein.de.

Für naturkundliche Beiträge wenden Sie sich bitte an
Dr. Helmut Gehring
Königsberger Str. 30
78052 VS-Villingen
gehring.vs@t-online.de

Für geschichtliche Beiträge und Buchbesprechungen wenden Sie sich bitte an
Dr. Friedemann Kawohl
Germanstraße 16
78048 VS-Villingen
fkawohl@t-online.de